

Von Kopf bis Fuß auf Rieucros eingestellt

*Ein ewig gleicher Himmel umgibt uns in Rieucros.
Daran ist nichts zu ändern, das macht uns niemals froh.
Doch bleibt es unbenommen, daß es sich auch mal dreht
und wir nach Mende kommen, wie's in den Karten steht.*

*Wir sind von Kopf bis Fuß auf Rieucros eingestellt,
das ist jetzt unsere Welt und sonst gar nichts.*

Mechtild Gilzmer Fraueninternierungslager in Südfrankreich

Rieucros und Brens
1939-1944



*Erbsen umschwirren uns wie Motten um's Licht,
und wenn sie anbrennen, ja dafür kann man nichts.*

*Die kleinen Feuerstellen sind Mode in Rieucros.
Gebacken und gebrutzelt das wird auf Holz und Stroh.
Im 20. Jahrhundert, welch'ne Errungenschaft,
die Bogdanova heizt ein, in 'ner halben Stunde
hat sie's geschafft.*

*Wir sind von Kopf bis Fuß auf Rieucros eingestellt,
das ist jetzt unsere Welt und sonst gar nichts.*

*Ratten und Mäuse sind unser Hausgetier,
und wenn sie erscheinen, ja dann schreien wir.*

*Die Namen vieler Männer erklingen in Rieucros.
Man sieht jetzt Pärchen wandeln, offiziell in Mende verlobt.
Und wer noch nicht so weit ist, dem sei es anvertraut:
Er gehe mal hinunter und werde wieder Braut.*

Fraueninternierungslager in Südfrankreich

of

Mit ihrem charakteristischen interdisziplinären Ansatz, ihren experimentierfreudigen Methoden und Überlegungen hat Frauenforschung in Berlin ein beachtenswertes Innovationspotential aufzuweisen. Die Reihe **Der andere Blick. Frauenstudien in Wissenschaft und Kunst** stellt besonders interessante Ergebnisse vor. Die einzelnen Bände sind inhaltlich in sich abgeschlossen; ihre unterschiedlichen Themen sind ein Spiegel des breiten Spektrums der Forschung von Frauen. Neben fachwissenschaftlich interessanten Studien umfaßt die Reihe Monographien, Anthologien, Dokumentationen und Text-Bild-Bände, die sich auch an eine breitere Öffentlichkeit wen-

den. Dieses Publikationsforum gewährt Einblicke in aktuelle Diskussionen, neue Erkenntnisse, Ansätze und Schwerpunkte der Frauenforschung, trägt zu ihrer theoretischen, methodischen und inhaltlichen Entwicklung bei und regt zum intensiveren Austausch zwischen den Wissenschaften und Künsten und anderen Bereichen der gesellschaftlichen Praxis an. Die Bände gehen aus Projekten hervor, die auf Vorschlag der Förderkommission Frauenforschung bei der Berliner Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen im Rahmen des Förderprogramms Frauenforschung unterstützt worden sind.

Mechtild Gilzmer

Fraueninternierungslager in Südfrankreich

Rieucros und Brens 1939-1944

Orlanda Frauenverlag

Die Reihe **Der andere Blick. Frauenstudien in Wissenschaft und Kunst** wird herausgegeben von
der Förderkommission Frauenforschung bei der Berliner Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen
bei der Orlanda Frauenverlag GmbH, Berlin.

F 35.8

GIL

2

Geschenk

Universität des Saarlandes
Romanistik - Bibliothek
D-66123 Saarbrücken

107230

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Gilzmer, Mechtild:

Fraueninternierungslager in Südfrankreich : Rieucros und Brens 1939 – 1944 /

Mechtild Gilzmer. – 1. Aufl. – Berlin : Orlanda Frauenverlag, 1994

(Der andere Blick)

Zugl.: Berlin, Freie Univ., Diss.

ISBN 3-929823-10-1

1. Auflage 1994

© 1994 Orlanda Frauenverlag GmbH, Großgörschenstr. 40, 10827 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Gestaltung: Types, Berlin

Druck: Clausen & Bosse, Leck

IV KULTURELLES LEBEN IN RIEUCROS UND BRENS

Kunstproduktion in französischen Internierungslagern	99
„Von Kopf bis Fuß auf Rieucros eingestellt“	102
Schreiben als Selbstbehauptung	106
Gelegenheitslyrik	107
„Schneewittchen in Rieucros“	129
Die Prosatexte von Lenka Reinerová	133
Die Kostümbildnerin Sylta Busse	149

V BRENS

Brens: Die letzte Etappe vor der Deportation	187
Biographischer Anhang	205
Quellen- und Literaturverzeichnis	215

Danksagung

Den ZeitzeugInnen, die mir mit großer Offenheit und Geduld ihre Erinnerungen an Emigration und Internierung mitgeteilt haben, möchte ich ganz herzlich danken. Ohne ihre Bereitschaft, sich meinen Fragen zu stellen, wäre dieses Buch nicht entstanden. Vor allem danke ich ihnen für ihr Vertrauen und die Erlaubnis, die zahlreichen Originaldokumente zu veröffentlichen.

Im Verlauf meiner Arbeit war ich ganz wesentlich auf die Mithilfe von Angehörigen ehemaliger Internierter, NachlaßverwalterInnen und Informationsträgern jeglicher Art angewiesen. Ihnen allen möchte ich an dieser Stelle danken. Ausdrücklich erwähnen möchte ich hier Herrn Hans-Ulrich Schmückle, dem ich viele Hinweise und eine Fülle von Material über die in Rieucros internierte Kostümbildnerin Sylta Busse verdanke. Danken möchte ich auch der Leiterin der Archive in Mende, Frau Duthu, ebenso wie ihrem Stellvertreter, Alain Laurans, die beide meine Arbeit in den Archiven und meine Recherchen in Mende tatkräftig und unbürokratisch unterstützten. Das gilt auch für den Leiter der Archive in Albi, Herrn Le Pottier, der mir

freundlicherweise die Reproduktionen von Photos aus dem Lager Brens zur Verfügung stellte. Vidar Jakobson von der jüdischen Gedenkstätte in Paris gilt mein Dank für seine hilfreiche Unterstützung meiner Arbeit ebenso wie der Historikerin Rolande Treppe für ihre vielfältigen fachlichen Hinweise. Für zahlreiche Gespräche und Anregungen danke ich besonders Hans-Richard Brittnacher, Hartmut Eggert und Daniela Riess-Beger.

Ohne die materielle Hilfe verschiedener Institutionen, die die aufwendigen Recherchen mitfinanzierten, wären diese nicht möglich gewesen. Der DAAD und das Förderprogramm Frauenforschung bei der Berliner Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen haben diese Arbeit durch Stipendien möglich gemacht. Gefördert wurde sie des weiteren durch die Lufthansa. Der saarländische Sparkassen- und Giroverband hat mit einer großzügigen Spende zur Publikation beigetragen.

Mein abschließender Dank geht an Vanina Georges, die mit ihrer geduldigen Unterstützung wesentlich dazu beitrug, daß diese Arbeit zustande kam.

Abkürzungen

AN Archives Nationales

AD Archives Départementales

Bemerkungen zur Zitierweise

Alle französischen Zitate wurden von mir übertragen. Die Übersetzungen der im Lager entstandenen französischen Gedichte stammen ebenfalls von mir. Es handelt sich dabei um die Texte: *Eine Woche in Rieucros*; *Barackenchefin*; *Für den zukünftigen Tag* und *Abschied vom Lager*. Dabei wurde vor allem auf eine sinngemäße Übertragung geachtet. Die Texte „Schneewittchen in Rieucros“ und „Freiheitli und Gewaltung“ wurden unverändert aus dem Original übernommen.

Bildnachweise

Akademie der Künste Berlin-Brandenburg,
Stiftung Archiv, Sylta Busse-Nachlaß

Archives Départementales du Tarn

Angelita Bettini

Haya Bobkowski

CDJC/Paris

Mali Fritz

Annemarie Günther

Ursula Katzenstein

Dora Schaul

Hans-Ulrich Schmückle

Den Frauen von Rieucros und Brens gewidmet

Leerseite

Einleitung

Die Sprache hat es unmißverständlich bedeutet, daß das Gedächtnis nicht ein Instrument für die Erkundung des Vergangnen ist, vielmehr das Medium. Es ist das Medium des Erlebten wie das Erdreich das Medium ist, in dem die alten Städte verschüttet liegen. Wer sich der eignen verschütteten Vergangenheit zu nähern trachtet, muß sich verhalten wie ein Mann, der gräbt. Vor allem darf er sich nicht scheuen, immer wieder auf einen und denselben Sachverhalt zurückzukommen – ihn auszustreuen wie man Erde austreut, ihn umzuwühlen, wie man Erdreich umwühlt. Denn „Sachverhalte“ sind nicht mehr als Schichten, die erst der sorgsamsten Durchforschung das ausliefern, um dessentwillen sich die Grabung lohnt. Die Bilder nämlich, welche, losgebroschen aus allen früheren Zusammenhängen, als Kostbarkeiten in den nüchternen Gemächern unserer späten Einsicht – wie Torsi in der Galerie des Sammlers – stehen. Und gewiß ist's nützlich, bei Grabungen nach Plänen vorzugehen. Doch ebenso ist unerlässlich der behutsame, tastende Spatenstich in's dunkle Erdreich. Und der betriegt sich selber um das Beste, der nur das Inventar der Funde macht und nicht im heutigen Boden Ort und Stelle bezeichnen kann, an denen er das Alte aufbewahrt. So müssen wahrhafte Erinnerungen viel weniger berichtend verfahren als genau den Ort bezeichnen, an dem der Forscher ihrer habhaft wurde. Im strengsten Sinne episch und rhapsodisch muß daher wirkliche Erinnerung ein Bild zugleich von dem der sich erinnert geben, wie ein guter archäologischer Bericht nicht nur die Schichten angeben muß, aus denen seine Fundobjekte stammen, sondern jene vor allem, welche vorher zu durchstoßen waren.

Walter Benjamin:

Gesammelte Schriften IV, 1. S. 400 f.

Im Sommer 1990 fand im südfranzösischen Mende ein Abend über das französische Internierungslager Rieucros statt, zu dem ehemalige WiderstandskämpferInnen geladen waren und Persönlichkeiten, die in der Geschichte der Stadt eine Rolle gespielt hatten. Im Verlauf des Abends überreichte mir eine der anwesenden Frauen einen großformatigen Briefumschlag, in dem sich ein mehrmals gefalteter Musterbogen befand. Ich zog ihn heraus: altes, vergilbtes Papier, an den Ecken ausgefranst und an manchen Stellen nur noch mühsam durch aufgeklebte Abreißstreifen von Briefmarken zusammengehalten. „Souvenir de Rieucros“, „Erinnerung an Rieucros“ ist darauf zu lesen und ein Datum: „août 1940“.

Die Kästchen des karierten Bogens sind mit Buntstiften ausgefüllt worden und ergeben ein Muster, das einer in Rieucros internierten Emigrantin als Vorlage zum Knüpfen eines Teppichs gedient hatte. Durch die Anordnung der Farben sind Formen entstanden, die sich zu einem Muster fügen, in dem jedes Teil für sich und doch auch in einem Zusammenhang steht.

Dieses abgegriffene Stück Papier, an dem die Spuren der vielen Arbeitsstunden des Teppichknüpfens haften, ist eines der zahlreichen Dokumente, die ich im Laufe der letzten Jahre über Rieucros und Brens zusammengetragen und in der Beschreibung der Geschichte der beiden Internierungslager zu einem Gesamtbild verknüpft habe.

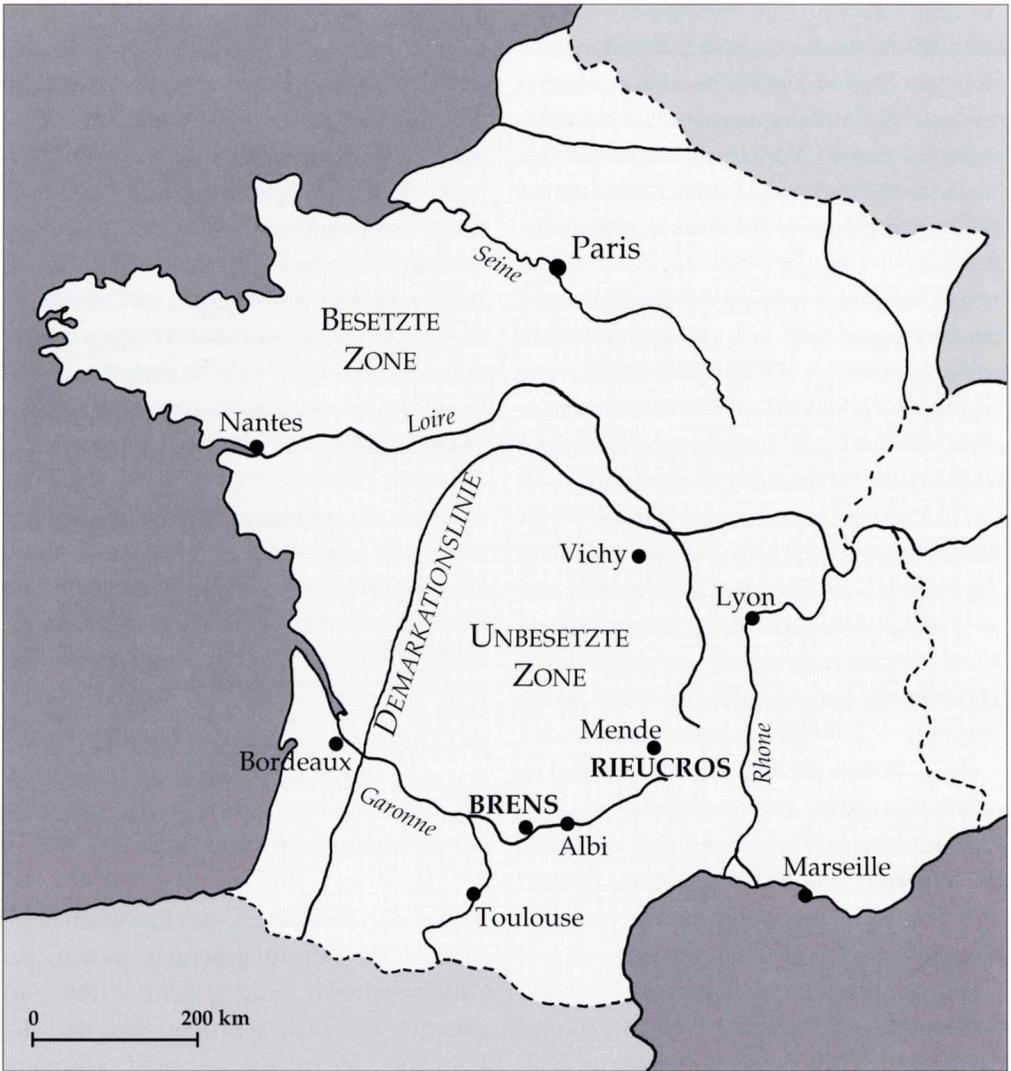
Aufgrund der desolaten Forschungslage bestand meine Arbeit zunächst in umfangreichen Recherchen, in deren Verlauf ich zahlreiche Interviews mit ehemaligen Internierten und anderen ZeitzeugInnen führte und Archivmaterial in deutschen und französischen Archiven gesichtet habe. Dabei konnte ich Schritt für Schritt das Material gewinnen, das mir als Basis für die Rekonstruktion des Alltagslebens und der kulturellen und politischen Aktivitäten in den beiden Lagern diente: offizielle Schreiben und Berichte der Lagerverwaltung, Erlasse und Zeitungsartikel, Tagebuchnotizen und Briefe der internierten Frauen, Gedichte und Märchen, Zeichnungen und Skizzen, Photos vom Alltag im Lager, aber auch von Theateraufführungen und vieles andere mehr.

In Rieucros und Brens waren während des Zweiten Weltkriegs eine Zeitlang ausschließlich Frauen interniert, sogenannte „feindliche“ Ausländerinnen zusammen mit Französinnen.

Doch wie kam es zu diesen Internierungen? In den dreißiger Jahren gewannen in Frankreich aufgrund der wirtschaftlichen Krise fremdenfeindliche und rechtsradikale Tendenzen an Bedeutung. Auf die angeblich drohende Gefahr der „Überfremdung“ durch die „Asylantenflut“ reagierten die politischen Verantwortlichen unter dem Druck der öffentlichen Meinung mit einer immer restriktiver werdenden ausländerfeindlichen Gesetzgebung, und dazu gehörte auch die Möglichkeit der Internierung von Mißliebigen. Entgegen der naheliegenden Vermutung waren diese Lager also nicht im Verlauf des Krieges von den deutschen Besatzern eingerichtet worden, sondern von den Franzosen. Die Mehrheit der Lager befand sich in der bis November 1942 von

den Deutschen unbesetzten Zone. Das erste Lager entstand im Februar 1939 in Rieucros bei Mende und wurde ab Oktober 1939 in ein Frauenlager umgewandelt. Im Unterschied zum bekannteren Lager Gurs, in dem eine Zeitlang hauptsächlich, jedoch nie ausschließlich Frauen interniert waren, gehörten die in Rieucros internierten Frauen einer von den französischen Behörden als besonders gefährlich angesehenen Kategorie an, die die Einweisung in ein spezielles „camp répressif“ (Lager mit repressivem Charakter) als notwendig erscheinen ließ. Viele dieser Frauen waren politisch aktive, linke Exilierte, was einen entscheidenden Einfluß auf die Art des Zusammenlebens und die politischen und künstlerischen Aktivitäten im Lager hatte. Während zu anderen Lagern wie Gurs, Les Milles und auch Le Vernet bereits detaillierte Einzeldarstellungen vorliegen, steht eine grundlegende Forschungsarbeit zu Rieucros bisher aus.

Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, sei an dieser Stelle betont, daß diese Internierungslager sich in ihrer Funktion, Struktur und der Behandlung der Internierten ganz wesentlich von Konzentrationslagern unterschieden. Ziel der Internierung war weder die Ausbeutung billiger Arbeitskraft noch die physische und psychische Vernichtung der Internierten. Die Internierung von AusländerInnen war von den französischen Behörden zur Kontrolle von „feindlichen“ AusländerInnen genutzt und als Möglichkeit gesehen worden, die Zahl der AsylbewerberInnen zu reduzieren. Im Laufe der Zeit und vor allem in der durch den Kriegsverlauf völlig veränderten Situation erhielten die Lager, ohne daß dies ursprünglich so geplant gewesen wäre, dann allerdings einen anderen Charakter. Durch die Politik des mit Deutschland kollaborie-



Die geographische Lage der beiden Internierungslager Rieucros und Brens

renden Vichy-Regimes, das bereits im Oktober 1940 die ersten Gesetze zur Diskriminierung von Jüdinnen und Juden erließ, wandelten sich die Internierungslager zu „Vorzimmern des Todes“. Von dort aus wurden viele ausländische und französische Jüdinnen und Juden in die deutschen Vernichtungslager deportiert.

Der Versuch, vergangene Ereignisse zu rekonstruieren, wie er in diesem Buch unternommen wird, bleibt notwendigerweise fragmentarisch. Die „wirklichkeitsgetreue Auferstehung der Vergangenheit“, so die französische Historikerin Arlette Farge, ist nur schwer zu leisten. „Vor ihr steht man allein, wie das Individuum im Angesicht der Menge; einsam und gleichsam fasziniert. Denn man spürt sowohl die Kraft des Inhalts als auch die Unmöglichkeit, ihn zu dechiffrieren, ihn wiederherzustellen.“ (Farge 1989, 22)

Meine Arbeit ist dem seit einiger Zeit in der Exilforschung etablierten thematischen Zusammenhang Frauen und Exil verpflichtet. Während die bisherigen Forschungen über Frauen im Exil aufgrund des enormen Nachholbedarfs vor allem die Präsenz und Leistungen der Frauen hervorgehoben und dokumentiert haben, wird es in Zukunft darum gehen, die Besonderheiten der Exilerfahrungen von Frauen zu erfassen. Die interdisziplinär arbeitende Exilforschung kann sich dabei auf die Ergebnisse der Frauenforschung verschiedener Disziplinen wie Soziologie, Geschichte oder Literaturwissenschaft stützen. Im Sinne des unter dem Begriff „gender studies“ aus Amerika eingeführten Blickwechsels muß die Erforschung von Frauen im Exil die grundlegende Bedeutung der Geschlechtszugehörigkeit für historische und soziale Erfahrung berücksichtigen. Mit diesem Paradigmen-

wechsel steht nun die Betrachtung der Auswirkungen der Geschlechtszugehörigkeit auf den geschichtlichen Prozeß und das geschichtliche Erleben von Frauen *und* Männern im Vordergrund.

Da Exilforschung sich mit Alltagsgeschichte beschäftigt, stellt sich die Frage nach dem methodologischen Verhältnis der beiden Kategorien Alltag und Geschlecht. In ihren Überlegungen zur Alltagsgeschichte und Geschichte der Geschlechterbeziehungen kommt Dorothee Wierling zu folgendem Ergebnis:

Es geht [...] bei der Erforschung von Genus im Alltag um die Bedeutung, die Männer und Frauen ihrer Geschlechtszugehörigkeit und dem anderen Geschlecht geben. [...] Genusgeschichte als Alltagsgeschichte bezieht sich also auf geschlechtsspezifische Geschichtserfahrung, im Sinne von Wahrnehmung und Deutung, auf lebensgeschichtliche und geschichtliche Wünsche und Ziele und auf alltägliche Strategien und Handlungen, auf das Aushandeln eines konkreten Geschlechterverhältnisses. (Wierling in Lüdke 1989, 178)

Neben der Darstellung der historischen Situation, die zur Internierung „feindlicher Ausländerinnen“ führte, geht es mir darum, den alltäglichen Erfahrungen und der Funktion der politischen und künstlerischen Betätigung in den Lagern nachzuspüren. Dabei werde ich danach fragen, welche Besonderheiten die künstlerischen Produkte auszeichnen, an welche ästhetischen und politischen Traditionen die Frauen anknüpften und wie sie diese für eigene Zwecke nutzten und umformten.

Die Internierung setzte bei vielen Frauen einen Prozeß in Gang, in dessen Verlauf festgefügte Denkmuster und auch Vorurteile ins Wanken gerieten. Er wurde durch die Heterogenität der Frauen, ihre unterschied-

liche soziale und geographische Herkunft, ihre Weltanschauungen und Lebenseinstellungen, die auch gegensätzlichen Weiblichkeitsentwürfen entsprachen, verstärkt. In ihrer Irritation über die neue, ungewöhnliche Situation, der Erfahrung weiblicher Kasernierung, suchten die Frauen auch nach neuen Rollen für sich. Zumindest in der künstlerischen Produktion, in einigen Gedichten und Märchen wird deutlich, wie sich die Internierten auch mit ihrer Identität als Frauen auseinandersetzten und die engen Fesseln der Geschlechterrollen zu sprengen suchten. So schreibt Lenka Reinerová, um nur ein Beispiel zu nennen, ihren weiblichen Figuren in dem Märchen „Freiheitli und Gewaltung“ Eigenschaften wie Unabhängigkeit, Mut, Stärke und Entschlossenheit zu, wodurch sie ihren Handlungsspielraum erweitert. In der bedrohlicher werdenden Situation des Lagers Brens, in das

die Frauen aus Rieucros Anfang 1942 überführt wurden, scheinen sich die Internierten jedoch auf die stereotype Rollenzuweisung zurückzuziehen und in überlieferten Verhaltensweisen und ihren starren Formen Schutz zu suchen.

Insgesamt ist auffällig und faszinierend, welch kreatives Potential die Frauen unter den extremen Bedingungen entfaltet haben. Jede einzelne trug auf ihre Weise und mit ihren Fähigkeiten dazu bei. Beeindruckend sind die Kraft und Ausdauer, mit denen der Lageralltag bewältigt und gestaltet wurde. Trotz Hunger und Kälte schrieben die Frauen Gedichte; sie zeichneten, spielten Theater, oder sie bastelten in minutiöser Kleinarbeit kleine kunstgewerbliche Gegenstände. Und in dieser Selbstbehauptung gegen den Ausnahmezustand und die davon ausgehende Bedrohung liegt ein beeindruckendes Beispiel menschlicher Würde.

Leerseite

I. KAPITEL

Voraussetzungen und Umstände der Internierung „feindlicher Ausländer“ in Frankreich ab 1939

Leerseite

I. KAPITEL

Voraussetzungen und Umstände der Internierung „feindlicher Ausländer“ in Frankreich ab 1939

Leerseite

Zeitgeschichtlicher Hintergrund

Die ständig steigende Zahl von Ausländern, die in Frankreich leben, zwingt die Regierung dazu [...], gewisse Maßnahmen zu ergreifen, die von der Sorge um die soziale Sicherheit, die allgemeine wirtschaftliche Lage des Landes und die Wahrung der öffentlichen Ordnung getragen sind.

Mit diesen Worten leitete der französische Ministerpräsident Edouard Daladier im *Journal Officiel* (Amtsblatt) vom 3. Mai 1938 die Regierungsverordnung ein, mit der eine verschärfte Kontrolle von AusländerInnen möglich wurde. Daladier betonte weiter, daß die Veränderungen sich durchaus nicht gegen politische Flüchtlinge richten, sondern daß ausschließlich diejenigen avisiert seien, die sich unerlaubt und mit falschen Ausweispapieren in Frankreich aufhielten. Der Ministerpräsident wies darauf hin, daß die politisch Verfolgten selbstverständlich weiterhin in den Genuß des französischen Asylrechts kommen würden: „Frankreich wird stets für diejenigen offen sein, die in ihrem Heimatland aufgrund ihrer Gedanken und Ideale verfolgt werden und hier um Asyl bitten.“ (*Journal Officiel* 1938, 4967) Gleichzeitig sei Frankreich jedoch nicht länger bereit, Ausländer aufzunehmen, die davon unrechtmäßig Gebrauch machten und das Gastrecht der Franzosen mißbrauchten. In einem Bericht der Deutschen Botschaft in Paris vom 6. Mai 1938 an das Auswärtige Amt in Berlin werden die wesentlichen Änderungen der neuen Gesetzgebung zusammengefaßt:

Die Meldevorschriften sind erheblich verschärft worden [...]. Ferner muß der Ausländer, der eine Aufenthaltserlaubnis für Frankreich erhalten hat, jeden Wohnungswechsel anzeigen [...]. Das schwierige Problem der Unterbringung von aus Frankreich ausgewiesenen Ausländern, die für ein anderes Land einen Sichtvermerk nicht erhalten können, hat das Dekret dadurch zu lösen versucht, daß es den Innenminister ermächtigt, diesen Elementen bestimmte Aufenthaltsbezirke anzuweisen, wo sie der Polizeiaufsicht unterliegen. (Bundesarchiv Koblenz, Findbuch R 22, Aktenband 2506)

Am 7. November 1938 wurde der deutsche Gesandte Ernst vom Rath von Hershel Grynszpan, einem Juden polnischer Herkunft, in Paris erschossen. Fünf Tage später, am 12. November, erließ die französische Regierung eine Verordnung, die einschneidende Änderungen in bezug auf die Stellung der Ausländer in Frankreich enthielt. In Ergänzung des Dekrets vom 2. Mai 1938 sah diese Verordnung vor, feindliche verdächtige AusländerInnen zur besseren Kontrolle in eigens dafür eingerichtete Lager einzuweisen. Von dieser Maßnahme betroffen waren – laut Text – diejenigen, die nicht ausgewiesen werden konnten, obwohl ein Ausweisungsbefehl gegen sie vorlag (sei es, daß sie als politisch Verfolgte nicht mehr in ihr Heimatland zurückkehren konnten oder daß sie noch kein Exilland gefunden hatten, das sie aufnehmen würde) und die „als gefährlich für die öffentliche Ordnung oder die innere

Sicherheit des Landes“ angesehen wurden. (*Journal Officiel*, 13.11.1938, 12920) Die französischen Präfekten hatten von nun an die Möglichkeit, diejenigen Personen in ein Lager einzuweisen, die ihnen in dieser Hinsicht verdächtig erschienen.

Da es sich dabei nach französischem Recht um eine polizeiliche Maßnahme handelte, die nicht in der Folge einer strafbaren Handlung, sondern präventiv getroffen wurde, hatten die betroffenen Personen keinerlei Möglichkeit, sich dem mit juristischen Mitteln zu entziehen. Barbara Vormeier ist zuzustimmen, die in ihrer sehr aufschlußreichen Dokumentation zur französischen Emigrantenpolitik (1933 bis 1944) schreibt, daß die Internierung, „ohne daß eine strafbare Handlung vorgelegen hatte, einem völligen Freiheitsentzug gleichkam“ (1977, 212). Die vage Formulierung bot einen großen Spielraum bei der praktischen Umsetzung des Dekrets und vor allem die Möglichkeit, politisch mißliebige Flüchtlinge zu internieren. Straffällig in diesem Sinn waren bereits all jene, die ohne Papiere illegal nach Frankreich eingereist waren und in der Zwischenzeit noch keine Ausweispapiere erhalten hatten.

Im Januar 1939 wurde die Einrichtung des Sammellagers („Centre spécial de rassemblement“) von Rieucros bei Mende im Département Lozère realisiert. Innerhalb eines halben Jahres und deutlich vor Ausbruch des Krieges waren demnach die politischen, juristischen und praktischen Voraussetzungen für die Internierung von AusländerInnen geschaffen worden.

Es stellt sich die Frage, warum das traditionelle Asylland Frankreich zu diesen restriktiven Maßnahmen griff. In den zwanziger Jahren war Frankreich noch das bedeutendste Einwanderungsland in Europa. 1934 lebten mehr als drei Millionen AusländerInnen in

Frankreich, fast 7% der Bevölkerung. Dies hatte verschiedene Ursachen. Die demographische Situation nach dem Ersten Weltkrieg, der massive Verlust von Menschenleben, spielte dabei sicher eine wesentliche Rolle und bildete eine Voraussetzung für die unproblematische Aufnahme der zahlreichen EmigrantInnen. Die Mehrzahl kam aus Süd- und Osteuropa und war auf der Flucht vor den dort herrschenden schwierigen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Bedingungen. Die polnischen Bergarbeiter fanden Arbeit in den lothringischen Minen oder in der nordfranzösischen Bergarbeiterregion. SpanierInnen und ItalienerInnen, die sich vor allem in Südfrankreich ansiedelten, fanden hier ihr Auskommen als LandarbeiterInnen oder HandwerkerInnen. Die ausländischen ArbeiterInnen bildeten innerhalb der französischen Gewerkschaft CGT eine eigene Gruppe, die *Main-d'oeuvre immigré* (MOI).

Diese ArbeiterInnen, die den Anfang der zwanziger Jahre in Frankreich herrschenden Arbeitskräftemangel wettmachen sollten, wurden ebenso wie ihre Familien in der Regel gut integriert. Nach dreijährigem Aufenthalt in Frankreich konnten sie bereits die französische Staatsangehörigkeit beantragen. Wie Anne Grynberg belegt, löste dieses Gesetz eine Fülle von Anträgen aus (1991, 23).

Dies änderte sich jedoch schlagartig, als die Weltwirtschaftskrise Frankreich erreichte. Während die Zahl der Arbeitslosen im Jahr 1930 1700 betrug, schnellte sie innerhalb kürzester Zeit hoch und erreichte 1935 400 000. Der nun einsetzende Verteilungskampf um die rar werdenden Arbeitsplätze verlief nach altbekanntem Muster. Für die entstandenen Schwierigkeiten wurde ein Sündenbock gesucht und gefunden: die AusländerInnen. Gefördert wurde die sich nun ausbreitende Ausländerfeindlichkeit durch gesetzliche Maß-

nahmen, die suggerierten, daß mit der Reduzierung ausländischer Arbeitskräfte eine Lösung für die wirtschaftlichen Probleme erreicht werden könnte. Am 10. August 1932 wurde ein Gesetz erlassen, das den Anteil ausländischer ArbeitnehmerInnen in bestimmten Berufssparten begrenzte (Grynberg 1991, 24). Gleichzeitig setzte ab Januar 1933 der Strom der Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland ein. Der erste größere Schub der – vor allem politischen – EmigrantInnen kam Anfang 1933 nach der Machtergreifung Hitlers. Die Zahl der Flüchtlinge nahm mit den jeweiligen repressiven Maßnahmen und Verfolgungen in Deutschland stetig zu. Das Abstimmungsergebnis im Saarland im Jahr 1935, der „Anschluß“ Österreichs 1938 und die Annexion der Tschechei bildeten weitere Anlässe für einen verstärkten Zustrom von Flüchtlingen nach Frankreich.

Während das Außenministerium im April 1933 noch die Direktive an die französischen Konsulate ausgab, die Anträge auf Erteilung eines Visums möglichst wohlwollend zu behandeln, beschloß die Regierung, die sich aus Vertretern der radikal-liberalen Partei zusammensetzte, bereits im Oktober desselben Jahres, den Ansturm der Flüchtlinge zu bremsen.

Wie falsch und für die Betroffenen in letzter Konsequenz lebensgefährlich die Behauptung sein kann, es handle sich bei bestimmten AsylbewerberInnen ja doch „nur“ um WirtschaftsemigrantInnen, zeigte sich am Beispiel der jüdischen EmigrantInnen, die versuchten, aus Deutschland auszuwandern und ein Aufnahmeland zu finden. Der französische Generalkonsul in Köln ging bei der Erteilung von Visa 1933 davon aus, daß die jüdische Bevölkerung in Deutschland keinerlei Gefahr ausgesetzt sei: „die jüdischen ‚Flüchtlinge‘, die derzeit um Aufnahme in

Frankreich bitten, sind Geschäftsleute und Angestellte – Leute, die in Deutschland keinerlei Verfolgung ausgesetzt sind und die einzig und allein die Hoffnung auf ein besseres Einkommen nach Frankreich zieht.“ (zit. n. Grynberg 1991, 28)

Mit dieser Einstellung stand der Konsul sicher nicht allein. Die Bedrohung, die von Deutschland ausging, wurde zu diesem Zeitpunkt im Ausland und eben auch in Frankreich vielfach unterschätzt oder gar nicht wahrgenommen. Hinzu kam noch, daß sich Teile der Presse den nationalsozialistischen Ideen gegenüber durchaus aufgeschlossen zeigten und daß sie eine kaum verschleierte Bewunderung für die Autorität und die Energie Hitlers äußerten. Gleichzeitig betonten sie, daß Deutschland von alters her der „Erbfeind Frankreichs“ sei und daß man also den deutschen Emigranten gegenüber mißtrauisch sein müsse. Daneben schürten rechtsgerichtete Presseorgane wie *L'Ami du peuple* oder *Le Temps* in Artikeln, die von fremdenfeindlichen und antisemitischen Äußerungen strotzten, die Angst vor den Fremden.

Das Fatale an der Entwicklung lag darin, daß dem Propagandafeldzug der Presse von seiten der Politiker kein Widerstand entgegengesetzt wurde, sondern daß diese sich aus Gründen der Machterhaltung dazu hergaben, Konzessionen an die solchermaßen aufgeputschte öffentliche Meinung zu machen. Auf die massenhafte Flucht jüdischer EmigrantInnen im Anschluß an die „Reichskristallnacht“ am 9. November 1938 reagierte die französische Regierung mit Verordnungen, die die Situation der AusländerInnen weiter verschlechterten (Grynberg 1991, 34).

Unter den politischen Parteien äußerten nur die Kommunisten und die Sozialisten ihre Sympathie mit den Verfolgten und Ver-

triebenen. Aus Parlamentsdebatten der Zeit geht hervor, daß sie deren Partei ergriffen und die Entwicklung kritisch betrachteten (vgl. Badia 1979, 31 ff. und Vormeier 1977, 225 f.). Der Sieg der linken Parteien bei den Wahlen vom 5. Mai 1936 legte den Grundstein für entscheidende sozialpolitische Veränderungen. Auf die im Anschluß an die Regierungsbildung einsetzende Streikwelle und die damit verbundenen Forderungen reagierte die radikal-sozialistische Regierung unter Léon Blum mit Entgegenkommen. Der Arbeiterschaft gelang es, ihre Forderungen nach Lohnerhöhung, 40-Stunden-Woche, bezahltem Jahresurlaub und anderen sozialen Errungenschaften durchzusetzen. Auch für die EmigrantInnen brachte die Volksfront eine Verbesserung ihrer Lage. Doch Politik und Zielsetzung der Volksfront scheiterten an den divergierenden Interessen der ungleichen Regierungspartner. Für die unterschiedlichen Forderungen und politischen Positionen der Kommunisten, der Radikal-Liberalen und der Sozialisten gab es bald keinen gemeinsamen Nenner mehr. Das Scheitern der Volksfront hatte auch für die EmigrantInnen Auswirkungen. Die Vertreter der radikal-liberalen Partei, die ab 1938 die Verant-

wortung für die ausländerfeindlichen Verordnungen trugen, wollten deutlich machen, daß sie Frankreich in der schwierigen politischen und wirtschaftlichen Lage gegen die „inneren Feinde“ schützen könnten. Durch die scharfen Angriffe von rechts in die Enge getrieben, zeigten sie ihre „vaterländische Gesinnung“ dann unter anderem auf dem Feld der „Ausländerbekämpfung“. Gleichzeitig setzten sie sich damit ganz bewußt von ihren ehemaligen Koalitionspartnern in der Volksfront und deren ausländerfreundlichen Haltung ab, um so salonfähig zu erscheinen und ihre Wählbarkeit unter Beweis zu stellen. Dies hebt auch Badia hervor:

Die Radikalen (Vertreter der Mittelklasse, der sie entstammen und die sie im Parlament ebenso vertraten wie die Interessen des Großbürgertums) waren leicht beeinflussbar durch den Druck und die Schwankungen der öffentlichen Meinung, die selbst wiederum unter dem Einfluß der Presse als der hauptsächlichsten Informationsquelle der damaligen Zeit stand. Sie hatten Deutschland gegenüber keine klare politische Haltung. Und ebensowenig hatten sie eine Emigrationspolitik. Gegenüber den Flüchtlingen aus dem 3. Reich wird sich die Haltung von Toleranz in den ersten Monaten des Jahres 1933 zu brutaler Fremdenfeindlichkeit im Jahr 1939 wandeln (1979, 22 f.).

Die Internierungen

„Alle sind aufgebracht über die Einrichtung eines Lagers für unerwünschte Fremde in Rieucros. Die benachbarten Gemeinden sind beunruhigt, und einige von ihnen haben energische Protestschreiben an den Präfekten gerichtet.“ Mit dieser Feststellung beginnt ein Artikel, der die Überschrift „Camp de concentration de Rieucros“ trägt und am 26. Februar 1939, also einen Monat nach Einrichtung des Lagers, in der Lokalzeitung *La Croix de la Lozère* erschien.

In der Tat hatten einige Lokalpolitiker einen offenen Brief an den Präfekten geschrieben, den die Zeitung *Le Soc* am 19. Februar 1939 in vollem Wortlaut abdruckte. Darin wird gegen die Einrichtung des Lagers mit dem Argument protestiert, die Internierten seien Kriminelle, denn „die Ankunft von Polizei und Gefängniswärtern zeige deutlich, um welche Kategorie Ausländer es sich handelt: Es sind dies Unerwünschte, die zum größten Teil vorbestraft sind.“ Mit diesem Protestschreiben wurde eine Kampagne eingeleitet, die darauf abzielte, den Präfekten und den Bürgermeister von Mende zu diskreditieren. Ihnen wurde vorgeworfen, das Lager Rieucros unter dem Vorwand eingerichtet zu haben, verfolgte EmigrantInnen aufzunehmen und darin nun Kriminellen auf Kosten des Staates Kost und Logis zu gewähren. Die Vorwürfe waren durch die Berichterstattung der Presse genährt worden. Unter dem vielsagenden Slogan: „La lutte contre l’invasion étrangère

[Der Kampf gegen die Invasion der Fremden]“ zitierte die regionale *La Croix de la Lozère* einen Artikel aus *Le Matin* vom 18.2.1939, der die Gefahren heraufbeschwört, die angeblich von den zahlreichen internierten Kriminellen ausgehen:

Die Einwohner von Mende sperren sich zu Hause ein, manche trauen sich bei Einbruch der Dunkelheit nicht mehr aus dem Haus. Wenn eine Mutter ihrem Sohn angst machen will, sagt sie: „Wenn du in der Schule nicht brav bist, werde ich dich nach Rieucros bringen, zu den Banditen.“

Dieser Artikel aus dem *Matin* ist von mehreren Kommentaren lokaler Journalisten flankiert, die in einem verbalen Kraftakt und einer wahren Kaskade fremdenfeindlicher Äußerungen den Teufel der „Überfremdung“ an die Wand malen: „Man stelle sich vor: Wir sind gezwungen, Kriminelle zu beherbergen und zu ernähren, die in ihren Heimatländern unerwünscht sind und die wir nicht ausweisen können! Unser schönes Land ist zur Müllhalde Europas geworden.“ Unter Hinweis auf die Flüchtlinge aus Spanien und Hitlerdeutschland heißt es weiter: „Diese fallen in unser Land ein und bringen Krankheit, Unordnung, Anarchie und Revolte mit oder sogar Diebstahl und Verbrechen.“

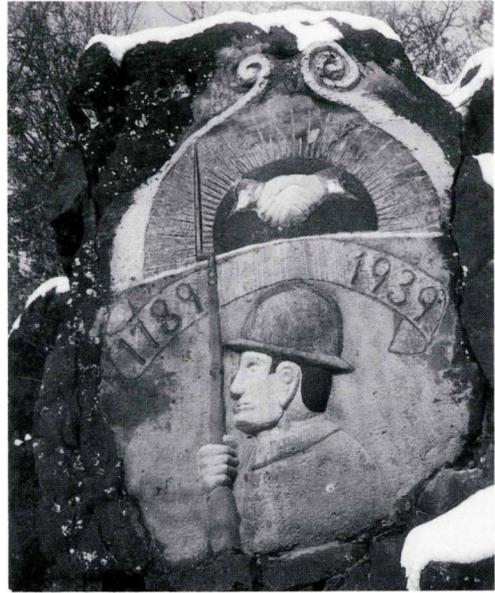
Am 4. Juni 1939 erschien in der *La Cévenne Républicaine* ein offener Brief, in dem die insgesamt 49 Unterzeichner, alles ehemalige

Spanienkämpfer, die in Rieucros interniert waren, gegen die Verleumdungen und die Hetztiraden protestierten. Sie schrieben:

Le Soc zeigt sich in höchstem Maße besorgt um das Lager Rieucros und benutzt dabei ungesicherte Informationen von einer bestimmten Gruppe, die in diesem Lager untergebracht ist, und zwar ehemalige Vorbestrafte und andere skrupellose Individuen, die nichts mit den emigrierten antifaschistischen Arbeitern zu tun haben.

Den Archivunterlagen ist zu entnehmen, daß am 7. März 1939 insgesamt 62 Ausländer in Rieucros interniert waren, die von der Lagerleitung als „Angehörige der Internationalen Brigaden“ charakterisiert werden und vor dem Ausbruch des Spanienkriegs bereits in Frankreich gelebt hatten. Von der Präsenz der ehemaligen Spanienkämpfer im Lager zeugt heute noch eine in Stein gehauene Skulptur, die einen Soldaten zeigt, der mit entschlossenem Griff sein Gewehr präsentiert. Diese Skulptur wurde 1939 von den Internierten zum 150. Jahrestag der französischen Revolution angefertigt.

In der Forschung und der öffentlichen Diskussion um die Internierung feindlicher AusländerInnen in Frankreich wird häufig argumentiert, daß diese Maßnahmen – im Rahmen der Spionageabwehr und der Bekämpfung feindlicher Agitation – durchaus verständlich seien. Dies um so mehr, als die Fünfte Kolonne als Schreckgespenst in den Köpfen spukte. Der Begriff war während des Spanischen Bürgerkriegs für die Infiltration des Feindes in die eigenen Reihen geprägt worden, was wesentlich zur Niederlage der Republikaner beigetragen haben soll. Dazu ist zu sagen, daß die ersten Internierungen schon einige Zeit vor Kriegsbeginn stattfanden und daß Ende August, Anfang September 1939 die AntifaschistInnen als erste inter-



Die Skulptur der Spanienkämpfer Photo: © Dora Schaul

niert wurden. Diese Internierungspraxis und die anbietende Haltung Frankreichs bei seinen Verhandlungen mit Deutschland legen denn auch eher eine andere Lesart nahe: „Im Hinblick auf eine mögliche Verhandlung mit dem Reich bemüht sich die französische Regierung, die nach Frankreich geflohenen Gegner Hitlers ‚zum Schweigen zu bringen‘ und weitere repressive Maßnahmen gegen sie zu ergreifen“ (Badia 1979, 85).

Damit erreichte die regierende radikal-liberale Partei gleich zweierlei: Ihre ausländerfeindliche Gesetzgebung fand den Beifall der Öffentlichkeit und stärkte ihre politische Position. Gleichzeitig setzte sie die gesetzlichen Regelungen aber auch als Instrument ein, um ihren politischen Konkurrenten, die Linke, zu treffen.

Während die Polemik über die Behandlung der „Unerwünschten“ in Mende und Umgebung weiterging, sah sich Frankreich mit einem weiteren Flüchtlingsproblem konfrontiert. Nach dem Ende des Spanischen

Bürgerkriegs flohen die besiegten RepublikanerInnen, eine Flut erschöpfter ZivilistInnen und die versprengten Reste der republikanischen Armee, über die Pyrenäen nach Südfrankreich.

In aller Eile wurden für die Männer unweit der Grenze im Département Pyrénées-Orientales fünf Lager eingerichtet, nahe den Ortschaften Argelès, Saint-Cyprien, Barcarès, Arles-sur-Tech und Prats-de-Mollo. Die Frauen, Kinder und alten Männer wurden in verschiedene, über ganz Frankreich verteilte Aufganglager gebracht. Die genauen Umstände ihrer Flucht, ihre Unterbringung und ihr weiteres Schicksal sind bisher von der Forschung unberücksichtigt geblieben. In den fünf Lagern am Mittelmeer befanden sich im März 1939 insgesamt 226 000 Männer (Grynberg 1991, 41). Da sich die französische Regierung auf diese Fluchtwelle in keiner Weise vorbereitet hatte, waren die hygienischen und materiellen Verhältnisse katastrophal: Es gab kein fließendes Wasser, die Mehrzahl campierte in Ermangelung von Baracken oder Zelten unter freiem Himmel, Wind und Wetter schutzlos ausgeliefert. Die Folgen waren unausweichlich: „Verschiedene Krankheiten breiten sich im Lager aus: zahlreiche Internierte haben Durchfallerkrankungen, Typhus, Tuberkulose oder Sumpffieber. Es sind sogar einige Fälle von Lepra zu verzeichnen.“ (Grynberg 1991, 44)

Proteste und Interventionen zahlreicher linker Politiker bewirkten, daß diese Mißstände bekannt wurden. Um Abhilfe zu schaffen, wurden weitere Lager eingerichtet: Agde, Bram, Septfonds, vor allem aber ab März 1939 das Lager Gurs. In nur 42 Tagen erbaut, konnte Gurs rund 18 000 Menschen in insgesamt 428 Baracken aufnehmen. „Am 10. Mai 1939, zwei Wochen nach der offiziellen Eröffnung des Lagers waren bereits

18 985 Personen in Gurs interniert, darunter 5000 Freiwillige der Internationalen Brigaden; 1200 von ihnen waren Deutsche und Österreicher.“ (Vormeier 1977, 225)

Der offizielle Zweck der Internierung bestand in der Planung und Durchführung der Rückkehr der EmigrantInnen in ihre Heimatländer bzw. in ein anderes Zufluchtsland. Dies wurde jedoch durch den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verzögert und erschwert. Angesichts der sich abzeichnenden Kriegsgefahr hatten die internierten Antifaschisten ihre Bereitschaft erklärt, im Falle eines Krieges in der französischen Armee zu dienen. Doch obwohl ein Gesetz vom 12. April 1939 die Möglichkeit vorsah, auch Ausländer in den französischen Streitkräften zu mobilisieren, schloß die französische Regierung die deutschen und österreichischen Staatsbürger von dieser Regelung aus.

Statt dessen wurde auf die wehrdienstfähigen Internierten zunehmend Druck ausgeübt, sich zur Fremdenlegion zu verpflichten. Bereits im Februar 1939 hatten die Präfekten in einem Rundschreiben die Aufforderung erhalten, zu überprüfen, ob nicht ein Teil der aus Spanien ins Land strömenden Angehörigen der Brigaden in die Fremdenlegion eintreten wolle. Nach dem Ausbruch des Krieges wurde dies den Betroffenen dann sehr deutlich nahegelegt. Eine Weigerung galt als feindliche Haltung gegenüber Frankreich und wurde entsprechend sanktioniert (Badia 1979, 239). In seinen autobiographischen Aufzeichnungen *Die Splitter des Spiegels* beschreibt Willy Maywald, ein emigrierter Photograph, die Methoden bei der Anwerbung durch die Behörden: „Schon nach kurzer Zeit versuchten die Militärbehörden, uns für die Fremdenlegion anzuwerben. In glühenden Farben schilderten sie uns die Vorteile. Wer sich nicht melden wollte, wurde bedroht, man

würde seine Angehörigen belangen und deren Wohnungen beschlagnahmen.“(1985, 107)

Ende August, Anfang September 1939 leiteten die französischen Behörden weitere Maßnahmen gegen in Frankreich lebende AusländerInnen ein: Die politisch Verdächtigen – und das waren in den Augen der französischen Polizei die KommunistInnen und ihre SympathisantInnen – wurden zum Teil noch in den letzten Augusttagen, also vor Ausbruch des Krieges verhaftet. Rechtliche Grundlage war in diesem Fall wieder das Dekret vom 12. November 1938 und das Gesetz vom 25. März 1935,

das in Artikel 6 den in den zwanziger Jahren abgeschafften Artikel 10 der Strafprozeßordnung (code d'instruction criminelle) wieder eingeführt hatte. Dieser Artikel 10 ermächtigte die Präfekten, bei Verbrechen und Delikten gegen die innere oder äußere Sicherheit des Landes ohne gerichtlichen Haftbefehl Verhaftungen anzuordnen (Vormeier 1977, 223).

Von dieser Maßnahme war auch eine Reihe von politisch aktiven Frauen betroffen. Da es sich dabei um eine relativ kleine Gruppe handelte, scheint man der Ansicht, sie nicht eigens erwähnen zu müssen. So kommt es in der Forschungsliteratur, aber auch in der Presse zu der immer wiederholten, aber dadurch nicht minder falschen Behauptung, Frauen seien von dieser ersten Internierungswelle verschont geblieben. Lediglich die der antifaschistischen Tradition besonders verpflichtete Darstellung *Exil in Frankreich* benennt das Schicksal der Frauen:

Allein in der Nacht zum 1. September wurden in Paris über 100 deutsche Emigranten, die in verschiedenen Komitees tätig waren, festgenommen und im Gefängnis La Santé eingekerkert. Über 60 Frauen wurden in der folgenden Nacht ins Gefängnis La Petite Roquette gebracht. (Schiller u.a. 1981, 381)

Nach einem Aufenthalt von einigen Wochen in den Pariser Gefängnissen wurden die Verdächtigen nach Südfrankreich in sogenannte „camps répressifs“ transferiert. Dies waren Lager für besonders gefährliche „Unerwünschte“, („indésirables“), wie sie in der administrativen Sprache hießen. Die Männer kamen nach Le Vernet in den Pyrenäen, wo sich bereits ehemalige Spanienkämpfer befanden, die Frauen nach Rieucros, das nun zum reinen Frauenlager wurde. Diese Umwandlung wurde von der Presse in Mende mit Erleichterung aufgenommen:

Die Unerwünschten aus dem Konzentrationslager Rieucros haben uns glücklicherweise verlassen und sind von der Präfektur an einen anderen Ort gebracht worden, der ihrer Situation eher angemessen ist. Rund hundert deutsche Frauen, die in Frankreich lebten und wegen des Kriegsausbruchs interniert wurden, werden an ihrer Stelle ins Lager Rieucros einziehen, in die durch neue Baracken vergrößerte Anlage. Eine erste Gruppe dieser neuen Bewohner ist bereits eingetroffen. (*La Croix de la Lozère*, 22.10.1939)

Die Frauen kamen am 18. Oktober 1939 in Rieucros an. Einen Monat später trat eine weitere Verordnung für die Internierung von AusländerInnen in Kraft. Das Dekret vom 18. November 1939 richtete sich gegen Personen, die als „gefährlich für die nationale Verteidigung und Sicherheit“ galten (Vormeier 1977, 225). Damit waren weitere Inhaftierungen und Internierungen, besonders von politisch aktiven EmigrantInnen verbunden.

Gleichzeitig stellte sich für die französische Regierung die Frage, wie die zahlreichen anderen Ausländer im wehrdienstfähigen Alter behandelt werden, ob und wie sie in den Kriegshandlungen eingesetzt werden sollten. Zunächst wurden am 7. September 1939 alle männlichen Emigranten zwischen

17 und 50 aufgefordert, sich in den angegebenen Sammellagern einzufinden. Dies war in Paris u.a. das große Stadion Roland Garros. Ab 14. September 1939 galt dies dann auch für alle Männer zwischen 50 und 65. In den ersten drei Kriegsmonaten wurden rund 15000 vorwiegend deutsche und österreichische Emigranten interniert.

Eine eigens zu diesem Zweck eingerichtete Kommission („commission de criblage“) entschied über Freilassung oder weitere Internierung der Betroffenen. Mitte Januar 1940 befand sich ein Teil der „politisch Unverdächtigen“ wieder auf freiem Fuß. Diese Männer konnten sich für spezielle Arbeitsdienstgruppen für Ausländer („groupements de prestataires étrangers“) melden. Vermutlich traten damals insgesamt 9000 Flüchtlinge in die Fremdenlegion und 5000 in die Arbeitsdienstgruppen ein.

Der weitere Kriegsverlauf, der Vormarsch der Deutschen und die Besetzung Belgiens veranlaßten die Behörden, ledige oder kinderlos verheiratete Frauen und Männer zwischen 17 und 55 Jahren, die aus Deutschland, dem Saargebiet oder Danzig stammten, zu internieren. Öffentliche Bekanntmachungen und Zeitungsaufrufe forderten sie auf, sich in den jeweils bezeichneten Sammellagern einzufinden.

Die Frauen, die sich in Paris ins Vélodrome d'Hiver begeben mußten, wurden nach ca. einer Woche in das Lager Gurs gebracht. Anne Grynberg gibt an, daß dort am 23. Juni 1940 9283 Frauen interniert waren, während es laut Barbara Vormeier am 29. Juni bereits „nur noch“ 6356 Frauen und Kinder waren. Diese auffällige Differenz erklärt sich möglicherweise mit der Entlassung und Flucht einer Vielzahl von Frauen angesichts der militärischen Niederlage Frankreichs und dem damit einhergehenden allgemeinen Chaos.

Erst seit kurzem findet in der französischen Öffentlichkeit eine Auseinandersetzung um die Lager und ihre Geschichte statt. Dies hängt mit der langen Tabuisierung dieses Themas in Frankreich und der Verdrängung gewisser Aspekte aus der nationalen Geschichte zugunsten der favorisierten Erforschung und Darstellung des heroischen, Widerstand leistenden Frankreichs zusammen. Die Beurteilung und das Verständnis der Geschichte der Internierung in Frankreich werden durch kollektive Denkschemata bestimmt, die mit dem Geschichtsbewußtsein zusammenhängen, das durch das Bild der „grande nation“, der Vorreiterin für Menschenrechte und Demokratie, geprägt ist. Dieses positive Selbstbild wurde in der Vergangenheit nur selten in Frage gestellt. Durch die Enttabuisierung bestimmter Teile der nationalen Geschichte wurde inzwischen unter anderem jedoch die Tatsache ins allgemeine Bewußtsein gerückt, daß es in Frankreich während des Zweiten Weltkriegs Internierungslager gab und daß im Verlauf des Jahres 1942 Tausende von ausländischen und französischen Jüdinnen und Juden mit Billigung und Hilfe französischer Behörden von Frankreich aus deportiert wurden.

Eine Fülle von Publikationen über diese „Schattenseite“, die „Schande“ französischer Geschichte, wie dies einige AutorInnen bereits kritisch in ihren Buchtiteln anklingen lassen,¹ und die ausführliche Berichterstattung in den Medien aus Anlaß des 50. Jahrestages der großen Razzia in Paris vom 16. Juli 1942 sorgten ebenso dafür wie der spektakuläre Prozeß um Klaus Barbie, den Gestapo-Chef von Lyon, und Justizaffären um ehemalige französische Kollaborateure.

Dabei wurde unmißverständlich deutlich, wie sehr sich das Regime von Vichy durch eine eigene antisemitische Politik an den

schlimmsten Verbrechen dieses Jahrhunderts beteiligt hat.

Pétain hatte nicht nur von sich aus die Idee zur Kollaboration mit Hitler, den er im Oktober 1940 in Montoire traf, sondern deckte auch von Anfang an die Diskriminierung der ausländischen und französischen Juden, die zumindest in der „freien Zone“ von den Deutschen nicht verlangt worden war. Vichy hatte von sich aus ab Oktober 1940 zahlreiche antijüdische Dekrete erlassen, die einem Berufsverbot gleichkamen und mit erniedrigenden Verordnungen alle Juden zu rechtlosen Subjekten machten. (*Neue Zürcher Zeitung*, 18.7.1992)

Eine genaue Analyse der Ereignisse, die in den Deportationen von 1942 ihren tragischen Höhepunkt fanden, steht noch aus. Die Verantwortung für das Geschehen wird bisher größtenteils allein dem Vichy-Regime und den mit den deutschen Besatzern kollaborierenden Behörden und Funktionsträgern sowie einigen Intellektuellen angelastet. Verdrängt wird in den Debatten, die inzwischen auch auf breiter Ebene in den Medien geführt werden, daß ja die ersten Internierungen bereits während der III. Republik stattfanden, daß damit der politische Gegner, sprich die Kommunisten, außer Gefecht gesetzt werden sollten und daß die ideellen Grundlagen für die spätere Entwicklung bereits in den dreißiger Jahren gelegt worden waren. Nur sehr zögernd findet in Frankreich die Auseinandersetzung mit jenen Aspekten der Vergangenheit statt, in denen die Spaltung der französischen Gesellschaft, „La guerre des deux France“, deutlich wird, wie Bertrand Le Gendre dies in seiner Rezension der kürzlich erschienenen Studie *La France aux Français* von Pierre Birnbaum nennt. Er schreibt, „daß die Spaltung Frankreichs eine Konstante seiner Geschichte ist, daß der Haß nicht erloschen ist, der in regelmäßigen Zeit-

abständen die ‚wahren‘ katholischen und nationalistischen Franzosen gegen die Franzosen der Reform, der Thora, des Koran und der Logen aufbringt.“²

Das ist auch der Hintergrund, auf dem die weiter oben beschriebene Auseinandersetzung in Mende um das Lager Rieucros zu sehen ist. In den Attacken der rechtsgerichteten Presse gegen den Bürgermeister und den Präfekten werden deren angeblich humanitäre Beweggründe bei der Einrichtung des Lagers angeführt und diskreditiert. Dies geschieht jedoch nicht aus Sorge um die Internierten, sondern mit dem Ziel, dem politischen Gegner zu schaden. Es ist zu vermuten, daß die beiden Verantwortlichen tatsächlich den Flüchtlingen einen Zufluchtsort bieten wollten. Dafür spricht auch der Einsatz des Bürgermeisters für die Spanienflüchtlinge. In einem Brief vom 19. April 1939 an das französische Komitee zur Koordination der Hilfe für die spanische Zivilbevölkerung bittet der Bürgermeister um finanzielle Unterstützung für die 220 Flüchtlinge, die die Gemeinde seit zwei Monaten beherbergt (Archives municipales, Mende). Das weitere Schicksal Bourrillons, der sich in der Folge für die in Rieucros internierten Frauen im Rahmen des Möglichen eingesetzt hat, und seine Widerständigkeit stützen die Vermutung, daß seine Motive bei der Aufnahme der EmigrantInnen durchaus lauter waren.

Anmerkungen

- 1 Vgl. die Titel von Grandjone/Grundtner, *Zone d'ombres*, und von Grynberg, *Les camps de la honte*.
- 2 Rezension von Bertrand Le Gendre: „La guerre des deux France“. In: *Le Monde*, 16.4.1993.

II. KAPITEL

Rieucros und Brens: Zwei Fraueninternierungslager

Leerseite

Das Gefängnis La Petite Roquette

Angesichts des unmittelbar drohenden Kriegsausbruchs und der restriktiven Ausländerpolitik der französischen Behörden schien es vielen EmigrantInnen ratsam, ihre Situation zu legalisieren, und so kamen im September 1939 viele der Aufforderung nach, sich zwecks Überprüfung der Papiere in den angegebenen Sammellagern oder auf der Präfektur einzufinden. Diejenigen, die man in den ersten Septembertagen aus ihrer Wohnung heraus verhaftete, wurden von den Polizisten mit dem Hinweis beschwichtigt, es handle sich dabei lediglich um eine Formalität. Doch lassen wir Steffie Spira, eine der Betroffenen, zu Wort kommen:

Noch in dieser Nacht zum 1. September, es war früher Morgen, ein sehr heißer Sommermorgen, gegen vier Uhr, klopfte es an unsere Tür, und draußen stand diesmal ein französischer Polizist. Er sagte: „Beunruhigen Sie sich nicht, meine Dame, mein Herr, es ist bloß, um ihre Papiere zu kontrollieren, das dauert nur einen kleinen Augenblick.“ (Spira-Ruschin 1988, 140)

Die abwiegelnde, den wahren Charakter der Aktion verschleiende Äußerung des Polizisten hatte für manche, die sich vertrauensvoll darauf verließen, höchst unangenehme Folgen: Ohne entsprechendes Gepäck, in leichter Sommerkleidung, die sie bei der Verhaftung auf dem Leib trugen, waren viele völlig unzureichend auf die Bedingungen eines zum Teil jahrelangen Lageraufenthaltes vorbereitet.

Die Verhaftungswelle betraf die politisch aktiven EmigrantInnen, größtenteils KommunistInnen oder Personen, die von den Behörden als politisch linksstehend eingestuft wurden. Sei es – wie im Fall von Steffie Spira – wegen der Mitarbeit beim Emigrantentheater oder wegen ihres Engagements in einem der zahlreichen antifaschistischen Komitees. Aufgrund ihrer jahrelangen Bessitzelungstätigkeit verfügte die Pariser Polizei über ausreichende Informationen und Listen mit Namen zahlreicher Mitglieder der KPD.

Für viele der Frauen – manche hatten sich in der Emigration zum ersten Mal politisch betätigt – bedeutete dies im Gegensatz zu den meisten Männern die erste Erfahrung mit Verhaftung und Gefängnis. Ohne genau zu wissen, warum, befanden sie sich unversehens hinter Schloß und Riegel. Zu Hunger und Kälte kamen die schmerzliche Erfahrung des Freiheitsentzugs und die Ungewißheit über den Verbleib von Familie und Freunden sowie die quälende Frage, wie es wohl weitergehen würde. Die Befürchtungen, die Steffie Spira formuliert, teilten damals sicher viele: „Daß das hier in diesem scheußlichen Gefängnis nicht das Ende wäre, war mir klar. Nur hatte ich große Sorge, man würde uns an Nazi-Deutschland ausliefern.“ (Spira-Ruschin 1988, 147)

In La Petite Roquette herrschte „Zucht und Ordnung“, dafür sorgten die mit der Aufsicht betrauten katholischen Nonnen. „Wir durften nicht sprechen, auch etwas zum Arbeiten beka-

men wir nicht. Wer Geld besaß, durfte sich Nähutensilien kaufen und Handarbeiten machen.“ (Spira-Ruschin 1988, 148)

In den Erinnerungen an den rund vierwöchigen Gefängnisaufenthalt nimmt das Aufeinandertreffen dieser ganz unterschiedlichen Frauen einen zentralen Platz ein. Erscheinungsbild und Verhalten der inhaftierten Antifaschistinnen wichen merklich von dem ab, was die Nonnen üblicherweise von den Häftlingen gewöhnt waren. Die Emigrantin und spätere Widerstandskämpferin Dora Schaul hat die spannungsreiche Koexistenz der beiden Gruppen in den hier abgebildeten Zeichnungen aus dem Gefängnis festgehalten. Sie versteht es in ihren einfachen Zeichnungen, die von der Liebe zum Detail geprägt sind, die unfreiwillige Komik treffend einzufangen: Die demutsvoll niedergeschlagenen Augen, der nach innen gerichtete Blick der Nonne werden durch die betont rot gezeichnete Nase ihrer Glaubwürdigkeit beraubt. In einer anderen Szene werden die im Hintergrund an der Wand hängenden Bilder mit religiöser Thematik durch die Nachbarschaft zu Regenschirm und Gasmasken, massive Zeichen irdischer Verbundenheit, lächerlich gemacht. Humor und Distanz zum Geschehen verrät auch der – angesichts der mageren Kost – ironische Bildkommentar: „Lieber Gott wir danken Dir für das Essen, das Du uns gegeben hast“, mit dem auf das obligate Tischgebet im Speisesaal Bezug genommen wird. Bedenkt man, daß die dem Gebot der Nächstenliebe verpflichteten Nonnen den Häftlingen gegen entsprechendes Entgelt alle kulinarischen Wünsche erfüllten, so erhält diese Zeichnung noch eine weitere kritische Nuance.

Bereits im Gefängnis begannen die Frauen, sich von ihrem eintönigen Alltag mit schöpferischer Tätigkeit abzulenken, wobei sie

große Improvisationsfähigkeit und Kreativität bewiesen:

Da wurden aus einem Taschentuch, das man bei der Verhaftung eilig eingesteckt hatte, Fäden herausgezogen und es wurde ein kleines Muster ausgetüftelt. Zum Geburtstag bekam eine Frau einen schönen „Blumenstrauß“, dessen Stiele wir einem alten Besen „unrechtmäßigerweise“ entzogen hatten, während wir die „Blüten“ aus alten Zeitschriften, die man uns großzügigerweise überlassen hatte, ausgeschnitten hatten. Als „Vase“ diente eine alte Zwirnrolle. (Rast 1972, 7)

Unterdessen präziserte die französische Regierung die genauen Bedingungen für die weitere Behandlung der AusländerInnen. Diejenigen, die man als gefährlich für die innere Sicherheit ansah, wurden interniert. Am 16. Oktober 1939 teilte der Gefängnisdirektor den Frauen mit, daß sie demnächst in ein Lager überstellt würden. Die Zeichnung von Dora Schaul, die auf das Ereignis Bezug nimmt, vermittelt einen anschaulichen Eindruck vom Aufruhr, den diese Nachricht unter den Frauen hervorrief. Entgegen den Versprechungen des Direktors, die Frauen würden vorher noch einmal die Gelegenheit erhalten, nach Hause zurückzukehren, brachte man sie gleich am nächsten Morgen zum Bahnhof. Der Transfer der Frauen verlief denn auch nicht ganz ohne Zwischenfall. Steffie Spira nutzte ihr schauspielerisches Talent und setzte sich in Szene: „Um auf uns aufmerksam zu machen, inszenierte ich einen Anfall von Schreikampf, als die ersten von uns in einen Wagen stiegen [...]. Es gab also einen kleinen Auflauf vor dem Waggon, auf den anderen Bahnsteigen herrschte schon Reiseverkehr.“ (Spira-Ruschin 1988, 152)

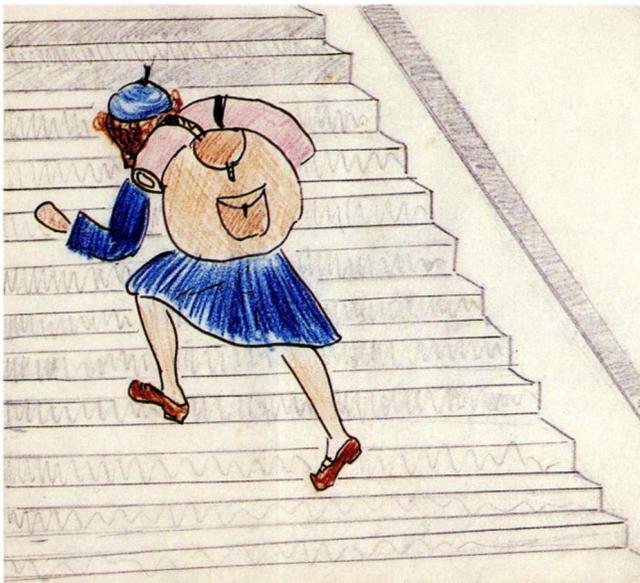
Ein mit Stacheldraht eingezäuntes Gelände erwartete die Frauen am 18. Oktober bei ihrer Ankunft in Rieucros.

Alle Zeichnungen im Abschnitt über das Gefängnis stammen aus einem Skizzenbuch, das Dora Schaul im Lager anfertigte. Die Texte sind bisher unveröffentlichten, nach dem Krieg verfassten Erinnerungen von Dora Schaul entnommen.



Schlangestehen vor der Préfecture

Immer wieder versuchte ich, wie es mit den verantwortlichen Genossen vereinbart war – mich bei der Polizeipräfektur zu melden, um irgendein gültiges Papier in die Hände zu bekommen. Eine groteske Situation.



In der Préfecture

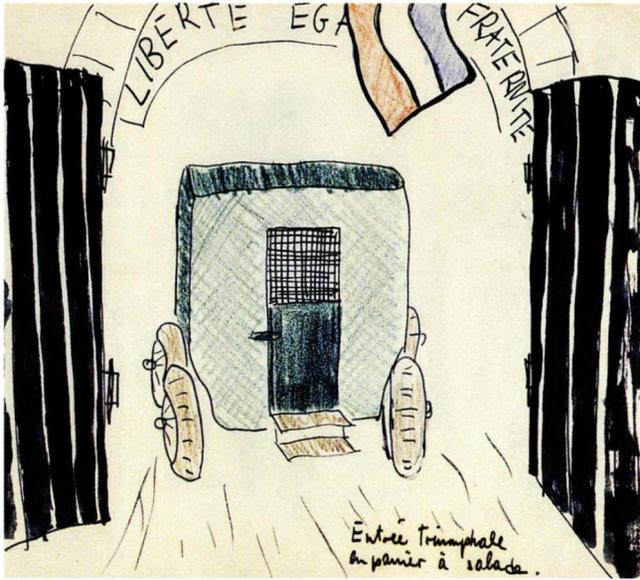
Während ich früher immer die Nähe der Préfecture mied und allen Polizisten aus dem Weg ging, lief ich jetzt stundenlang in dem riesigen Polizeigebäude herum, wurde von einer Stelle zur anderen geschickt. Doch niemand wollte etwas von mir wissen. „Für uns existieren Sie nicht“, erklärte mir ein Beamter. „Verlassen Sie unser Land so schnell wie möglich.“ Doch das wollte und konnte ich nicht.



Abschied vom Hotel

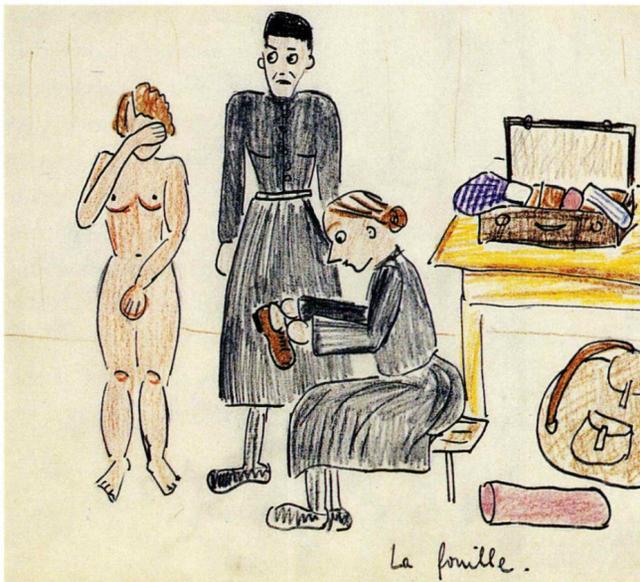


Der Wartesaal in der Präfektur



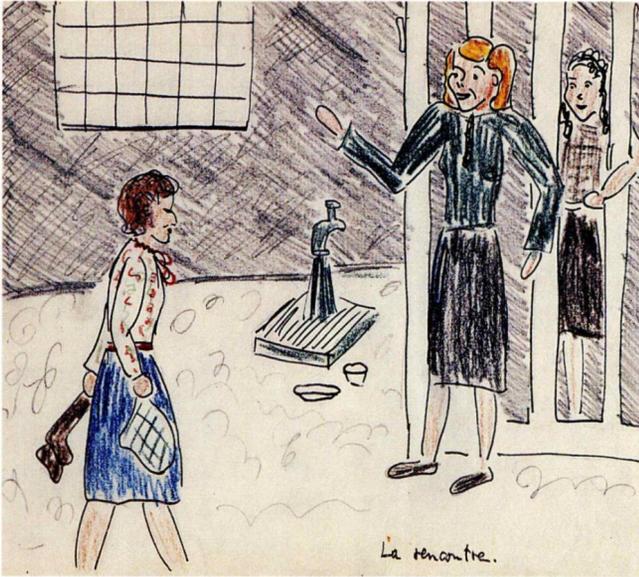
Triumphaler Einzug in der „grünen Minna“

Zusammen mit mehreren anderen „suspekten“ Ausländerinnen brachte man mich in das Pariser Frauengefängnis La Petite Roquette. Ein interessantes Gebäude, viele hundert Jahre alt. Schon während der französischen Revolution diente es als Gefängnis.



Die Durchsuchung

Durch mehrere massive eiserne Tore wurde ich zu einem der grauen Häuser mit den kleinen vergitterten Fenstern gebracht. Die Scheiben waren schon kriegsmäßig mit blauer Farbe verdunkelt. Es folgten die Aufnahmeformalitäten. Zuerst die Registrierung der Personalien. Dann wurde mein Köfferchen und der Rucksack gründlichst durchsucht. Danach mußte ich mich völlig ausziehen, damit festgestellt werden konnte, ob ich nicht verbotene Dinge einschmuggelte. Von meinen Sachen durfte ich außer dem Waschzeug nichts behalten.



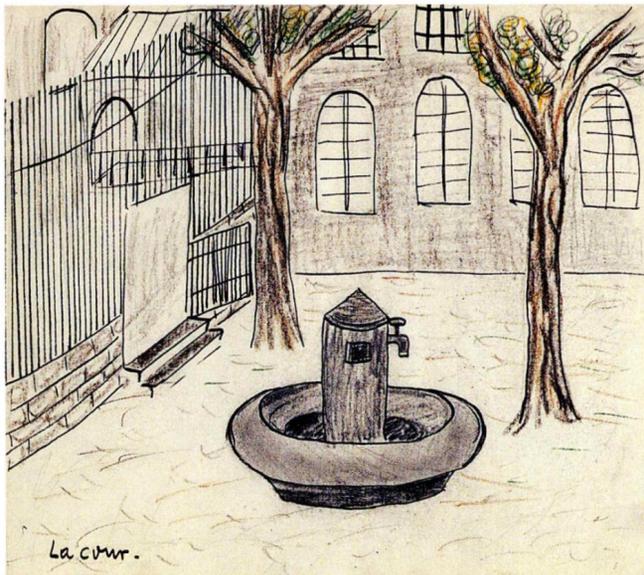
Wiedersehen hinter Gittern

Die Aufsicht im Innern des Frauengefängnisses wurde von Nonnen ausgeübt. Dauern wurde gebetet. In meinem ganzen Leben habe ich nicht so viel beten hören, wie in diesen Tagen in der Petite Roquette. Bei meinem Eintritt gab es ein großes Hallo. Claire Muth, Gertrude Düby, Ida Kroh und andere Genossinnen aus unserer Pariser Emigrantengruppe, die schon zwei Tage vor Kriegsanfang verhaftet worden waren, begrüßten mich freudig und bestürmten mich mit Fragen.



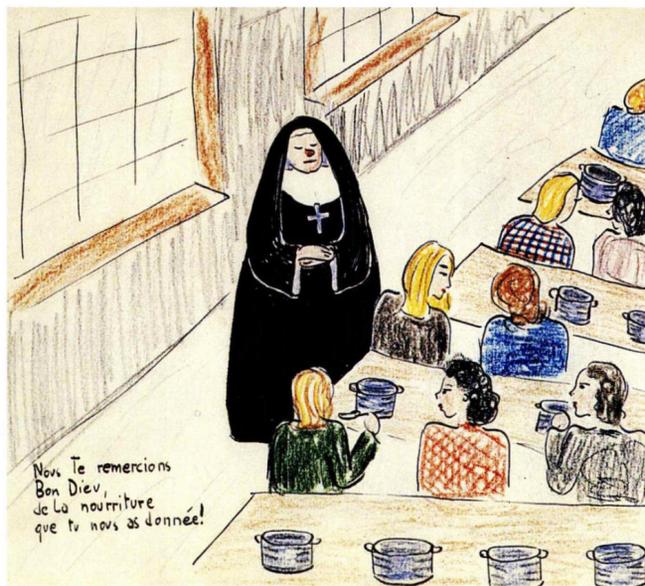
Gefängnisalltag

Nun ging es in einen großen Saal. Welch ein Anblick! An den weißgetünchten Wänden ein Heiligenbild neben dem anderen. Über manchen Bildern hingen am gleichen Nagel Gasmasken in dunkelgrauen länglichen Blechdosen, einmal auch ein Regenschirm. Auf niedrigen Betstühlen hockten etwa hundert Frauen. Vorn unter dem Kreuzifix stand eine Nonne, die ständig Gebete vor sich hin murmelte.



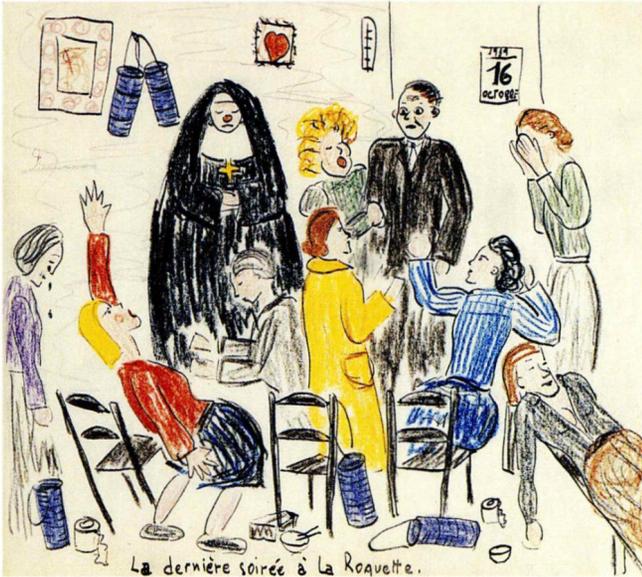
Der Hof des Gefängnisses

Einen Vorteil hatten wir suspekten Ausländerinnen gegenüber den Strafgefangenen. Wir verbrachten nur die Nächte in den Zellen. Während des Tages saßen wir untätig im großen Saal zusammen und sollten eigentlich nicht miteinander sprechen. Vor- und nachmittags durften wir wie alle anderen – allerdings zu besonderen Zeiten – je eine halbe Stunde in einem kleinen Hof wie Zirkuspferde rund um einen Brunnen spazieren.



Lieber Gott wir danken Dir für das Essen, das Du uns gegeben hast

Wie in allen französischen Gefängnissen war das Essen miserabel. Zweimal am Tag gab es eine Suppe, die aussah wie trübes Wasser und auch so schmeckte. Besondere Glückspilze fanden manchmal ein Kohlblatt oder ein Bohne darin. Dazu ein Stück Brot. Am Sonntag wurde uns mit dem Brot ein hauchdünne Scheibe gekochtes, hartes Fleisch in die Hand gedrückt. Wer es allerdings bezahlen konnte, durfte sich die schönsten Dinge wie Schnitzel, Hühnchen usw. à la carte bestellen.



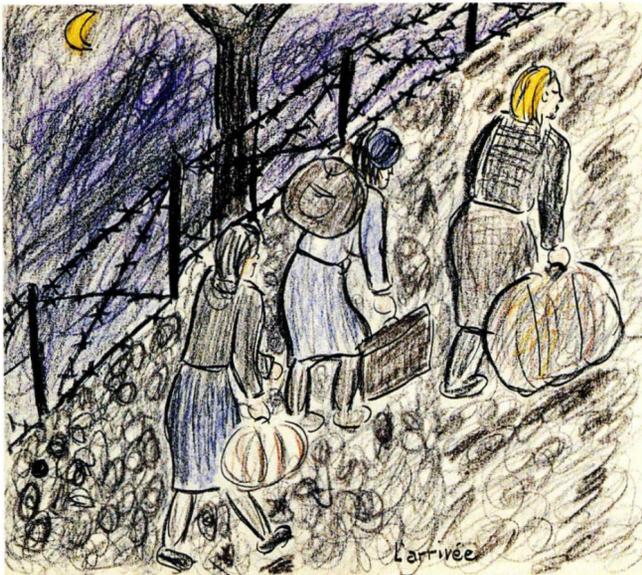
Der letzte Abend in der Roquette

Eines Tages kündigte die wachhabende Nonne an, der Gefängnisdirektor wolle zu uns sprechen. Nach dem sogenannten Abendessen wurden wir nicht wie sonst in unsere Zellen gebracht, sondern in den Saal geführt. Der Direktor kam. „Meine Damen“, sagte er feierlich. „Morgen werden Sie das Gefängnis verlassen.“ Und nach einer Pause: „Sie werden in ein Lager überführt.“ Diesen Worten folgte eine große Aufregung. Alle Gefangenen schrien und redeten durcheinander.



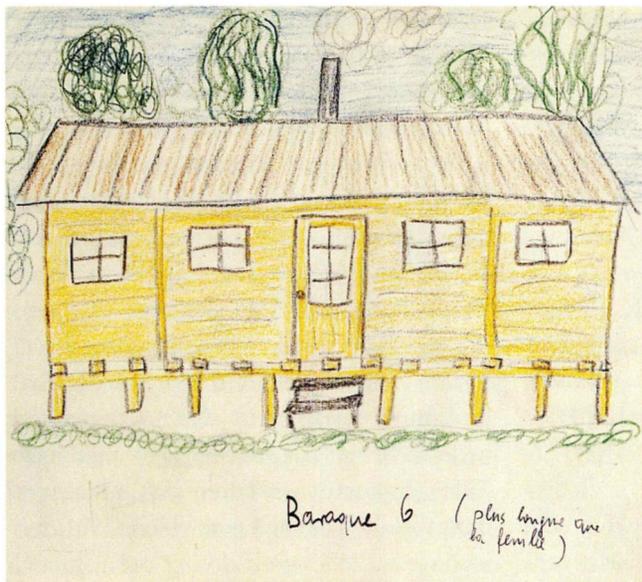
Abfahrt von Paris

Am nächsten Morgen wurden wir schon um vier Uhr aus den Zellen geholt. Unter Bewachung von Garde Mobile ging es zum Bahnhof, wo wir in Sonderwaggons geschubst wurden. Als wir erklärten, wir wollten erst noch einmal in unsere Wohnungen, wurden wir ausgelacht. Die Garde Mobile stieg mit in den Zug ein, verriegelte alle Türen und bewachte uns unablässig wie Schwerverbrecher. Wenn eine von uns zum Abort ging, kam ein Beamter mit. Erst auf unseren energischen Protest hin erreichten wir: die Tür bleibt einen Spalt offen, aber der Posten darf nicht mit hinein.



Die Ankunft

Es war mitten in der Nacht, als wir in Mende eintrafen. Das Lager lag eine knappe Stunde vom Ort entfernt, mitten in den Bergen des Zentralmassivs. Es war ein gespenstisches Bild, als wir in dieser Nacht – etwa hundert Frauen – im Mondschein, manche mit Koffern, andere mit Bündeln, den steinigen Weg zum Camp hinaufstiegen. Im Dunkeln wirkte alles grau und kahl.



Baracke 6 (länger als das Blatt)

Rieucros lag an einem Bergabhang. Es bestand aus elf Holzbaracken und einem Steinhaus. Einige junge Spanierinnen waren die einzigen Insassinnen. Sonst war alles völlig leer. Im Steinhaus ganz oben am Hang wurden wir von einigen düster dreinblickenden, schwarz gekleideten Gestalten „empfangen“. Es war Mademoiselle Vallot, die vorher ein Frauengefängnis geleitet hatte. Sie war die einzige „Fachkraft“. An ihrer Seite ein ganzer Stab Frauen aus Mende: die Aufseherinnen. Sie schauten uns teils ängstlich, teils neugierig an.

Exil und Internierung von Frauen: Zum Forschungs(miß)stand

„Bleibt von Rieucros zu sprechen“, so leitet Hans-Albert Walter seine auf zwei Seiten beschränkte Darstellung von Rieucros in der ansonsten sehr detaillierten und ausführlichen Studie zur Internierung in Frankreich ein (1988, 90 ff.). Ein Blick auf die Wortwahl bei der Charakterisierung des Lagers und den in Rieucros internierten Frauen legt die Vermutung nahe, daß der Forschungsgegenstand selbst nicht ganz ernst genommen wird. Da heißt es: „Bevor es am 18. Oktober 1939 mit Lebensgefährtinnen und Ehefrauen der via Roland Garros nach Le Vernet verschickten ‚indésirables‘ belegt wurde, hatte Rieucros als Lager für republikanische Spanier und Interbrigadisten gedient.“ (Walter 1988, 90) Die Charakterisierung der in Rieucros internierten Frauen über ihre Beziehung zu den männlichen Internierten von Le Vernet ist nicht nur reduktionistisch, sondern teilweise auch schlichtweg unzutreffend. Über Herkunft und Internierungsgrund der Frauen wird gesagt: „Die politischen Häftlinge rekrutierten sich aus aller Herren Länder“ (Walter 1988, 91). Dieser Sprachgebrauch, der die Frauen – sei es bewußt oder unbewußt – in der Sprache nicht als eigene Subjekte erscheinen läßt, ebenso wie die sicherlich nicht zufällige Tatsache, daß über Rieucros und über das Nachfolgelager Brens bisher noch keine umfassende Forschung vorliegt, spiegeln die leider immer noch verbreitete Geringschätzung gegenüber dem geschichtlichen Leben und Erleben von Frauen.

In der Ignorierung des Frauenlagers Rieucros durch die Forschung wiederholt sich in gewisser Weise die konkrete Behandlung der internierten Frauen durch die Behörden, die eine Internierte Anfang 1940 zu dem Tagebucheintrag veranlaßt: „Aber wir Frauen existieren ja gar nicht, unser Lager gibt es ja nicht!“ (Katzenstein, Tagebuch) Denn während zahlreiche Männer aufgrund der Überprüfung durch die weiter oben bereits erwähnte Kommission freigelassen wurden, ließ sich in Rieucros keine Kommission blicken. „Eine Commission gibt es nicht, sondern nur den Commissaire“, notiert Ursula Katzenstein dazu voller Ironie.

Doch nicht nur die Emigrantinnen aus Rieucros sind von der Geschichtsschreibung vernachlässigt worden. Das Schicksal der Frauen im Exil war lange Zeit kein Thema der Exilforschung. Daß sich dies zu ändern scheint, hängt unter anderem mit der Erweiterung des Gegenstandsbereiches der Exilforschung zusammen, deren Augenmerk nicht mehr nur auf die emigrierte männliche Elite gerichtet ist, sondern den Alltag und das „Exil der kleinen Leute“ (Benz 1991) miteinbezieht. Während die ersten Untersuchungen zur Rolle der Frau im Exil (Pfanner in Arnold u.a. 1979, 342-354) die besonderen Leistungen der Frauen hervorgehoben und ihre Anpassungsfähigkeit an die Exilsituation exemplarisch aufgezeigt haben, zielen neuere Forschungen auf die Entwicklung differenzierter Fragestellungen zur Erforschung

des spezifischen Schicksals der Frauen. Die Nicht-Existenz der Frauen in der Exilforschung hat 1982 zum ersten Mal Heike Klapdor in ihren „Thesen zu einer überlesenen Geschichte“ deutlich formuliert, in denen sie auf diesen weißen Fleck der Exilforschung hinwies und mutmaßte: „Die noch zu schreibende Geschichte der Frauen im Exil wird zeigen, daß hinter den Leerstellen, so paradox das klingen mag, Wichtiges verborgen liegt“ (1982, 116). In dem vorhandenen biographischen Material über das Exil zeigt sich in den Aussagen über den Alltag, daß das Exil die „Emigrantinnen und Emigranten anders traf“ (Klapdor 1982, 116). Nicht nur daß die Frauen ganz allgemein eine weitaus größere Fähigkeit und Bereitschaft mitbrachten, sich sprachlich und sozial zu assimilieren, sie besorgten auch im allgemeinen das Geschäft der Existenzsicherung. Um so erstaunlicher also, daß diese Leistungen der Frauen in der Exilforschung lange Zeit keinerlei Beachtung fanden. Wie Heike Klapdor zeigt, findet die Bedeutung der Frauen in verwandelter Form Ausdruck, und zwar dadurch, daß sie in der Exilliteratur, vor allem der Dramatik, aufgewertet und als Heldinnen überhöht werden. „Die Exilliteratur führt Frauengestalten vor, deren Entwurf auf den Hintergrund der Emigration verweist.“ (Klapdor 1982, 120)

Diesem Verhältnis zwischen den realen Frauen im Exil und ihrer literarischen Präsenz in den Werken von Exilschriftstellern ist Gabriele Kreis in der ersten Monographie zum Thema nachgegangen (Kreis 1984). Sie konfrontiert in ihrem Essay die Frauengestalten aus Exilromanen von Lion Feuchtwanger, Klaus Mann, Bruno Frank und Gustav Regler mit den Aussagen von Emigrantinnen, die sie 40 Jahre nach den Ereignissen interviewte. Den Beobachtungen, die

sie dabei über das Verhältnis von gelebter Realität der Frauen und literarischer Verarbeitung von Männern, von „Dichtung und Wirklichkeit“ macht, stellt sie die Schreibpraxis von Exilschriftstellerinnen (Irmgard Keun, Anna Seghers und Adrienne Thomas) gegenüber. Davon ausgehend formuliert sie einige Thesen zur unterschiedlichen Exil-Schreibpraxis von Männern und Frauen und bringt dies mit deren Erfahrungshintergrund in Zusammenhang. „Die Domäne der Frauen war der Alltag – im Leben wie im Schreiben; die der Männer der politische Kampf. [Schildern die Frauen] den Alltag, dann deutlich unter diesem Gesichtspunkt“ (Kreis 1983, 221). Während in den Texten von Frauen das „lebensgeschichtliche Erzählen“ im Vordergrund steht, wählen die Männer eher den „zeitgeschichtlichen Bericht“.

Verbrannt, verboten, vergessen – unter diesem bezeichnenden Titel hat Renate Wall 1988 wesentliche Daten zu deutschsprachigen Schriftstellerinnen, die emigrieren mußten, in einem Nachschlagewerk zusammengestellt. Eines ist sicher:

Dieses Lexikon ist ein Anfang [...]. Weitere Nachforschungen sind unerlässlich, um Namen vor dem Vergessen zu bewahren, Lebenschroniken zu ergänzen, diesen aus der Literaturgeschichte ausgeblendetem Bereich endlich zugänglich zu machen und den Schriftstellerinnen als einzelnen wie als Gruppe den Platz in der deutschsprachigen Literatur einzuräumen, der ihnen gebührt. (Wall 1988, 9)

Dem Widerspruch zwischen der tatsächlichen Bedeutung der Frauen im Exil und ihrer Vernachlässigung durch die Forschung hat sich Christine Backhaus-Lautenschläger in einer ambitionierten Studie auf die Spur gemacht (1991). Für ihre materialreiche Ar-

beit benutzt sie verschiedene Quellen (Autobiographien, Sachtexte und fiktionale Texte) gleichberechtigt nebeneinander. Daß die Pionierarbeiten zum Thema Frauen im Exil aufgrund des enormen Nachholbedarfs zunächst vor allem die Präsenz und Leistungen der Frauen hervorhoben und dokumentierten, ist verständlich. In Zukunft wird es jedoch darum gehen, auf der Basis dieser zwangsläufig eher deskriptiven Arbeiten methodisch reflektierte Analysen vorzunehmen.

In den vielfältigen Beiträgen des 1993 erschienenen 11. Bandes des Internationalen Jahrbuchs für Exilforschung wird die Frage nach den spezifischen Überlebensmustern von Frauen im Exil gestellt. Dabei berühren sich die Interessen an der Rekonstruktion von Lebensläufen und Texten mit explizit feministischen Fragestellungen. Die von den Autorinnen konstatierten geschlechtsspezifischen Muster der Verarbeitung der konkreten Lebensbedingungen im Exil werden

dabei auf die Formel gebracht: „Überlebensstrategie statt Lebensentwurf“ (*Frauen und Exil* 1993, 7). Zu ähnlichen Ergebnissen kommen die AutorInnen in der Dokumentation der Veranstaltungsreihe zu Künstlerinnen der zwanziger und dreißiger Jahre, die von März 1991 bis Mai 1993 in Bremen stattfand. Die Kluft zwischen „Aufbruch und Verfolgung“, welche die Künstlerinnen am eigenen Leib erfahren mußten, wird im Werk der Künstlerinnen spürbar.

„In vielen Arbeiten von Schriftstellerinnen beispielsweise kommt die Krise, die sie durchmachten, unmittelbar zum Ausdruck: Abbrüche, der Wechsel des Genres und der Sprache bis hin zum Verstummen, aber auch die Wahl und die ästhetische Behandlung der Themen sind Reflexe auf die Situation des Exils und der Verfolgung.“ (Hirschbach/Nowoselsky 1993, 19)

Wie wir noch sehen werden, trifft dies auch auf die künstlerische Produktion der Frauen in Rieucros zu.

Rieucros und Brens: Chronik der Ereignisse

Im folgenden werden die beiden Internierungslager für den Zeitraum betrachtet, in dem sie als Frauenlager fungierten. Im Unterschied zum Lager Gurs, wo eine Zeitlang zwar hauptsächlich, jedoch nie ausschließlich Frauen interniert waren, wurden Rieucros und später Brens explizit als reine Frauenlager für besonders „gefährliche“ Frauen eingerichtet. Aus der Einordnung als „camp répressif“ ergaben sich theoretisch eine schärfere Überwachung und härtere Lebensbedingungen. Während dies für das Männerlager Le Vernet zutrifft, gilt dieser Unterschied, wie ein Vergleich von Rieucros und Gurs z.B. zeigt, so eindeutig nicht. Im Gegenteil: Die überschaubare Größe von Rieucros, der Zusammenhalt und die gemeinsamen Aktionen der relativ homogenen Gruppe der dort internierten Antifaschistinnen erleichterten das Leben in Rieucros in gewisser Weise.

Bei dem Versuch, die Geschichte der Internierung dieser „verdächtigen Frauen“ zu rekonstruieren, sind drei Etappen zu unterscheiden, in denen sich Funktion und Umstände der Internierung verändern und jeweils anderen Gesetzmäßigkeiten gehorchen:

- Die erste Phase, die den Zeitraum des „merkwürdigen Kriegs“, des „drôle de guerre“ umfaßt und mit dem Vormarsch der Deutschen, dem Waffenstillstandsabkommen und der Rückkehr zahlreicher deutscher Frauen nach Deutschland endete (Oktober 1939 bis August 1940).
- Die zweite Phase bis zum Transfer der Internierten am 15. Februar 1942 in das bei Gaillac gelegene Lager Brens, 60 km nordöstlich von Toulouse. Diese Phase ist gekennzeichnet durch den kontinuierlichen Rückgang der Zahl der deutschen und spanischen Internierten (Rückkehr ins Herkunftsland, Emigration nach Übersee) und die Zunahme der Französinen (August 1940 bis Februar 1942).
- Die dritte Phase in Brens bis zum Ende des Krieges, in deren Verlauf die Deportationen jüdischer Internierter stattfanden (Februar 1942 bis Juni 1944).

Vom Kriegsausbruch zum Waffenstillstand

Im Verlauf des Winters 1939/40 stieg die Zahl der Internierten kontinuierlich. „Hatte Rieucros im Oktober 1939 mit 100 Häftlingen begonnen, so waren es Mitte Dezember bereits knapp 250 und Mitte Mai 1940, vor Beginn der allgemeinen Frauen-Internierung, bereits 425; eine langsame, aber kontinuierliche Zunahme, an der ganz gleichmäßig auch die ‚Politischen‘ beteiligt waren.“ (Walter 1988, 91) Die Zusammensetzung der Internierten hätte nicht gemischerter sein können. Die Archivunterlagen belegen die Präsenz von über 20 verschiedenen Nationalitäten, wobei die Deutschen und die Spanierinnen zunächst die größten Gruppen bilde-

ten.¹ Während in der ersten Phase des Lagers die deutschen Frauen zahlenmäßig überwogen, änderte sich dies nach dem Waffenstillstand am 22. Juni 1940. Zahlreiche der deutschen Emigrantinnen verließen das Lager in den folgenden Monaten, entweder um nach Deutschland zurückzukehren oder um sich nach Übersee zu retten. „Der Aufenthalt der Insassen des Lagers Rieucros sollte nur provisorisch sein“, so heißt es in den offiziellen Texten, die als vorrangiges Ziel der Internierung die Vorbereitung der Emigration der „Unerwünschten“ aus Frankreich angeben. Doch konkret wurde nichts in dieser Richtung unternommen. Im Gegenteil: Sylta Busse, die im Frühjahr 1940 ihre Emigration nach Ungarn plant, meint: „Was meine Freilassung usw. anbetrifft, scheint mir der Generalkonsul zu optimistisch. Hier wird sehr wenig freigelassen. Wer sitzt, sitzt erst einmal.“²

Im Unterschied dazu wurden zahlreiche Männer Anfang 1940 nach Überprüfung durch die zu diesem Zweck eingesetzte „commission de criblage“ aus den Lagern entlassen und in Arbeitskompanien eingesetzt oder mit mehr oder weniger Druck zum Eintritt in die Fremdenlegion überredet.

Die Frauen überließ man zunächst ihrem Schicksal. Der Vormarsch der Deutschen im Mai 1940 und die Besetzung Frankreichs veränderten die Situation jedoch schlagartig. Der deutsche Vorstoß in Belgien und Nordfrankreich löste zunächst eine massenhafte Flucht der Zivilbevölkerung aus, die unter chaotischen Bedingungen versuchte, auf den völlig verstopften Verkehrswegen nach Süden zu gelangen. Zahlreiche Flüchtlinge kamen auch nach Mende und wurden dort in improvisierten Unterkünften beherbergt. Einer von ihnen, der Schriftsteller Alfred Döblin, für den Mende eine Etappe seiner

Flucht in die USA war, hat die damalige Atmosphäre in der französischen Provinzstadt in seinem autobiographischen Bericht *Schicksalsreise* anschaulich beschrieben (1949). Die für Frankreich fatale Kriegsentwicklung löste eine weitere Internierungswelle aus und brachte auch eine auffällige Zunahme der in Rieucros internierten Frauen mit sich. Im Juli 1940 erreichte ihre Zahl mit 570 Internierten den Höchststand.

Mit der Besetzung Nordfrankreichs, der Etablierung des Vichy-Regimes und dem ausgehandelten Waffenstillstandsabkommen erhielten die Internierungslager unversehens einen anderen Charakter, denn der Artikel 19 des Waffenstillstandsabkommens sah vor, „alle in Frankreich sowie in den französischen Besitzungen, Kolonien, Protektoraten und Mandatsgebieten befindlichen Deutschen, die von der Deutschen Reichsregierung namhaft gemacht werden, auf Verlangen auszuliefern“ (von zur Mühlen 1992, 29). Wie man sich unschwer vorstellen kann, sorgte dieser Artikel für Panik unter den Internierten. Sie konnten allerdings nicht wissen, daß die Verfolgung der Juden und der politischen Emigranten zu diesem Zeitpunkt noch kein vordringliches Ziel der deutschen Besatzungsmacht war.³

Am 23. Juli 1940 erhielt der Präfekt der Lozère ein Schreiben vom Justizministerium in Vichy, in dem der Besuch einer Kommission angekündigt wird, die zum Ziel hatte, „in Ausführung der Bestimmungen des Artikels 19 des Waffenstillstandsabkommens [...] am Transfer der deutschen Kriegsgefangenen mitzuwirken“ (AD Lozère, Aktenbündel 2 W 2805). Unter der Leitung des Legationsrates Ernst Kundt vom Auswärtigen Amt bereiste diese Kommission – bestehend aus Vertretern der Wehrmacht, des Reichssicherheitshauptamtes, der NSDAP und des

Deutschen Roten Kreuzes sowie Dolmetschern und Hilfspersonal – etwa fünf Wochen lang Südfrankreich und inspizierte Lager, Gefängnisse und Lazarette (Eggers in Grandjonc/Grundtner 1990, 213-226).

Aufgabe und Ziel dieser Kommission war es, sich ein möglichst genaues Bild über die in den diversen Lagern in der unbesetzten Zone befindlichen deutschen und ausländischen Staatsbürger zu machen und zunächst vor allem die Rückführung der rückkehrwilligen Reichsdeutschen zu veranlassen. Denn neben den zahlreichen von der NS-Diktatur Verfolgten befanden sich in den Internierungslagern auch einige Reichsdeutsche mit nationalsozialistischen Sympathien, die sich bei Kriegsausbruch in Frankreich aufgehalten hatten und zusammen mit den AntifaschistInnen als „feindliche AusländerInnen“ interniert worden waren. Die Registrierung und Kontrolle der Zivilgefangenen in französischen Lagern schuf gleichzeitig aber auch „die fahndungstechnischen und bürokratischen Voraussetzungen für die spätere Verfolgung politischer Gegner und für die 1942 einsetzende Deportation von Juden in die Vernichtungslager“ (von zur Mühlen 1992, 29).

Nach dem Besuch der Kundt-Kommission im Lager Rieucros am 4. August übermittelte der Lagerkommandant dem Präfekten die Glückwünsche der deutschen Delegation für die gute Führung des Lagers (AD Lozère). In seiner Äußerung schwingt die ganze Ambivalenz und Unsicherheit der durch die Ereignisse überrollten und – zumindest noch in der unbesetzten Zone – zwischen Widerstand und Kollaboration schwankenden französischen Behörden gegenüber den deutschen Besatzern mit. Angesichts der lückenhaften Quellenlage ist es schwierig, ein allgemeingültiges Urteil über die Zusammen-

arbeit der deutschen und französischen Behörden zu fällen. Zumindest anfänglich gaben sich letztere noch der Illusion hin, daß sie in bestimmten Bereichen über eine gewisse Autonomie gegenüber den Besatzern verfügten. Die Korrespondenz der verschiedenen Instanzen, die mit der Frage der Rückführung von den in Rieucros internierten Frauen beschäftigt waren, belegt, daß man von französischer Seite versuchte, Entscheidungsgewalt und Unabhängigkeit zu bewahren. Auf der Liste mit den Namen der deutschen Internierten, die der Kundt-Kommission vorgelegt wurde, ist z.B. keine deutsche Antifaschistin verzeichnet. Ein Rundschreiben des Kriegsministeriums vom 26. Juli 1940 liefert dafür möglicherweise die Erklärung. Im Hinblick auf den bevorstehenden Besuch der Kundt-Kommission wird da der Hinweis gegeben: „Die Liste der Internierten, die Asylrecht für sich in Anspruch nehmen, darf der Deutschen Mission nicht mitgeteilt werden.“ (AD Lozère) Verfolgt man die internen Anweisungen der Behörden, so zeigt sich, daß zumindest für die Dauer der Existenz des Lagers Rieucros stets die erklärte Bereitschaft der Frauen Voraussetzung für die erfolgte Rückkehr nach Deutschland war. Die dem Präfekten vorgelegte Liste der Frauen und Kinder, die Ende August unter militärischer Eskorte zur Demarkationslinie gebracht wurden, trägt denn auch bezeichnenderweise die Überschrift: „Liste der Ausländerinnen aus dem Sammellager Rieucros in Mende (Lozère), die auf Wunsch der deutschen Behörden bereit sind, eben diesen Autoritäten übergeben zu werden.“ Der Besuch der Kundt-Kommission löste eine Vielzahl von Rückmeldungen nach Deutschland aus, so daß die Zahl der Internierten innerhalb eines Monats von 529 (24 Kinder) auf 405 (9 Kinder) sank.

Nach dem Waffenstillstand

Während das französische Innenministerium in den sechs Monaten nach Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens die Erteilung von Visa zwecks Emigration aus Frankreich sehr restriktiv handhabte, änderte sich dies in der Folge des Treffens von Hitler, Pétain und Laval in Montoire im Oktober 1940. In den Texten, die die Umstände der Emigration definierten, erhielten die „Unerwünschten“ nun ein weiteres Attribut, das ihren Status als „Störfaktor“ noch unterstrich: Zu ihrer politischen „Fragwürdigkeit“ kam die angebliche wirtschaftliche Belastung für Frankreich, wie der Ausdruck „in der französischen Wirtschaft überzählig“ („en surnombre dans l'économie française“) nahelegt, mit dem sie von nun an zusätzlich charakterisiert wurden (Grynberg 1991, 92). Die allgemeine Fremdenfeindlichkeit und der latente Antisemitismus fanden in der antijüdischen Gesetzgebung vom Oktober 1940 ihren Niederschlag. Die darin festgelegte Diskriminierung der Jüdinnen und Juden, ihr Ausschluß aus bestimmten Berufssparten und Bereichen des öffentlichen Lebens wurde mit verschiedenen Argumenten gerechtfertigt, hinter denen eine grundsätzliche Schuldzuweisung stand. Das nationale Trauma der als demütigend empfundenen Niederlage wurde durch die undifferenzierte Projizierung auf eindeutig ausgegrenzte Randgruppen kompensiert: „Die Regierung hat im Zusammenhang mit dem nationalen Wiederaufbau bereits in den ersten Tagen das Problem der Juden und gewisser Ausländer untersucht, die unsere Gastfreundschaft mißbraucht und nicht wenig zu unserer Niederlage beigetragen haben.“ (zit. n. Klarsfeld 1990, 10)

Die Etablierung des Vichy-Regimes ging mit der zunehmenden Repression der politi-

schen Gegner und der Verfolgung der politisch Unliebsamen einher. Diese wurden unter anderem in Rieucros interniert, das ab 10. Januar 1941 offiziell die Bezeichnung „camp de concentration“ erhielt. Wie bereits ausgeführt, sind die französischen Internierungslager trotz dieser Bezeichnung nicht mit den nationalsozialistischen Konzentrationslagern gleichzusetzen.

Wie aus den offiziellen Lagerstatistiken für das Jahr 1941 hervorgeht, waren durchschnittlich rund 80 Spanierinnen, 70 Polinnen, 50 Deutsche und 40 Französischen interniert. Bis Ende 1941 stieg dann der Anteil der internierten Französischen kontinuierlich, während die Zahl der Deutschen und Spanierinnen um die Hälfte zurückging. Im Januar 1942 waren 23 Deutsche, 45 Spanierinnen, 56 Polinnen und 88 Französischen interniert, um nur die Nationalitäten zu nennen, die im Lager am stärksten vertreten waren.

Durch die Präsenz der deutschen Dienststellen auch im unbesetzten Teil Frankreichs und den Besuch der Kundt-Kommission im Lager rückte allerdings eine Auslieferung an Deutschland in bedrohliche Nähe. Die aus Deutschland geflohenen Antifaschistinnen mußten aus ihrer Sicht jederzeit die Anwendung des Paragraphen 19 des Waffenstillstandsabkommens befürchten. „Der Gedanke an die Listen der Gestapo quält uns fast unablässig [...]. Jeden Tag kann die Gestapo ihre Verzeichnisse präsentieren, und es ist kaum anzunehmen, daß die französischen Behörden dem Wunsch ihrer neuen Herren nicht bereitwillig Folge leisten würden. Deshalb der Kampf um eine möglichst schnelle Entlassung“, so schreibt Lenka Reinerová in ihren Erinnerungen (1958, 135).

Bei der Abwicklung der für die Ausreise notwendigen Formalitäten halfen verschiedene in Marseille tätige Hilfsorganisationen.

Zu diesem Zweck durften sich die Frauen nach Marseille in das zum Transitlager für Frauen umfunktionierte Hôtel Bompard begeben, denn „dort waren sie in größerer Nähe zu den Büros der Hilfsorganisationen und der auswärtigen Konsulate“ (von zur Mühlen 1992, 182).

In der ersten Hälfte des Jahres 1941 verließen monatlich rund ein Dutzend Frauen das Lager Rieucros, um über Marseille zu emigrieren. Dabei war im Falle der Antifaschistinnen vermutlich auch das im Mai 1940 gegründete „Unitarian Service Committee“ behilflich, das unter der Leitung von Noël Field kommunistischen EmigrantInnen half, die von keiner anderen Organisation Hilfe zu erwarten hatten. Lebensrettende Hilfe erhielten manche der Antifaschistinnen durch den Einsatz des mexikanischen Konsuls in Marseille und die Bereitschaft Mexikos, die KommunistInnen aufzunehmen. Dies galt beispielsweise für Steffie Spira, deren Visum vom amerikanischen Konsulat in Marseille zurückgestellt wurde: „Da sprang der unvergessene, von allen Emigranten hochgeschätzte Gilberto Bosques in die Bresche, der mexikanische Konsul in Marseille.“ (Spira-Ruschin 1988, 168) Als Journalistin und Schriftstellerin erhielt Lenka Reinerová durch Vermittlung von F.C. Weiskopf die Unterstützung der Liga der fortschrittlichen Schriftsteller Amerikas, die ihr ein Visum für Mexiko besorgte (Reinerová 1958, 139).

Doch zurück nach Rieucros: Die Hoffnung auf eine – wenn auch relative Freiheit – veranlaßte eine Gruppe von Prostituierten und vorbestraften Frauen, sich angesichts der ausweglos erscheinenden Lage freiwillig zum Arbeitseinsatz nach Deutschland zu melden. Eine deutsche Kommission hatte die Frauen für Arbeiten in Landwirtschaft und Industrie angeworben. Über das weitere

Schicksal dieser nach Deutschland vermittelten Fremdarbeiterinnen liegen derzeit noch keine Forschungsergebnisse vor. In einem Brief vom 15. Mai 1941 unterrichtet der Lagerverantwortliche den Präfekten vom Besuch der Kommission, die am 12. und 13. Mai Fremdarbeiterinnen angeworben habe. Insgesamt 36 Internierte (26 Polinnen, 3 Russinnen, 5 Tschechinnen, 1 Slowakin und 1 Holländerin) folgten dieser Aufforderung.

Diejenigen Frauen, die Rieucros im Herbst 1941 noch nicht zwecks Weiteremigration verlassen hatten, schreckten aus unterschiedlichen Gründen vor dem endgültigen Schritt ins Ungewisse zurück. Sei es, daß sie Familienmitglieder in Deutschland zurückgelassen hatten oder sei es, daß sie den politischen Kampf in Frankreich im Untergrund weiterführen und Europa deshalb nicht verlassen wollten. Einige wenige Frauen folgten der von der illegalen Parteileitung der KPD ausgegebenen Parole, sich nach Deutschland zurückzumelden, falls davon ausgegangen werden konnte, daß sie dort keiner Verfolgung ausgesetzt wären. Im Vertrauen auf die Einschätzung der Partei fügte sich eine Gruppe von Frauen dem Parteibeschuß.⁴ Einige von ihnen kamen nach ihrer Rückkehr ins Konzentrationslager Ravensbrück.

Brens

Ungeachtet der Vorbehalte des Lagerleiters, der am 17. Januar 1942 seine Inspektionsreise nach Brens mit dem Ergebnis abschloß: „Auf den ersten Blick scheint es schwierig, das Lager Brens zu benutzen“ (AD Lozère), und ohne Rücksicht auf die Proteste der internierten Frauen, fand am 14. Februar der Transfer der noch verbliebenen 320 Internierten – darunter auch einige Kinder – in

das Lager Brens bei Gaillac, 60 km nordöstlich von Toulouse statt. Über die genauen Gründe für diese einschneidende Veränderung lassen sich nur Vermutungen anstellen. Es gibt einige Hinweise dafür, daß die miserablen Zustände in Rieucros die höchsten Instanzen in Vichy beschäftigten und daß man bereits seit einiger Zeit mit dem Gedanken spielte, das Lager aufzulösen. Die alarmierenden Berichte des Lagerarztes, der angesichts des Gesundheitszustands der Internierten vor einem weiteren Winter in Rieucros gewarnt hatte, mögen ebenso dazu beigetragen haben wie die Panik im Zusammenhang mit einer gerade überstandenen epidemischen Augenkrankheit. Daß die Idee eines Transfers dann letztlich in die Tat umgesetzt wurde, hängt sicher mit der relativ überschaubaren Zahl der Internierten zusammen, denn auch in anderen Lagern waren die Zustände inzwischen unhaltbar geworden, ohne daß dies zu ihrer Auflösung geführt hätte.

Das Lager Brens, das ursprünglich (1940) für die Aufnahme französischer Flüchtlinge aus dem Norden vorgesehen war, wurde statt dessen ab Mai 1940 für belgische Flüchtlinge genutzt. In Anwendung der ausländerfeindlichen, antisemitischen Gesetzgebung vom Oktober 1940 internierte man dort ab Herbst 1940 zahlreiche ausländische Jüdinnen und Juden (Grynberg 1991, 116). Zum Zeitpunkt der Ankunft der Frauen aus Rieucros in Brens waren diese entweder emigriert, geflohen, untergetaucht oder in anderen Lagern interniert worden.

Eine Gesamtdarstellung der Geschichte des Lagers Brens steht bis heute leider noch aus. Einige fragmentarische Hinweise liefert Badia (1979, 307 f.), der sich auf eine statistische Analyse beschränkt. Allem Anschein nach stammen seine Zahlen aus der Auswertung der Akten, die 1966 vom lokalen Be-

richterstatte des nach dem Zweiten Weltkrieg eingesetzten „Komitees zur [Erforschung der] Geschichte des 2. Weltkriegs“ zusammengestellt wurde. Es wird an dieser Stelle nicht darum gehen, diese Forschungslücke zu füllen, sondern es sollen ganz grob einige Entwicklungslinien und die Hintergründe der weiteren Internierungspolitik Frankreichs im Hinblick auf das Frauenlager Brens aufgezeigt und analysiert werden.

Ebenso wie aus den anderen Lagern der unbesetzten Zone wurden auch aus Brens im Jahr 1942 zahlreiche jüdische Internierte über das Durchgangslager Drancy nach Auschwitz deportiert.

Wie wir bereits gesehen haben, galten die Bemühungen der ausländischen Internierten nach der Besetzung Frankreichs hauptsächlich einem Ziel: das Lager und das Land auf schnellstem Weg zu verlassen oder unterzutauchen. Zum Zeitpunkt des Transfers befanden sich demzufolge nur noch 23 deutsche Frauen in Rieucros. Dagegen stieg die Zahl der internierten Französinen kontinuierlich (von 101 im Februar 1942 auf 206 im August 1943). Dies hing mit der ideologischen Konsolidierung des Vichy-Regimes zusammen. Öffentliche Kritik am System, das Verteilen von Flugblättern, die frühere Mitgliedschaft in der verbotenen kommunistischen Partei waren Gründe genug für eine Internierung. Gleichzeitig wurde Frankreich im Rahmen der von Pétain lancierten „nationalen Revolution“ von allen anderen „destabilisierenden“ Elementen „gesäubert“, denn das von den ideologischen Grundpfeilern „Travail, Famille, Patrie“ getragene Vichy-Regime sah seine moralische Aufgabe auch darin, für „Zucht und Ordnung“ zu sorgen. Dazu gehörte als ein wesentliches Element die Festschreibung einer bestimmten, das

System stabilisierenden gesellschaftlichen Rolle der Frau. Mit dem Erlaß vom 11. Oktober 1940, der mit einer Reihe von Regelungen den kontinuierlichen Ausschluß der Frauen aus dem Berufsleben vorsah, wurde diese Entwicklung eingeleitet (Bordeaux in Thalmann 1986, 135-155). Zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit wurde darin z.B. die Entlassung von verheirateten Frauen aus dem öffentlichen Dienst festgelegt. Gleichzeitig setzte eine vehemente Propaganda ein, nach der die eigentliche Bestimmung der Frau ihre Funktion als Ehefrau und Mutter sei. Jede Frau, die sich dieser Bestimmung entzog, boykottierte damit die Gesellschaft und wurde dementsprechend marginalisiert. Diese Rollenfestlegung wurde durch die Verschärfung der Gesetzgebung noch juristisch untermauert. Scheidungen wurden erschwert und sanktioniert, das Prinzip der Treue hielt Eingang in die Gesetzestexte.

Diese reaktionäre Politik schloß auch die Kontrolle über den Körper der Frau mit ein. Infolgedessen galt all denjenigen Frauen ein besonderes Augenmerk, die in vermeintlicher Autonomie über ihren Körper verfügten. Das ist der Hintergrund, auf dem die Maßnahmen gegen die französischen Prostituierten zu sehen sind, die ab 1942 in großer Zahl in Brens interniert wurden. So wurden im September 1942 37 Prostituierte der Stadt Toulouse kollektiv interniert.⁵ Ihre Zahl nahm in der Folge regelmäßig zu, so daß sie ab April 1943 ein Drittel der Lagerpopulation darstellten. Aus dem Briefwechsel zwischen Lagerbehörde und Präfekt geht hervor, daß dies erhebliche Probleme mit sich brachte. Der Lagerkommandant betonte immer wieder eindringlich den schädlichen Einfluß der Prostituierten auf die anderen Frauen und forderte nachdrücklich eine Lösung. Er schreibt, daß die gemeinsame Internierung der aus

ganz unterschiedlichen Gründen internierten Frauen Auswirkungen hat, „deren ganzes Ausmaß ich zur Zeit noch nicht abschätzen kann.“ Was er nicht ausspricht, bringt der stellvertretende Generalinspektor der Internierungslager, Lebègue, in seinem Bericht vom April 1943 unverblümt zur Sprache. Die Anwesenheit der zahlreichen Prostituierten provoziere im Lager angeblich genau das, was man durch die Internierung zu verhindern versucht habe: ein unkontrolliertes Sexualleben. Zum Zeitpunkt der Abfassung des Berichts wurden drei Wärter „wegen sexueller Beziehungen mit Internierten entlassen“, schreibt Lebègue. Wie seine Nachforschungen ergeben, soll es im Lager zwanzig homosexuelle Paare geben, was ihn zu dem Kommentar veranlaßt: „Wie sollte es auch anders sein, da doch 28 % der Internierten Prostituierte sind.“ Die gemeinsame Unterbringung in einer Baracke zusammen mit den Prostituierten, von denen angeblich zwei Drittel Geschlechtskrankheiten hatten, wurde auch von zahlreichen Mitinternierten heftig kritisiert. Einige beklagten sich, „daß sie zur gleichen Zeit in der Krankenstube behandelt würden wie die Prostituierten.“ Die relativ hohe Zahl der Prostituierten, die sich im Laufe des Jahres 1943 zum Arbeitsdienst nach Deutschland meldeten, läßt vermuten, daß man ihnen diese Lösung – mehr oder weniger nachdrücklich – nahegelegt hatte. Ab August 1943 wurden viele Prostituierte entlassen. Auf besondere Anweisung von Pétain wurden im September 1943 insgesamt 69 der unter der Kategorie „Prostituierte“ geführten Frauen freigelassen, und drei Monate später schreibt der Lagerkommandant: „Die Freilassung fast aller wegen ihres Lebenswandels internierten Frauen hat zu einer erheblichen Beruhigung im Lager geführt.“

Wie aus der Entlassung der Prostituierten geschlossen werden kann, standen die französischen Behörden und die Lagerleitung den mit der Internierung der Prostituierten verbundenen Problemen hilflos gegenüber. Der punktuelle Versuch, die Prostitution im Rahmen der „moralischen Erneuerung“ der Gesellschaft einzudämmen bzw. in kontrollierbare Bahnen zu lenken, war jedenfalls damit gescheitert. In Ermangelung eindeutiger Hinweise in den Archivunterlagen können an dieser Stelle nur Vermutungen zu den genauen Hintergründen dieser Maßnahme und der Motivation der Behörden geäußert werden. Zunächst war deren Entscheidung wohl vor allem von der Sorge bestimmt, die Ausbreitung epidemischer Krankheiten im Lager zu verhindern und eine Eskalation der Spannung zwischen den verschiedenen Gruppen zu vermeiden. Gleichzeitig offenbart sich darin aber auch, wie sehr die Internierungspolitik von Willkür und Unwägbarkeiten bestimmt war, was sich im konkreten Fall zugunsten der Betroffenen auswirkte. Die Entlassung der Frauen hing andererseits sicherlich auch mit der Tatsache zusammen, daß die Internierung für den französischen Staat auf die Dauer eine kostspielige Angelegenheit wurde. So erklärt sich auch die Bereitschaft der Behörden, auf Vorschläge staatlicher und privater Hilfsorganisationen einzugehen, die sich für die Entlassung jüdischer Internierter einsetzten. Angesichts der zunehmenden Schwierigkeiten bei der Weiteremigration und der drohenden Deportationen entwickelten einige Hilfsorganisationen eine neue Strategie. Um für die jüdischen Internierten – vor allem die Kinder – wenigstens eine vorläufige Entlassung aus den Lagern zu erreichen und ihnen damit eventuell die Möglichkeit zu bieten, unterzutauchen, sich der Résistance anzu-

schließen oder – im Fall der Kinder – von französischen Familien aufgenommen und versteckt zu werden, richteten einige Hilfsorganisationen Heime ein, in denen die Betroffenen zunächst vorläufig untergebracht wurden (Grynberg 1991, 272 ff.). Viele jüdische Kinder sind auf diese Weise vor der Deportation gerettet worden (Zeitoun 1989).

Der vom Arbeitsministerium im Januar 1941 gebildete „Sozialdienst für Ausländer“ verwaltete mehrere solcher Zentren, darunter Douadic in der Nähe von Châteauroux im Département Indre. Dorthin wurden im August 1943 44 Frauen und 5 Kinder aus Brens gebracht. Dieser Transfer sorgte für Aufregung im Lager, da er böse Erinnerungen an den genau ein Jahr vorher erfolgten ersten Abtransport jüdischer Frauen wachrief. In diesem Fall wurde der Transfer allerdings wohl eher genutzt, um sich der unliebsamen Prostituierten zu entledigen. Von Douadic heißt es: „Das Lager beherbergt insbesondere 50 Frauen, die aus dem Lager Brens kamen, was Unruhe im Lager verursacht hat. Einige dieser Frauen haben eine ziemliche Vergangenheit, und mehr als die Hälfte sind ehemalige Prostituierte.“⁶

Die noch verbliebenen jüdischen Frauen kamen im Verlauf des Jahres 1943 und auch noch Anfang 1944 in die unterschiedlichsten Lager, Heime oder Zentren.⁷ Je nachdem, welcher Institution diese unterstanden und wer sie leitete, konnte das die Rettung vor der Deportation bedeuten. Am 3. Juni 1944 wurde Brens dann von den Deutschen beschlagnahmt, und die restlichen 151 Frauen wurden in das Lager Gurs in den Pyrenäen gebracht, das am 25. August 1944 offiziell aufgelöst wurde (Laharie 1989, 249-255). Nach der Befreiung diente das Lager Brens zur Internierung von Kollaborateuren und Schwarzhändlern.

Das Internierungslager Rieucros

*C'est un trou de verdure, où chante une rivière
accrochant follement aux herbes de haillons
D'argent; où le soleil, de la montagne fière,
luit: c'est un petit val qui mousse de rayons*

*un soldat jeune, bouche ouverte, tête nue, [...]
Il dort dans le soleil, la main sur sa poitrine
Tranquille.
Il a deux trous rouges au côté droit.*

Arthur Rimbaud: „*Le dormeur du val*“

Topographisches

Es läßt sich heute nicht mehr klar rekonstruieren, warum die Wahl bei der Errichtung des ersten Internierungslagers in Frankreich ausgerechnet auf Rieucros fiel, denn „wenn es einen Ort gibt, wo die Überwachung, die Versorgung und die Einrichtung besonders schwierig sind, dann ist es wohl in diesem wunderschönen Tal Rieucros“, so erregt sich ein ortsansässiger Journalist weniger aus Sorge um die Internierten als um die Anwohner (*La Croix de la Lozère*, 26.2.1939).

Der Bau und die Einrichtung des Lagers waren mit einigem materiellen Aufwand verbunden. In einem Schreiben vom 29. März 1940 an den Innenminister gibt der Präfekt an, im Jahre 1939 584000 Francs ausgegeben zu

haben und fordert weitere finanzielle Unterstützung für 1940, da beabsichtigt war, die Aufnahmekapazität auf 1000 Personen zu erhöhen (Archives Municipales).

Es fragt sich tatsächlich, warum ausgerechnet das kleine und finanzschwache Département Lozère die Ambition hatte, am Südzipfel der Cevennen mit seinem rauen Klima und dem unwegsamen Gelände ein Lager einzurichten. Möglicherweise hing dies mit der bereits erwähnten Bereitschaft des liberalen Bürgermeisters und des Präfekten zusammen, das Flüchtlingsproblem zu lösen und eine Unterkunft für die Vielzahl der Spanienflüchtlinge zu bieten, und wahrscheinlich hatte sich kein anderes Département dazu bereit erklärt.

Die geographischen Eigenheiten dieser Region Frankreichs haben in der Geschichte des Landes eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Die karge und zum Teil schwer zugängliche Berglandschaft der Cevennen war häufiger Schauplatz von hartnäckigem und erfolgreichem Widerstand der Bevölkerung, sei es gegen die Staatsmacht oder gegen feindliche Besatzer. Ob für die Hugenotten oder die Widerstandskämpfer im Zweiten Weltkrieg: Das Terrain war stets günstig im Kampf gegen den Eroberer und bot Zuflucht für die Verfolgten. Zahlreichen deutschen EmigrantInnen gelang es dank der Hilfe und Unterstützung der Bevölkerung, den Krieg hier in der Illegalität zu überleben (vgl. Joutard u.a. (Hrsg.) 1987).



Das Steinhaus

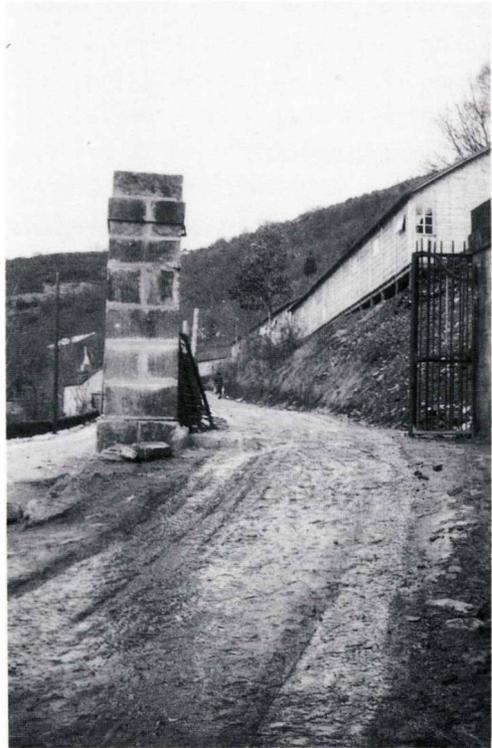
Photo: © Dora Schaul

Die wuchtige Kathedrale, die im Zentrum der Hauptstadt des Départements steht, gibt dem Städtchen seinen unverwechselbaren Charakter. Von Mende aus führt ein ungefähr vier Kilometer langer Fußweg in ein Seitental, dem der Fluß Rieucros seinen Namen gab. Am Ende dieses Tals befand sich das Lager, dessen Eingang mit einem großen Eisentor verschlossen wurde. Rechts vom langsam ansteigenden Weg, am Hang gelegen, standen die insgesamt elf Baracken. Der Weg endete an einem großen Steinhaus, einem Gebäude, das damals der Kirche gehörte und das zum Zweck der Internierung gemietet worden war. Dieses Steinhaus befindet sich auch heute noch dort, während von den Baracken keine Spur mehr zu finden ist. Das Lager dient heute im Sommer als Freizeit- und Erholungsstätte für Kinder,

als sogenanntes „centre aéré“. Am Eingang erinnert eine Mahntafel die heutigen BesucherInnen an das Schicksal der internierten und deportierten Frauen.

Die Internierten

„In Ausführung der Anordnung des Innenministers vom 19. September erlaube ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich vorschlage, die in diesem Schreiben genannten Spanienflüchtlinge unter Bewachung in das Lager Rieucros überstellen zu lassen“ (Archives Municipales). So oder mit ähnlichem Wortlaut beginnen zahlreiche Schreiben, in denen die Präfekten anderer Départements in den folgenden Monaten um die Möglichkeit ersuchten, Frauen nach Rieucros zu schicken. Die Begründung dafür war ebenso einfach



Der Eingang zum Lager

Photo: © Dora Schaul



Stacheldraht als Wäscheleine

Photo: © Dora Schaul

wie stereotyp: Es handelte sich um „Unerwünschte“, „Verdächtige“. Wirft man einen genauen Blick auf den weiteren Text, so offenbart sich hinter den administrativen Floskeln eine merkwürdige Mischung aus Moral und Politik, in der eine Ideologie zutage tritt, die sich unter dem Vichy-Regime zur vollen Blüte entfalten wird. Die betroffenen Frauen „haben sich nicht nur in moralischer Hinsicht und in ihrem Betragen strafbar gemacht, sondern sie sind darüber hinaus auch noch unerwünscht, weil sie ständig versuchen, mit Gruppen von Kommunisten anzubündeln“ (Archives Municipales). Es ist frappierend, wie konservative Politiker hier mit dem vorgegebenen Schlagwort „unerwünscht“ versuchten, jene Frauen zu kriminalisieren, deren Lebensstil den Rahmen der bürgerlichen Vorstellungswelt und Normen sprengte. Und dazu bedurfte es freilich wenig: Da wurde z.B. eine Emigrantin russischer Abstammung „aufgrund ihrer Vergangenheit“ als besonders gefährlich eingestuft, denn „es handelt sich um eine ehemalige

Tänzerin, ohne festes Einkommen, die mit einem Marineoffizier liiert ist“ (Archives Municipales).

Der für die Aufnahme in das Lager zuständige Präfekt des Départements Lozère sah sich mit einer Flut von Anträgen konfrontiert, die alle nach diesem Muster gestrickt waren. In seinen Antwortschreiben betonte er immer wieder die spezifische Funktion des Lagers und lehnt deshalb einige Anfragen ab. An den Präfekten von Seine et Marne schrieb er z.B. im Dezember 1939: „Das Lager Rieucros ist dazu bestimmt, Frauen aufzunehmen, die gefährlich für die innere Sicherheit sind und politisch extremistische Ansichten äußern. Die Frauen, von denen Sie sprechen, sind aber lediglich disziplinos.“ (AD Lozère)

Die amtliche Korrespondenz belegt, daß man seitens der lokalen Behörden durchaus darauf bedacht war, den spezifischen Charakter des Lagers als einem „camp répressif“ zu bewahren und den Strom der Unerwünschten jeglicher Couleur aus ganz Frank-



Schlafsaal 15

Skizzenbuch Dora Schaul

reich aufzuhalten. Doch bereits in der Aufforderung des Innenministers an den Präfekten, wöchentlich eine Liste aller internierten Frauen an den zuständigen Leiter der Staatsicherheit in Paris zu übersenden, wurde neben den politischen Internierungsgründen „gefährlich für die innere Sicherheit“ und „Verbreitung extremistischer Ideen“ die Kategorie „Vorbestrafte“ genannt (AD Lozère).

In Ausführung dieser Order erstellte der Lagerkommandant am 14. Dezember 1939 einen Bericht, in dem insgesamt 249 Internierte verzeichnet sind. Erstaunlicherweise taucht hier noch eine vierte Kategorie auf, die „andere Motive“ für die Internierung angibt. Hinter diesem Oberbegriff versteckten sich solche Delikte wie „schlechte Führung“, „leichter Lebenswandel“, „fehlende Ausweispapiere“ und vor allem ein vielsagendes „etc.“.

Ein Blick auf die allerdings dann doch nur vierzehntägig erstellten Statistiken belegt: Die Frauen, die aufgrund sogenannter „anderer Motive“ interniert wurden, bildeten bis zur Auflösung des Lagers Rieucros und dem Transfer nach Brens immer die größte Gruppe. Diese Kategorie bot die Möglichkeit für willkürliche Internierungen. „Verdächtig wegen ihrer zahlreichen Reisen nach Deutsch-

land“, „gefährlich für die öffentliche Gesundheit“, „fällt durch heftige und böartige Reaktionen auf“ (AD Tarn 1238 W), so oder ähnlich lauten die Kommentare, mit denen diese Internierungen gerechtfertigt wurden. Gleichzeitig wurde mit dem Vorwurf des leichten Lebenswandels aber auch Etikettenschwindel betrieben. Zahlreiche der politisch aktiven Emigrantinnen wurden offiziell nicht wegen ihrer politischen Überzeugung und ihrer Aktivitäten interniert, sondern wegen „galanterie“, womit im Klartext Prostitution gemeint war. Gilbert Badia, der in seinem Aufsatz über Rieucros diesen Tatbestand herausstreicht, zieht zur Erklärung ein Schreiben von Felix Chevrier, dem Leiter der staatlichen Lagerkommission heran: „Manch eine der Frauen, die man eines leichten Lebenswandels beschuldigt, ist vermutlich nur da, weil sie zu selbstbewußt aufgetreten ist.“ (Rapport Chevrier, CDJC, 1.4.1940)

Dieser Sachverhalt hängt mit dem Status und der besonderen Situation der betroffenen Frauen zusammen. Sehr zu Recht weist Claudia Schoppmann in ihrer Anthologie über „Deutschsprachige Schriftstellerinnen im Exil“ darauf hin, daß die Gruppe der Exilierten keineswegs einheitlich war und daß Männer und Frauen unterschiedlich von der Emigration betroffen waren, „ein Umstand, der in Exil-Untersuchungen – von Ausnahmen abgesehen – meist außer acht gelassen und bisher keiner systematischen Betrachtung unterzogen wurde“ (1991, 15 f.). Unter den von der ersten Internierungswelle betroffenen Frauen befand sich ein hoher Anteil relativ junger unverheirateter Frauen, die in der spezifischen Situation des Exils mehr oder weniger enge, durch den gemeinsamen politischen Kampf geprägte Bindungen eingingen. Nur die wenigsten Paare jedoch waren verheiratet, zumal eine Eheschließung

aufgrund mangelnder Papiere häufig schon von vornherein unmöglich war. Für die französischen Behörden aber war die unverheiratet mit einem Mann zusammenlebende Frau a priori verdächtig, da sie damit gegen die herrschenden Moralvorstellungen verstieß. Bei ihrer Verhaftung erhielt diese Tatsache dann ein größeres Gewicht als ihre politische Überzeugung und wurde als wesentliches und die Internierung entscheidendes Argument herangezogen.

Die Tatsache, daß in Rieucros tatsächlich auch Prostituierte zusammen mit den „Politischen“ interniert wurden, verstärkte diese Ambiguität noch. Sie verweist auf einen spezifischen Aspekt bei der Internierung von Frauen, den es näher zu betrachten gilt. Daß die von den Frauen ausgehende Gefahr in ihrem „Lebenswandel“ und nicht in ihrem politischen Engagement gesehen wurde, stellt einerseits eine Minimierung der Bedeutung dieser Frauen dar, die sich doch gerade als politische Wesen verstanden. Gleichzeitig wird deutlich, daß die den Internierungsprozeß anordnende Institution nicht nur die Ideen der Frauen, sondern auch ihren Körper, ihr Geschlecht thematisieren.

Hintergrund dieses administrativen Denkens und Handelns ist das dichotomische Schema, in dem die Frau nur als „Jungfrau oder Hure“ gedacht wird. Wie Klaus Theweleit in *Männerphantasien* (1977) gezeigt hat, wird dieses Schema gerade in der weltanschaulichen Auseinandersetzung virulent und schlägt sich in entsprechenden Metaphern nieder. In der von ihm analysierten Freikorps-Literatur tritt die bedrohliche Frau, die Proletarierin als Hure auf.

Die proletarische Frau ist eine Hure. [...] Die Bedrohlichkeit dieser Frauen kommt u.a. aus ihrer Nicht-Jungfräulichkeit. Die sexuelle Erfahrung, die die nationalistischen Soldaten bei ihr vermuten,

löst bei ihnen offenbar eine besonders starke Angst aus. Und diese Angst wird mit dem Wort ‚kommunistisch‘ in Verbindung gebracht. (1977, 93)

Die Bedrohung durch den politischen Gegner wird in den Körper der Frau hineinprojiziert und erscheint im Bild der Prostitution. Dieses Bild, die (literarische) Imagination wird in der konkreten Konfrontation mit den Antifaschistinnen in Realität umgemünzt. Die politisch aktive, „böse“ Frau kann nur Hure sein; hinter ihrer kommunistischen Weltanschauung verbirgt sich entfesselte Sexualität.

„Wer sind die Verdächtigen von Rieucros?“ Mit dieser rhetorischen Frage begann Lucie River, die eine Zeitlang selbst im Lager interniert war und dann in die Sowjetunion emigrierte, einen im Juni 1941 in der Exilzeitschrift *Die Welt* erschienenen kritischen Artikel über das „Konzentrationslager für staatsgefährliche Frauen“, mit dem sie auf die unhaltbaren Zustände in Rieucros aufmerksam machen wollte. Aufgrund der Willkür, mit der die Internierung der „Unerwünschten“ gehandhabt wurde, fand sich in Rieucros ein buntes Gemisch von Frauen aller nur denkbaren Nationalitäten, der unterschiedlichsten sozialen Schichten und jeglichen Alters. Straßenmädchen und Taschendiebinnen vom Kurfürstendamm „teilen Bett und Tisch“ mit angeblichen deutschen Spioninnen à la Mata Hari.

Unter der Feder von Lucie River nehmen die in der administrativen Sprache auf die leblose Formel „Unerwünschte“ reduzierten Frauen Gestalt an:

[Die] Diebinnen, Engelmacherinnen, Kupplerinnen, Kokainhändlerinnen, Mädchenhändlerinnen, sie sind in Baracke 1 konzentriert. Ferner die „Luxusfrauen“ von Schlafsaal 19, die gemeinsam mit denen von Schlafsaal 15, „verschiedene Fälle“ (Frauen ohne Papiere, Diebinnen kleineren For-

mats, Prostituierte niedrigster Stufe) das Privileg haben, in einem Gebäude zu wohnen, in dem es im Winter verhältnismäßig warm und im Sommer angenehm kühl ist.

Mit den Luxusfrauen sind die sogenannten „poules de luxe“ gemeint, „Edelnutten“, die durch ihr extravagantes Auftreten und außergewöhnliches Gebaren für Aufsehen sorgten. Die internierte Kostümbildnerin Sylta Busse hebt dies gleich in ihrem ersten Brief aus dem Lager hervor:

Unsere Baracke ist reichhaltigst assortiert von Prostituierten zu feinen „Damen“, die in seidenen Schlafröcken und hochroten Fingernägeln wandeln bis zu wirklichen Damen [...]; es ist ein fantastisches Studienfeld über Charaktere und über Kulturen, die man machen kann; unbeschreiblich interessant diesbezüglich. (Busse, Brief vom 25.2.1940)

Die Willkür des Systems wurde von den Frauen sprachlich ad absurdum geführt, indem sie die in Schlafsaal 15 untergebrachte Kategorie der „cas divers“ (verschiedene Fälle) in die homophonen „cas d’hiver“ (Winterfälle) umtaufen.

Wie sich unschwer vorstellen läßt, verlief das Zusammenleben der Frauen nicht konfliktfrei. Die ständige, erzwungene Nähe mit so vielen, ganz unterschiedlichen Frauen, der Mangel an Privatsphäre und die Enge waren auf die Dauer nur schwer erträglich.

Erst Ende März, Anfang April 1940 wurden die Frauen nach Nationalität und Internierungsgrund getrennt in den inzwischen fertiggestellten Baracken untergebracht. Sylta Busse, die ihre Mitinternierten mit Begeisterung porträtierte, kommentiert diese Umstrukturierung am 27. März mit großem Bedauern: „Die Spanier sind raus aus unserer Baracke (leider, leider!!!) die Polen auch lei-

der (!!!) alles meine schönsten Modelle.“ Die deutschen Frauen, die zunächst im Steinhaus im Schlafsaal 15 untergebracht worden waren, kamen nun zusammen mit einigen Polinnen in die Baracke 6. In einer Baracke fanden ungefähr 80 Frauen Platz.

Die kulturellen und ideellen Eigenheiten und Überzeugungen der Bewohnerinnen prägten die Atmosphäre und Stimmung in den jeweiligen Baracken. Die bereits erwähnte Lucie River veranschaulicht dies in ihrem Artikel:

Beim Eintritt in Baracke 7 hörte man, einerlei ob morgens oder abends – stets mit trotziger Miene gesungene traurige oder heitere Lieder, Lieder wie „Mamita Mia“ oder „Con el Quinto Regimento“ (mit dem 5. Regiment), die die spanischen Milizen und Internationalen Brigaden sangen, wenn sie in den Kampf zogen. Baracke 7 ist ein Stückchen Spanien: schlaue und argwöhnische Andalusierinnen, lässige und heitere Katalonierinnen, Madriderinnen mit großen ironischen Augen, Baskinnen mit scharf geschnittenen gespannten Gesichtern.

Die Spanierinnen

Das Schicksal der spanischen Frauen und Kinder und die Frage, warum diese in einem „camp répressif“ interniert wurden, ist bisher noch nicht erforscht worden. In den wenigen Publikationen zur massenhaften Flucht aus dem faschistischen Franco-Spanien verlieren sich die Spuren der Frauen und Kinder im sprachlosen Nichts. Wir erfahren gelegentlich am Rande, daß sie nach dem Grenzübertritt auf Anweisung der französischen Behörden auf die verschiedenen französischen Départements verteilt wurden.

Aus den wenigen Informationen lassen sich im nachhinein lediglich Vermutungen über deren Internierung anstellen. Es scheint, als hätten die Präfekten die Einrichtung des



Drei junge Spanierinnen Photo: © Ursula Katzenstein

Frauenlagers zum Anlaß genommen, sich der aktenkundig gewordenen Spanierinnen in ihrem Département zu entledigen.

In dem autobiographischen Roman *Tanguy* beschreibt der heute in Frankreich lebende Autor Michel del Castillo, der selbst mit seiner Mutter eine Zeitlang in Rieucros interniert war, die Ablehnung der Franzosen gegenüber den Spanienflüchtlingen, die häufig weltanschaulich verpackt wurde, obwohl sich dumpfe Fremdenfeindlichkeit dahinter verbarg. Unter den Flüchtlingen waren viele junge Mädchen und Frauen mit Kindern. Sie kamen durchweg aus ganz einfachen Verhältnissen und verfügten über keinerlei finanzielle Mittel. Sylta Busse zeigt sich sehr beeindruckt von ihnen: „Die kleinen spanischen ‚Chicas‘ über mir sind ebenso reizend, alle erst 17, 18, 20. Besonders eine ist mir schon ans Herz gewachsen, sie heißt Mercedes, ist 17 und von strahlender Frische und Lieblichkeit.“ (Busse, Brief vom 29.2.1940)

Die Kinder, die ebenso wie ihre Mütter Analphabeten waren, hatten in ihrem Leben noch keine Schule besucht. Gegen den anfänglichen Widerstand der Mütter lernten sie in Rieucros Lesen und Schreiben. Der Unterricht der im Lager internierten Kinder der verschiedenen Nationalitäten blieb in Rieucros den Frauen selbst überlassen, während man dafür später in Brens eigens eine Lehrerin einstellte. Sie nahmen sich besonders der spanischen Kinder an und bemühten sich, sie mit Unterricht und Spiel sinnvoll zu beschäftigen und für Abwechslung zu sorgen. An dem von den Frauen inszenierten Sketch „Schneewittchen in Rieucros“, von dem noch die Rede sein wird, beteiligten sich die Kinder zum Beispiel, indem sie die Rolle der Zwerge übernahmen.

Die mexikanische Regierung setzte sich für die Spanierinnen ein und erklärte sich bereit, Ausreisewillige aufzunehmen. Der Lagerkommandant erhielt 52.000 Francs zur Verfügung gestellt, um sie unter den emigrierwilligen Internierten zu verteilen. Wie der im folgenden zitierte Brief nahelegt, wurde entschieden, daß nur diejenigen davon profitieren sollten, die ein Visum für Mexiko beantragt hatten, denn „es gibt keinen Anlaß, den Spanierinnen die Hilfe von 300 Francs zukommen zu lassen, die nicht nach Mexiko



Spanische Kinder in Festtagskleidung

Photo: © Dora Schaul

emigrieren wollen und die sich lediglich nach Spanien zurückgemeldet haben.“ Diese als willkürlich empfundene Verteilung stiftete jedoch solche Unruhe unter den Internierten, daß der Kommandant in einem Brief an den Präfekten zu dem Schluß kommt: „Es wäre besser gewesen, wenn diese Summe so verteilt worden wäre, wie es anläßlich des Besuchs des mexikanischen Ministers vorgesehen war.“ Obwohl einige der Spanierinnen von der Möglichkeit Gebrauch machten, nach Mexiko auszuwandern, zog es die Mehrheit vor, in ihr Heimatland zurückzukehren, auch wenn sie dort mit Repressalien zu rechnen hatten. Im Verlauf des Jahres 1941 wurden insgesamt 71 Spanierinnen, darunter auch einige Kinder, nach Cerbère an die spanische Grenze gebracht. Die Aussicht, einen weiteren Winter im Lager verbringen zu müssen, veranlaßte im November 1941 einige Frauen, sich um die Emigration nach Mexiko zu bemühen. Die Spanierinnen, die aufgrund ihrer politischen Vergangenheit in ihrem Heimatland verfolgt wurden, sahen sich sowohl von einer möglichen zwangsweisen Abschiebung nach Spanien, als auch durch die Auslieferung an die Deutschen bedroht. Für sie bedeutete der Weg nach Mexiko die einzige Rettung, wie es Michel del Castillo in seinem Roman *Tanguy* am Beispiel seiner Mutter deutlich gemacht hat. Die Beschreibung seines Aufenthaltes in Rieucros stellt das einzige literarische Zeugnis der Internierung in Rieucros aus der Perspektive eines Spanienflüchtlings dar. Daneben zeugen einige mit liebevollen Widmungen versehene Photos oder Glückwunschkarten von der Präsenz der Spanierinnen im Lager und von ihrer zum Teil engen und freundschaftlichen Beziehung zu den deutschen Antifaschistinnen.

Die deutschen Frauen

Die Emigrations- und Internierungserfahrungen der deutschen Frauen sind im Gegensatz zu denen der Spanierinnen durch autobiographische Aufzeichnungen, insbesondere durch das Tagebuch von Ursula Katzenstein, überliefert. Die deutschen Frauen waren auf ganz unterschiedlichen Wegen und auch aus unterschiedlichen Gründen nach Frankreich emigriert, wo sich viele in Paris der linken Emigrantenszene anschlossen. Einige von ihnen hatten erst in der Emigration ein politisches Bewußtsein entwickelt, andere waren schon seit langem



Einige Frauen aus der Gruppe der deutschen Antifaschistinnen v.l.n.r., obere Reihe: Dora Schaul, Paula Ruess-Nuding, Cläre Quast-Muth, Hilda Maddalena, Ida Kroh-Krautter, untere Reihe: Dora Landahl, Betty Rosenfeld, Marina Strasde, Maria van de Maat

Photo: © Dora Schaul

Mitglied der KPD oder einer anderen Linkspartei und konnten auf langjährige Erfahrungen als Partei- oder Gewerkschaftsfunktionärinnen zurückgreifen. Einige von ihnen hatten auch am Spanischen Bürgerkrieg teilgenommen. Im Lager Rieucros trafen nun die unterschiedlichsten Frauen und politischen Positionen aufeinander: die linientreuen Genossinnen auf die aus der KPD ausgeschlossenen „Abwechlerinnen“, sogenannte „Trotzkistinnen“, wie etwa Rosi Wolfstein,



V.l.n.r.: Käthe Nekvasilová, Ursula Katzenstein, Anni Haas, Annemarie Günther, Lenka Reinerová, Magda Stern, Gertrud Rast

Photo: © Annemarie Günther

die 1929 als führendes Mitglied des rechten Parteiflügels aus der KPD ausgeschlossen wurde und 1932 mit der oppositionellen Minderheit zur SAPD übertrat.⁸ Die schriftlichen, vor allem aber die mündlichen Zeugnisse legen indes nahe, daß dies weniger zu Konflikten führte, als parteiinterne Querelen um Direktiven, die von der Parteileitung im Lager Le Vernet ausgegeben wurden und in Rieucros nicht immer auf Zustimmung stießen. Doch trotz aller Divergenzen und Animositäten kam es in Rieucros nicht zum Eklat. Fälle von Parteiaustritt oder demonstrativer Ausgrenzung von „Renegaten“, wie dies für das „camp répressif“ für Männer, Le Vernet, überliefert ist (vgl. Koestler 1971), hat es in Rieucros nicht gegeben. Allerdings grenzten sich die linken Frauen sehr deutlich von denjenigen ab, die nicht zur „großen Familie“ der „Politischen“ gehörten. Darunter befanden sich durchaus auch Frauen mit eindeutigen Sympathien für den Nationalsozialismus, die den Waffen-

stillstand und den Besuch der Kundt-Kommission im Lager freudig begrüßten.

Die Saarländerinnen

Unter den deutschen Frauen befand sich auch eine größere Gruppe von Saarländerinnen, deren Exil sich von dem der Mitinternierten in einigen Punkten unterschied. Im Vorfeld der Volksabstimmung im Saarland, bei der sich am 13. Januar 1935 90,8% der abstimmungsberechtigten SaarländerInnen für eine Rückgliederung ans Reich ausgesprochen hatten, war den GegnerInnen der „Heim ins Reich“-Parolen für den Fall ihrer Niederlage und der Notwendigkeit einer Emigration nach Frankreich offiziell Unterstützung von französischer Seite zugesichert worden. „Rund 8000 Saarländer wählten den Weg in die Emigration, darunter etwa die Hälfte Juden, die meisten vor dem 29. Februar 1936.“ (Mallmann/Paul 1989, VIII) Da Frankreich als Hauptaufnahmeland der saarländischen Emi-

Nom : Diener née Thœnen-Kooy

Prénoms : Marthe

née le 24 Septembre 1909 à Sarrebruck

filles de Antoine

né le décédé à

et de Maria Loscheider

née le décédé à

Profession : meunagère

Nationalité française

Mode d'acquisition de cette nationalité: filiation, mariage, naturalisation (rayer les mentions inutiles).

Situation de famille: célibataire, marié, veuf, divorcé (rayer les mentions inutiles).

Adresse: { Localité : Meude
Rue du collège n° 12

Renseignements sur le conjoint. { Nom : Thœnen
Prénoms : Emile
Né le 11 Septembre 1910 à Hohscheid
Nationalité d'origine : Sarroise

Enfants au-dessous de 15 ans.

PRÉNOMS	DATE DE NAISSANCE	LIEU DE NAISSANCE	Observations.
<u>Emile</u>	<u>21.6.32</u>	<u>Sarrebruck</u>	<u>Sarre</u>
<u>Gisèle</u>	<u>14.7.33</u>	<u>Sarrebruck</u>	<u>Sarre</u>
<u>Hœuri</u>	<u>29.8.35</u>	<u>Compiègne</u>	<u>(St. Et. Grise)</u>
<u>Josine</u>	<u>19.9.40</u>	<u>Meude</u>	<u>Lozère</u>



Martha Diener

Départements Haute-Garonne (mit der Hauptstadt Toulouse), in das viele SaarländerInnen transferiert worden waren, „daß die derzeitige Situation der Saarflüchtlinge dringend verändert werden müsse“ (AN F1A 45 38). Es wurde behördlicherseits nach Lösungen gesucht, die Integration der SaarländerInnen zu verbessern. Mit zahlreichen Maßnahmen (darunter auch die Auflösung aller Sammellager) wurde ab September 1935 vor allem versucht, ihre berufliche Eingliederung zu fördern und damit auch die finanzielle Unabhängigkeit der Flüchtlinge zu gewährleisten. Eine Regelung sah vor, daß diejenigen, die eine ihnen angetragene Arbeit zum wiederholten Male verweigerten, ausgewiesen werden könnten.

Nichtsdestotrotz hatten die SaarländerInnen – zumindest vorübergehend – gegenüber anderen EmigrantInnen einen privilegierten Status. „Saarländer wurden ebenso wie Österreicher im allgemeinen freundlicher beurteilt als Reichsdeutsche“ (Fabian/Coulmas 1978, 69 f.). Die in Grenznähe verbliebenen politisch aktiven SaaremigrantInnen konnten dort zunächst illegal weiterarbeiten. Doch „mit Beginn des Zweiten Weltkriegs verlor dieser Faktor, der die spezifisch saarländische Ausprägung von Widerstand und Verweigerung wesentlich mitbestimmte, seine Bedeutung“ (Mallmann/Paul 1989, VIII).

Antrag auf Ausweispapiere von Martha Diener

grantInnen eine Häufung der Flüchtlinge in seinen östlichen Départements vermeiden wollte, brachte man sie zunächst im Südwesten unter. Ein Teil der in diesem Zusammenhang eingerichteten Sammellager („Centres d'hébergement“) wurde bereits ab September 1936 für Spanienflüchtlinge genutzt (AN F1A 4589).

Am 30. Juli 1935 forderte der Innenminister in einem Schreiben an den Präfekten des

Da die Mehrzahl der Saarflüchtlinge aufgrund der genannten Regelung in die südwestlichen Départements Frankreichs geschleust worden war, befanden sich bei Ausbruch des Krieges dort prozentual mehr SaarländerInnen als andere deutsche EmigrantInnen. Einige saarländische Frauen kamen bereits im Verlauf des ersten Kriegswinters nach Rieucros.

Auf eigenen Wunsch kehrten viele Saarländerinnen nach dem Besuch der Kundt-Kommission in Rieucros im August 1940 ins Saarland zurück. Die Besetzung durch die Deutschen ließ ein weiteres Verbleiben in Frankreich nicht sinnvoll erscheinen, vor allem auch da Frankreich für viele – entgegen ihren Erwartungen und Hoffnungen – nicht zur zweiten Heimat geworden war, denn die Versprechungen der französischen Regierung bezüglich ihrer Integration waren nicht eingelöst worden. Einige der aus politischen Gründen in Rieucros internierten SaarländerInnen wurden 1940/41 an Deutschland ausgeliefert.

Die Polinnen

Neben den Spanierinnen und den Deutschen waren viele Polinnen in Rieucros interniert. Unter ihnen befanden sich politisch aktive Frauen wie z.B. Lisa Holländer oder Mira Loewy-Kugler, die am Spanischen Bürgerkrieg teilgenommen hatten, aber auch junge Mädchen, die aus ärmlichen Verhältnissen stammten und durch die Lebensumstände gezwungen waren, sich ihren Unterhalt mit Prostitution oder Ladendiebstahl zu verdienen. In ihren Erinnerungen an Rieucros wirft Lenka Reinerová einen Blick auf diese jungen Mädchen, die vor den großen Judenpogromen aus Polen geflohen waren. Sehr früh auf sich selbst gestellt und ohne Berufs-



Einige der polnischen Frauen

Photo: © Mali Fritz

ausbildung, mußten sie sich in Paris allein durchschlagen: „Was konnte da kommen, was ist so oft gekommen: Freudenhäuser, Zuhälter, Polizeikommissariate, die gelbe Karte. Als der Krieg ausbrach, da waren sie plötzlich keine gewöhnlichen Straßenmädchen mehr. Da waren sie ausländische, polnische. So kamen sie nach Rieucros.“ (1958, 98 f.) Auch Gertrud Rast zeichnet ein Porträt der Polinnen, von denen einige – die Politischen – mit in der deutschen Baracke untergebracht waren.

Die meisten dieser jungen Mädchen hatten seit Jahren in Paris gelebt und ihre Heimat, ihre Familien lange nicht gesehen. Fast noch im Kindesalter waren sie einem älteren Bruder, einem Onkel oder einer Tante nachgereist. Einige von ihnen waren in der Haute Couture, den Zentren der großen Mode von Paris beschäftigt gewesen. (1972, 19)

Mehr als die Hälfte der 1939 in Frankreich lebenden ausländischen Jüdinnen und Juden waren Polinnen. Die kommunistische Partei Frankreichs hatte für die ausländischen ArbeitnehmerInnen eine eigene Organisationsstruktur geschaffen, die MOI (Main-d'oeuvre immigrée). Unter den Mitgliedern der MOI befanden sich viele Frauen, die später auch aktiv am bewaffneten Widerstand gegen die Deutschen teilnahmen. Doch zunächst war eine große Zahl von ihnen interniert worden. So die in Lodz geborene Mira Loewy-Kugler, die später in Lyon der Widerstandsgruppe „Carmagnole“ angehörte (Strobl 1989, 151). Viele der internierten polnischen Frauen waren jedoch weder in einem politischen Kontext engagiert, noch verfügten sie über die Mittel und Kontakte, um ihre Entlassung und Weiteremigration zu betreiben. Aus diesem Grund ist auch die Zahl der polnischen Frauen unter den Opfern der Deportation aus Brens besonders hoch.

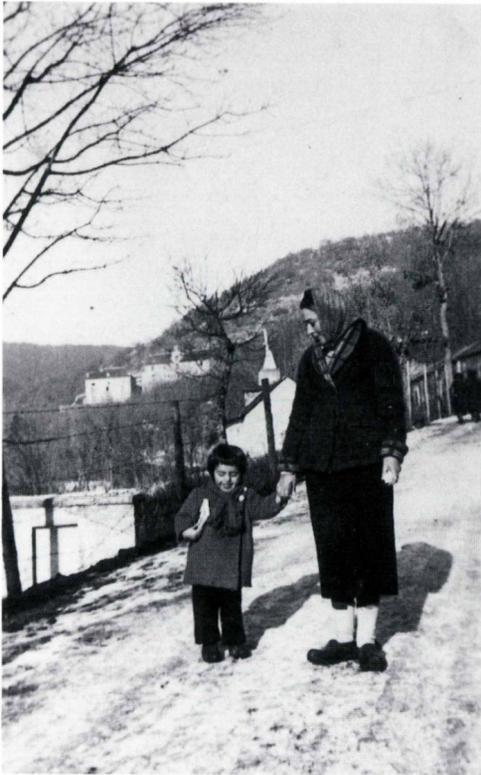
Die Französinnen

Es mag zunächst erstaunen, daß in einem „Sammellager für Ausländer“ – so die offizielle Bezeichnung bis Januar 1941 – auch Französinnen interniert waren. In einem umfassenden Bericht des Lagerkommandanten von September 1941 heißt es dazu: „Seit dem Waffenstillstand wurde eine Reihe von Französinnen unter Bezugnahme auf das Dekret vom 18. November 1939 nach Rieucros gebracht.“ Mit diesem Gesetz war eine Ausnahmeverordnung geschaffen worden, derzufolge nicht mehr nur unliebsame AusländerInnen, sondern auch Französinnen und Franzosen unter Hinweis auf die von ihnen ausgehende Gefahr für die innere Sicherheit und öffentliche Ordnung aus dem Verkehr gezogen werden konnten – eine Maßnahme, die mit

dem Kriegsausbruch begründet wurde. Wie aus den Lagerarchiven hervorgeht, waren bereits ab Dezember 1939 Französinnen in Rieucros interniert. Die gemeinsame Internierung der französischen und ausländischen Frauen war ursprünglich nur als Übergangslösung gedacht. Die Frage, warum die Französinnen letztendlich doch von Ende 1939 bis zur Auflösung der Lager zusammen mit den Ausländerinnen interniert wurden, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Aus den Archivunterlagen geht hervor, daß diese gemeinsame Internierung große Probleme aufwarf. Bei einem Treffen aller Lagerkommandanten der freien Zone im September 1941 im Innenministerium in Vichy wurde auch diese Frage erörtert und ganz allgemein beklagt, daß die verschiedenen Kategorien von Internierten nicht eindeutig getrennt werden könnten.

Der Lagerkommandant von Rieucros betonte bei dieser Gelegenheit die intensive politische Aktivität der Frauen in seinem Lager: „Eine kleine Gruppe von Internierten (speziell einige Frauen von ebenfalls aus politischen Gründen internierten Männern) machen aktive Propaganda in diesem Lager, in dem keinerlei Möglichkeit besteht, die verschiedenen Internierten getrennt unterzubringen.“ (AD Lozère)

Die Angst vor möglichen Unruhen im Lager scheint recht groß gewesen zu sein. Als die Französin Mathilde Péri, die Ehefrau des bekannten Kommunistenführers Gabriel Péri, der im Dezember 1941 von den Deutschen erschossen wurde, Anfang 1940 ins Lager kam, brachte man sie und ihre Schwester Pauline, ebenso wie deren zweijährige Tochter und die siebzugjährige Mutter getrennt von den anderen im Steinhaus unter. „Die neuen Genossinnen sind so wichtig, daß sie nicht einmal in den Baracken wohnen wer-



Die Französin Mathilde Péri mit ihrer Nichte

Photo: © Ursula Katzenstein

den. Man hat sie direkt im Verwaltungsgebäude untergebracht, oben über dem Büro.“ (Reinerová 1958, 111)

Die Zeugnisse ehemaliger Internierter und die entsprechenden Passagen in den Berichten der Lagerverwaltung bestätigen, daß die Französinen ihre politischen Überzeugungen tatsächlich sehr direkt und offensiv zum Ausdruck brachten, sei es in ihrer Korrespondenz als Kritik am Regime und an den herrschenden Zuständen, oder sei es durch gemeinsame Aktionen der Selbstbehauptung und des Widerstands. Diese Aktivitäten wurden von der Verwaltung mit großer Aufmerksamkeit verfolgt und ebenso wie die zahlreichen Briefe genauestens kontrolliert. Der Eintritt der Sowjetunion in den Zweiten Weltkrieg bedeutete für die inter-

nierten KommunistInnen in den Lagern Frankreichs eine Stärkung ihrer politischen Position. In einem Rundschreiben vom 4. Juli 1941 wurden die Präfekten aus diesem Anlaß aufgefordert, die Agitation der politischen Internierten zu kontrollieren. Die darauf folgende Durchsuchung der Baracken in Rieucros brachte allerdings keine konkreten Ergebnisse, denn – so heißt es im Bericht an das Innenministerium – die Internierten wissen genau „zu vermeiden, was ihnen schaden könnte.“ (AD Lozère)

Die prosowjetische Propaganda der französischen Kommunistinnen wurde mit Besuchs- und Schreibverbot für alle Internierten sanktioniert, ein geschickter Schachzug der Lagerleitung, die mit dieser Kollektivstrafe die aus ganz unterschiedlichen Gründen internierten Frauen gegeneinander auszuspielen versuchte. Das gelang auch: „Die Internierten der anderen Nationalitäten, deren Einstellung und Verhalten bisher nie Anlaß zur Kritik gaben, haben die Schuld für die Strafe gleich auf die geschoben, die sie ihrer Meinung nach durch ihre Überzeugungen und Äußerungen verursacht haben.“ (AD Lozère)

Die Französinen bildeten eine ebenso heterogene Gruppe wie die anderen Nationalitäten. Die Gründe für ihre Internierung umfaßten die ganze Skala der bereits weiter oben zitierten Delikte, wenn auch die meisten Französinen wegen ihres vorgeblich „leichten Lebenswandels“ interniert worden sind. Während im Laufe des Jahres 1941 immer mehr Deutsche und Spanierinnen das Lager verlassen, vervierfacht sich die Zahl der internierten Französinen.

Die „Zigeunerin“ Kali⁹

Der „leichte Lebenswandel“ wird wohl auch der Vorwand gewesen sein, mit dem man die im Lager nur unter dem Namen Kali bekannte „Zigeunerin“ interniert hatte, deren unkonventionelles Auftreten und unbändiger Freiheitsdrang das Interesse und die Bewunderung der Lagerinsassinnen auf sich zogen. Sie ist Gegenstand zahlreicher Anekdoten. Die Schauspielerin und Autorin Marina Strasde wurde durch sie zu einem Gedicht mit dem Titel „La Crème des Crèmes“ („Das Beste vom Besten“) inspiriert, und Sylta Busse, in deren



Kali

Photo: © Ursula Katzenstein

Briefen häufig von Kali die Rede ist, hat sie porträtiert. Lenka Reinerová schreibt über sie: „Jeden Morgen, wenn sie sorgfältig ihre dünnen schwarzen Zöpfe flicht, droht sie: ‚Davonlaufen werde ich. Hier bleibe ich nicht. Ich

werde davonlaufen und frei sein.‘“ (1958, 96) Ihre zahlreichen Fluchtversuche, die Marina Strasde aufs Korn nimmt, endeten stets in der Strafzelle des Lagers. Ihr eigenwilliges Verhalten brachte sie immer wieder in Konflikt mit der Lagerleitung. Nachdem wieder einmal ein Fluchtversuch gescheitert war, „wurde sie gefesselt wie ein wildes Tier abgeführt, und wir haben Kali nie wieder gesehen. Später hieß es, sie sei nicht mehr am Leben, aber niemals haben wir erfahren, was wirklich geschehen war.“ (Reinerová 1983, 25)

Wie die Einrichtung eines speziellen Lagers für „Zigeuner und Nichtseßhafte“ im Juni 1942 in Saliers bei Arles belegt, war auch diese Bevölkerungsgruppe von Ausgrenzung und Verfolgung bedroht (Grandjanc 1991, 291-299). Mit diesem Lager ist allerdings möglicherweise das Schlimmste verhindert worden, denn am 15. März 1942 hatte in Vichy eine Konferenz stattgefunden, bei der eine spätere Deportation aller Sinti und Roma diskutiert worden war. Dies wurde dann jedoch zugunsten eines Vorschlags von Gilbert Lesage, dem Verantwortlichen des Sozialdienstes für Ausländer, aufgegeben, der die Einrichtung eines Lagers in der Camargue unter der Aufsicht seiner Behörde vorsah. Aus diesem Lager, das offiziell bis zum 15. Oktober 1944 existierte, in dem sich aber bereits ab dem 25. August 1944 keine InsassInnen mehr befanden, haben keine Deportationen stattgefunden.



Kali, porträtiert von Sylta Busse

Akademie der Künste Berlin-Brandenburg, Stiftung Archiv, Sylta Busse Nachlaß

Alltag in Rieucros

Gleich nach ihrer Ankunft schilderte Sylta Busse ihre ersten Eindrücke aus dem Lager:

Unser Camp liegt etwas außerhalb. Als wir ankamen, war ich voller Spannung, ob ich jemand Bekanntes treffen würde. Man brachte mich in eine Riesenbaracke (ungefähr 80 Frauen), plötzlich entdeckte ich Helene Maywald ganz hinten, hoch oben auf ihrem Bette thronend. Wir schlafen nämlich in 2 Schichten, 2 riesige Platten überein-

ander. Ich habe mein winzig kleines Reich einige Betten (sprich Strohsäcke) entfernt von ihr. [...] Strohsack, Schlafsack, 3 Decken, Eßgeschirr, Holzpantinen habe ich zugeteilt bekommen, alles sauber und in Ordnung. Waschgelegenheit ist gut, so à la Banja, Scheißhäusel geht auch. (Busse, Brief vom 25.2.1940)



In der Baracke

Zeichnung: Flora Süßmann (Didit)



In der Baracke

Zeichnung: Flora Süßmann (Didit)

In dieser kurzen Beschreibung sind bereits wesentliche Elemente enthalten, die das Alltagsleben im Lager bestimmten. Eine zentrale Rolle spielte dabei der „Lebensraum“ in der Baracke. Es wurde jede Möglichkeit genutzt, dem eigenen Reich eine persönliche Note zu verleihen. Mit den wenigen zur Verfügung stehenden Mitteln versuchten die Frauen, ihren Wohnbereich zu markieren: eine eigene Wäscheleine, Decken und Tücher, Zierdeckchen und Blumensträuße ersetzten die Intimität der eigenen vier Wände

und begrenzten das Territorium. Ein Dachbalken oder ein Nagel, der mit viel Glück ergattert wurde, diente als Schrankersatz. Hervorgehoben sei an dieser Stelle der obligate Nachtopf, den jede Internierte bei ihrer Ankunft ausgehändigt bekam und der für alles Erdenkliche, nicht aber den eigentlichen Zweck genutzt wurde. Für die Künstlerinnen stellte er ein beliebtes Motiv dar, das auf vielen Zeichnungen wiederzufinden ist.

Im Zentrum der Baracke stand ein Ofen, der den ganzen Raum heizen sollte und gleichzeitig noch als Herd benutzt wurde. Sylta Busse beschreibt, zu welchen Problemen dies führte: „Man muß ständig darum kämpfen, wenn man darauf einen Platz haben will, um Milch oder Tee zu kochen usw. Das kostet viel Zeit und Nerven.“ (Brief vom 21.4.1940) Für jede Baracke wurde auf Anweisung der Lagerleitung eine Verantwortliche gewählt, die für die Einhaltung der Disziplin zuständig war und bei Konflikten einschreiten mußte. Der Tagesablauf war durch einen klaren Rhythmus vorgegeben: „Morgens um 7.30 circa steht man auf, 12 Uhr Mittag, 7 Uhr Abendbrot und man darf nicht mehr raus aus der Baracke“, so heißt es in einem von Sylta Busses Briefen. Der monotone, an diese Einteilung der Tage gebundene Ablauf und die immer gleichen Verrichtungen prägten das Leben im Lager und verliehen ihm eine absurde Routine:

Dabei gleicht doch im Konzentrationslager ein Tag dem anderen, jeder bringt dieselben Betätigungen: aufstehen, Strohsack schütteln, Schlange stehen, um Teewasser zu bekommen, Kampf um einen Wasserhahn im Waschraum, Schlange stehen um Suppe und Hülsenfrüchte zu fassen, Schlange um Teewasser am Nachmittag, Schlange um die Suppe am Abend, Strohsack schütteln und am nächsten Morgen wieder dasselbe. (Reinerová, unveröffentlichtes Manuskript)

Obwohl scheinbar Zeit im Überfluß vorhanden war, fühlte sich Sylta Busse unter Zeitdruck: „Die Tage verstreichen schnell, Du kannst Dir nicht vorstellen, mit irgendwas ist man immer beschäftigt, Wäsche waschen, spazieren gehen, Gymnastik (unter Steffies Leitung), Gesangsproben [...], immerzu ist etwas.“ (Brief vom 29.2.1940) Rieucros war kein Arbeitslager, die Frauen mußten lediglich abwechselnd Aufgaben übernehmen, so-



Photo: © Dora Schaul

genannte „Dienste“ („corvées“), die das Leben in der Gemeinschaft betrafen. Die Reinigung der Baracken, Waschräume und Wege fiel ebenso in ihre Verantwortung wie die tägliche Küchenarbeit, das Schälen von Gemüse für die obligate Suppe etc. Die Barackenälteste teilte wöchentlich Frauen ein, die die Baracke kehrten und für das Feuer zuständig waren. Deren Aufgabe war es auch, die großen Eßkübel aus der Küche in die Baracken zu holen.



Photo: © Dora Schaul

Arbeit in Rieucros

Eine aufschlußreiche Korrespondenz mit verschiedenen Behörden belegt die beständigen Versuche der Lagerleitung, den internierten Frauen Arbeit zu besorgen. Mit der Bitte um Wolle wandte sich der Präfekt am 22. Februar 1940 an den Secours National. Diese wurde mit folgender Begründung abgelehnt: „Unsere Leitung ist dagegen, ausländischen Frauen Wolle zur Verfügung zu stellen, da wir jeden Tag gezwungen sind, den zahlreichen Ehefrauen französischer Soldaten mangels Rohstoffen und Nachlieferungen Wolle und Arbeit zu verweigern.“¹⁰

Am 29. März 1940 schrieb der Präfekt an den Innenminister, daß er bisher die Arbeit im Lager noch nicht organisieren konnte. Für die von ihm geplante Herstellung von Militärkleidung beantragte er 35 000 Francs für zehn Nähmaschinen. Dieser recht kostspielige Plan wurde allem Anschein nach nicht realisiert und zugunsten einer weniger aufwendigen Zusammenarbeit mit der Militärverwaltung aufgegeben. Die Frauen sollten Strümpfe und Handschuhe für die Soldaten stricken. In einem Vertrag wurden die genauen Bedingungen – unter anderem auch für die Lieferung der Wolle durch die Militärverwaltung – festgelegt. Der ursprünglich geplante Lohn von 9 Francs pro Paar sollte allerdings mit den Kosten für die Unterbringung der Frauen im Lager verrechnet werden und ihnen nicht ausgezahlt werden, denn „die besondere Situation der betreffenden Arbeiterinnen kann keinesfalls mit der Situation der Französinen verglichen werden, die ja mit der Arbeit für die Armee zur finanziellen Unterstützung ihrer Familie beitragen.“

Die Frage, ob die Frauen Strümpfe für das französische Militär stricken sollten oder nicht,

wurde in der Folgezeit unter den deutschen Genossinnen heftig und sehr kontrovers diskutiert. Dora Schaul resümiert ihren damaligen Standpunkt so:

Die meisten, und dazu gehörte auch ich, waren der Ansicht: Solange uns die französische Regierung einsperrt, denken wir nicht daran, für sie zu arbeiten. Noch war uns nicht ganz klar, was das für ein Krieg war, der da begonnen hatte und welche Rolle die französische Regierung spielte. Aber wir erkannten doch schon, daß die französische Regierung keinesfalls die Absicht hatte, konsequent den Faschismus zu bekämpfen. [...] Die Befürworterinnen des Sockenstrickens sagten: Das kann uns vielleicht Vorteile bringen. Möglicherweise bezahlt man uns etwas. (unveröff. Typoskript)

In der Tat gab es für diejenigen Frauen, die besonders effizient arbeiteten, eine Prämie. Die Gruppe der spanischen Frauen scheint das Angebot der Militärverwaltung angenommen zu haben, denn die Chefaufseherin, Mademoiselle Vallot, bittet im Juni 1940 um einen Vorschuß von 500 Francs, um die Spanierinnen bezahlen zu können. Auf den Zeichnungen aus dem Lager sind denn auch häufig strickende Frauen zu sehen.

Sehr schnell nahmen vor allem die „Politischen“ die Strukturierung des Alltags in die Hand. Um die Zeit sinnvoll auszufüllen und so wenig Langeweile und Verdruß wie irgend möglich aufkommen zu lassen, organisierten sie Vorträge und Sprachkurse. Entsprechend ihrer jeweiligen Vorkenntnisse und Ausbildung boten sich Spezialistinnen hierfür an, denn unter den Internierten befanden sich auch einige Lehrerinnen. Anfangs wurde regelmäßig auch noch Gymnastik angeboten, doch sehr schnell fehlte dazu aufgrund der ungenügenden Nahrung die Kraft. In den allmonatlich abgefaßten Berich-

ten des Lagerkommandanten sind Tagesablauf und Beschäftigungen der Frauen verzeichnet. Daraus gehen auch die verschiedenen Initiativen hervor. Die in den Berichten häufig verwendete stereotype Formulierung faßt die Tätigkeiten der Frauen folgendermaßen zusammen: „Die Arbeit und Freizeitbeschäftigung wird den Frauen selbst überlassen – Bastarbeiten – Nähen – Malerei – usw.“ (AD Lozère).

Laut Archivunterlagen soll es im Lager auch eine Bibliothek gegeben haben, doch scheint diese nicht sonderlich gut ausgestattet gewesen zu sein, denn Sylta Busse z.B. bittet in ihren Briefen immer wieder um Übersendung von Lektüre. Während sich die einen vorzugsweise intellektuell betätigten, besannen sich andere auf ihre handwerklichen Fähigkeiten. Eine rege Betriebsamkeit entwickelte sich:

Die Frauen nähten praktische und schöne Sachen, zum Beispiel Blusen und Röcke aus alten Decken. Die Deutschen spezialisierten sich auf Basthandtaschen, Gürtel, Sandalen, coffrets, coupes, Körbe etc. Die Spanierinnen waren sehr geschickt im Stricken, Sticken und Nähen (vor allem von BHs). Die Russinnen und Polinnen stellten Broschen aus Bast oder Wollresten her. (Schaul 1987, 67)

Was zunächst in bescheidenem Umfang begann, entwickelte sich zu etwas, „was man beinahe als Manufakturbetrieb bezeichnen könnte: die Herstellung von Kleidern, Schmuck, Schachspielen etc., Erzeugnisse, die an das Wachpersonal und an die Einwohner des benachbarten Mende verkauft werden durften“ (Walter 1988, 92). Die Vielfalt und Qualität der Gegenstände ließ bei den Frauen die Idee aufkommen, eine Ausstellung zu organisieren, um damit eine größere Öffentlichkeit zu erreichen. Waren die Handarbeiten ursprünglich aus dem

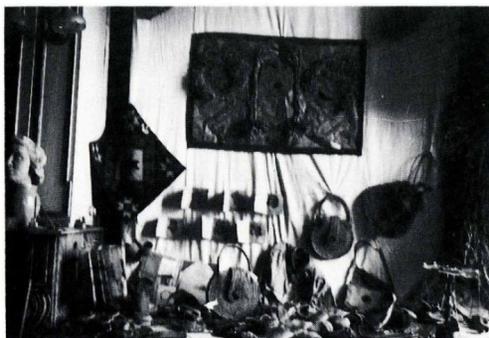
Wunsch nach sinnvoller Betätigung entstanden oder mit dem Ziel hergestellt worden, sie zu verschenken, so stellte die Möglichkeit des Verkaufs eine nur allzu willkommene Einnahmequelle dar. Im Lager hergestellte Knöpfe wurden sogar von einem Händler in Mende in Kommission genommen und serienmäßig verkauft.



Die Ausstellung im Rathaus von Mende

Photo: © Dora Schaul

Das Geschäft bestand darin, auf dem Gelände des Lagers unauffällig Äste von Bäumen und Sträuchern zu schneiden, die mit einer Säge in runde oder ovale Plättchen zerlegt wurden. Mittels eines Schraubenziehers erhielten die Plättchen zwei Löcher. Danach wurden sie zuerst mit feinem Sandpapier geglättet und mit Politur glänzend gemacht. So entstanden Knöpfe. Jede Baumart ergab ein anderes Muster. Junge Eichenäste von ungefähr einem Zentimeter Durchmesser zum



Die Ausstellung im Rathaus von Mende

Photo: © Dora Schaul



Ursula Katzenstein

Photo: © Ursula Katzenstein



Bei der Arbeit

Photo: © Dora Schaul

Beispiel hatten am Rand eine sehr hübsche doppelfarbige Rosette. Später kamen mit Emaillefarbe bunt bemalte Knöpfe hinzu, und eines Tages, schon unter meiner Regie, wurden auch Broschen hergestellt mit drei aufgemalten Blumen in den Farben der bei der deutschen Besatzung verhaßten Trikolore. Sie wurden, ebenso wie die Knöpfe, gern von der französischen Bevölkerung gekauft – als Zeichen des Widerstandes.“ (Rast 1972, 32)

Der Einfallsreichtum der Frauen kannte keine Grenzen, wenn es darum ging, das Budget aufzubessern, um sich so Zusatznahrung aus der Kantine besorgen zu können. So wurden auch innerhalb des Lagers interessante Absatzmärkte geschaffen. Die Herstellung und der Verkauf von Gesichtsscreme an die wohlbetuchten, eleganten „Damen“ erwies sich als recht erfolgreiches Unternehmen. Lenka Reinerová beschreibt, wie die Idee dafür entstand:

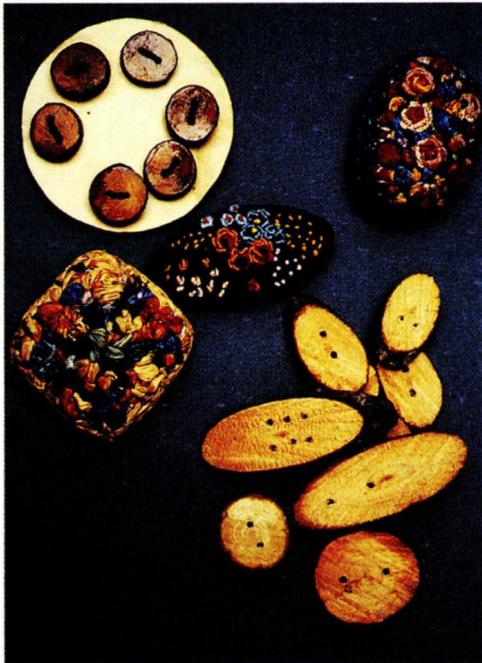


Photo: © Mechtild Gilzmer

Wenn wir in Rieucros satt, sauber und gesund bleiben wollen, brauchen wir Geld. Trotz größter Sparsamkeit haben wir fast keins mehr. Tonka¹¹ ist Chemikerin, sie versteht auch von Kosmetik etwas. [...] Tonka bestellt Lanolin aus der Apotheke und Gurken vom Markt. Wir investieren in dieses Unternehmen unser letztes Geld. Im Lager, besonders bei den Damen, treibt Tonka noch ein paar andere notwendige Sachen auf, und dann produziert sie allerhand Wässerchen und Kreams. Mir wird die Aufgabe zuteil, ihre Erzeugnisse bei den Damen zu propagieren. Gegen Runzeln, gegen Haarschuppen, für trockene und fette Haut. Die Damen sind begeistert [...]. Die Damen möchten mehr haben. Sie erkundigen sich, ob Tonka nicht auch Gesichtsmasken herstellen könne. Tonka lacht. Warum nicht? Aber Masken werden aus Eiern gemacht, und die haben wir nicht. Für die Damen ist das eine Kleinigkeit. Schon am nächsten Tag bringen sie die gewünschte Anzahl.

Tonka klatscht ihnen ein paar Eiweiß auf die verlebten Gesichter. Zum Abendessen aber laden wir Gäste ein. [...] Bald duftet es nach gebratenen Eiern. (1958, 110)

Auf die Dauer stellte auch der Verschleiß der wenigen Kleidungsstücke und der ins Lager mitgebrachten Schuhe ein Problem dar. Zwar erhielten alle Frauen bei ihrer Ankunft Lagerkleidung ausgehändigt, doch das unförmige braune Kleid, auch „robe Pétain“ genannt, wurde nur ungern getragen. Außerdem fertigten die Frauen aus diesem Stoff andere Kleidungsstücke an. Auch hier nutzten sie ihre Geschicklichkeit und Improvisationsfähigkeit, um das wenige, was sie mitgebracht hatten, zu erhalten. Die handwerklich begabte Ursula Katzenstein ließ sich das notwendige Material von den Aufseherinnen besorgen, die sich in diesem Punkt immer als sehr kooperativ erwiesen, und es entstand so etwas wie eine Schusterwerkstatt im Lager:

Die Schusterei hing mit den Sabots, den Holzschuhen, zusammen, die uns die Lagerleitung für schlechte Tage gegeben hatte, wenn jeder Regenguß die Wege zu kleinen Gebirgsbächen machte oder im zweiten Lager Brens um dessen Baracken dicker Schlamm stand. Diese Sabots hatten als Oberteil ein kräftiges Stück Leder. Wenn die Holzteile, die Sohlen abgelaufen waren, konnte man das Leder noch sehr gut zum Besohlen unse-



Schusterwerkstatt im Freien Photo: © Ursula Katzenstein

res Schuhwerks gebrauchen, das immer reparaturbedürftiger wurde, je länger die Internierung dauerte. (Rast 1972, 35)

Ernährung

Anfangs war die Versorgung noch ausreichend, doch sie verschlechterte sich im Verlauf der Internierung zunehmend. Mittags und abends gab es einen Teller Suppe mit dem immer gleichen Gemüse, manchmal auch mit Fleischeinlage. Dazu ein Stück Brot von rund 200 Gramm. Am 25. Februar 1940 schrieb Sylta Busse noch: „Essen war bisher ganz gut“, doch bereits zwei Wochen später klagte sie: „Die Nahrung ist so eintönig. Meistens Steckrüben (die ich hasse), Bohnen sind jetzt bei mir zu Delikatessen avanciert, ebenso Fisch (gibts immer Montag) es mangelt alles Frische.“ Für viele Frauen hatte die einseitige Ernährung gesundheitliche Folgen. So mußte Sylta Busse wegen Gallenbeschwerden in die Krankenabteilung eingeliefert werden.

Wer Geld hatte, brauchte – zumindest in der ersten Zeit – keinen Hunger zu leiden. In der lagereigenen Kantine waren Waren im Wert von 14126,15 Francs gestapelt, wie aus einer Aufstellung von März 1940 hervorgeht (AD Lozère). Neben Grundnahrungsmitteln aller Art konnte man in der Kantine alles mögliche bekommen: von Briefpapier, Seife, Haarspangen und Sicherheitsnadeln, Schokolade, Gesichtscreme bis zu Wein und Bier. Auf einer vierseitigen Warenliste sind neben Camembert und Eau de Toilette, Dauerwurst und Lippenstift verzeichnet.

Hygiene

Bei ihrer Ankunft im Lager wurden die Frauen auf ihren Gesundheitszustand hin

untersucht. Wenn sie krank waren, kamen sie in die Krankenbaracke. Ist in der offiziellen Lagerregelung von täglicher ärztlicher Visite die Rede, so entsprach dies nicht der Realität, denn im Bericht des Monats Dezember 1941 heißt es: „Die Arztvisiten fanden wie immer zweimal wöchentlich statt.“ Sylta Busse, die wegen Gelbsucht in die Krankenabteilung gebracht wurde, schreibt gar: „Gestern war ich beim Arzt, der alle 8 Tage hier rauf kommt!“ (Brief vom 31.3.1940). Viele Frauen wurden außerhalb des Lagers in den Krankenhäusern von Mende, Montpellier etc. versorgt. Über die Krankheitsfälle wurde in den allmonatlichen Berichten genauestens Buch geführt. Neben Grippe, Magenkrankungen, Migräne tauchten auch Fälle von Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten und Fehlgeburten auf. Bei vielen Frauen stellte sich das typische Lagerphänomen ein: Ihre Menstruation blieb aus. „Unsere Misere. 3 Monate schon nicht mehr. Aber da kann man nichts machen. Die Medikamente helfen da auch nichts, ein normales Leben würde helfen“, kommentiert Ursula Katzenstein am 2. Juni 1940 in ihrem Tagebuch das Phänomen. Obwohl das Essen unzureichend war, nahmen die Frauen aufgrund dieser funktionellen Störungen an Gewicht zu: „Sie sind bloß alle so gräßlich dick hier geworden und haben Bäuche“, beklagt sich Sylta Busse am 14. März über ihre unförmigen Modelle.

Wenn auch die hygienischen Zustände in Rieucros weitaus besser waren als in anderen französischen Lagern, so blieben die Frauen doch nicht von Lagerepidemien verschont.

Mal au camp, dieser furchtbare Brechdurchfall mit manchmal sehr hohem Fieber, die Frauen stehen nach 14 Tagen (bei manchen dauerts so lange) als kleine magere Gespenster total geschwächt wieder auf und haben nix, wovon sie wieder zu Kräften kommen können. (Busse, undatierter Brief)

Ein Neugeborenes, das nicht rechtzeitig die entsprechende medizinische Versorgung erhielt, starb an den Folgen dieser Epidemie. Meines Wissens blieb dies der einzige durch den Lageraufenthalt verursachte Todesfall, der für Rieucros zu beklagen ist.

Ein Grund dafür, daß sich die auftretenden epidemischen Krankheiten nicht so katastrophal auswirkten wie in anderen Lagern, lag sicher an der verhältnismäßig niedrigen Zahl von Internierten in Rieucros. Die Berichte des Lagerarztes dokumentieren allerdings die Zunahme von Krankheitsfällen mit Beginn der kalten Jahreszeit. Für manche Frauen begann 1941 der dritte Winter hinter Stacheldraht. Die Versorgung wurde immer schlechter und die Widerstandskraft der Frauen in gleichem Maße geringer. Im Hinblick auf den geplanten Transfer der Lagerbewohnerinnen in eine mildere Gegend betonte der Arzt in seinem Bericht deshalb: „Die Schwierigkeiten mit der Versorgung und Heizung stellen augenblicklich im Lager Rieucros ein großes Problem dar.“ (AD Lozère)

In ihren Briefen klagten die Frauen immer häufiger über ihren schlechten Gesundheitszustand und die mangelhafte ärztliche Versorgung. Die durch den langen Lageraufenthalt geschwächten Frauen erkrankten reihenweise an einer im Lager grassierenden Augenkrankheit, die ab Herbst 1941 auch Vichy aufhorchen ließ. Gegenüber dem Innenministerium, das sich in dieser Angelegenheit eingeschaltet hatte, wurde abgewiegelt: „Im Département Lozère und speziell in Rieucros entwickelt sich diese Seuche ganz normal, und nichts läßt auf weitere Komplikationen schließen“ (Archives Municipales). Während die Zahl der Infizierten der zunächst nicht eindeutig diagnostizierten Augenkrankheit ständig stieg (im November waren laut Arztbericht 20 Kinder und 46



Arztvisite

Skizzenbuch Dora Schaul

Frauen daran erkrankt), betonte der berichtserstattende Arzt, daß Verbesserungen eingetreten seien. Die Behandlung, die aufgrund einer falschen Diagnose vorgenommen wurde, war sehr schmerzhaft und hat bei einigen Frauen zu bleibenden Schäden geführt. Ein Brief, in dem das Ausmaß der Epidemie und die Behandlungsprobleme unverhüllt zum Ausdruck kommen, wurde von der Zensur zurückgehalten. Darin schreibt eine französische Internierte:

Du hast sicher von Mutter erfahren, daß man mir am Freitag keine Spritze gegeben hat. Das wäre mir fast lieber gewesen, denn die Behandlung, die ich erhielt, war noch viel schrecklicher. Hoffentlich werde ich bald gesund, aber das wird wohl noch dauern, denn es gibt wieder neue Fälle, und allein hier in unserer Baracke sind es ungefähr zwanzig, darunter auch Fernande und Pauline. Das ist nicht lustig, denn wir sind überhaupt nicht widerstandsfähig, und um eine solche Behandlung durchzuhalten, braucht man eine andere Ernährung. (AD Lozère)

Ganz nach vertrautem Muster war die Ursache für das Übel schnell gefunden: „In der Folge der Ereignisse in Spanien und durch die massenhafte Flucht der spanischen Be-

völkerung in den Süden Frankreichs war vorhersehbar, daß eine Seuche aus diesem Land sich in Frankreich ausbreiten würde“ (Archives Municipales). Erst später stellte sich heraus, daß es sich bei der Augenkrankheit um eine ansteckende Bindehautentzündung handelte.

Die Verbindungen zur Außenwelt

In der geschlossenen Welt von Rieucros erhielten Briefe als regelmäßige Verbindung mit der Außenwelt eine zentrale Funktion. Gleich in ihrem zweiten Brief bittet Sylta Busse ihren Ehemann inständig: „Bitte schreibe mir recht *oft*, Du hast keine Ahnung, was Briefe hier für einen bedeuten. Abends, wenn die Briefe ausgegeben werden, gegen 7 Uhr in meiner Baracke herrscht dann immer Hochbetrieb.“ (Brief vom 29.2.1940) Und immer wieder betont sie: „Meine Enttäuschung, wenn abends Post ausgerufen wird und es ist nichts dabei, ist grenzenlos. Kannst Dir gar nicht vorstellen, wie unbeschreiblich betrübt man ist, wenn man nicht aufgerufen wird und nicht erwartungsvoll hinstürzen kann.“ (Busse, undatierter Brief)

Die Frauen durften zweimal wöchentlich schreiben, aber unbegrenzt Post erhalten. Schreibverbot war eine häufig angedrohte und gefürchtete Sanktion. Die Briefe wurden von der Lagerleitung zensiert, die auf diese Weise gleich wichtige Informationen über den Gemütszustand der Frauen erhielt. Im Unterschied zu anderen, größeren Lagern wie z.B. Gurs, sind aus Rieucros nur sehr wenige Briefe erhalten. Der besondere Status der Frauen, die aus politischen Gründen interniert waren, veranlaßte die AdressatInnen der Briefe vermutlich, diese zu vernichten.

Aufgrund der Briefzensur drangen nur sehr spärliche und unpräzise Nachrichten

über die politische Entwicklung, vor allem aber den Stand der Kriegshandlungen ins Lager. Anfangs war es den Frauen noch gestattet worden, Zeitungen ohne eindeutige politische Tendenz im Lager zu erhalten, doch mit dem Vormarsch der Deutschen wurde eine Nachrichtensperre verhängt. Augenblicklich erhielten Spekulationen und Gerüchte Hochkonjunktur: „Seitdem es keine Zeitungen mehr gibt, schwirren 100 000 Gerüchte herum“, notiert Ursula Katzenstein. Aus Langeweile und zum Spaß setzten manche Internierte Gerüchte in die Welt, um dann mit Interesse zu verfolgen, welche sensationellen Blüten sie trieben. Im Zusammenhang mit dem Transfer nach Brens gingen z.B. die wildesten Spekulationen um. Einige Frauen gaben vor, sie wüßten genau, daß man sie nach Afrika verschiffen werde. Und auch dies wurde geglaubt: „Die unglaublichsten Gerüchte werden hier für wahr gehalten, so daß uns doch tatsächlich eine gute Frau fragte, wo man sich einschreiben müßte.“ (AD Lozère)

Der siegreiche Vormarsch der Deutschen und der militärische Zusammenbruch Frankreichs brachte für einige Frauen ein unverhofftes Wiedersehen mit ihren Partnern. Einige Männer und Freunde der Internierten waren ja zunächst auch im September 1939 verhaftet und interniert worden, einige von ihnen konnten sich jedoch – nach Überprüfung durch eine spezielle Kommission – in Arbeitskompanien melden. Im allgemeinen Chaos des Zusammenbruchs und nach der Demobilisierung hatten sich nun manche von ihnen auf die Suche nach ihrer Partnerin gemacht und standen unversehens in Rieucros vor dem Lagertor. Die Lagerregelung, nach der nur die direkten Verwandten Besuchserlaubnis hatten, wurde anscheinend sehr weit ausgelegt. Einige der Männer nah-

men dann mehr oder weniger offiziell ihren Wohnsitz in Mende an, andere kamen in das ebenfalls im Département Lozère gelegene Arbeitslager Chanac.

Ab Herbst 1940 fanden in Mende, „dem Zentrum für Heiratslustige“ (Katzenstein, Tagebuch), zahlreiche Eheschließungen zwischen deutschen Kommunisten statt,¹² was für die Beteiligten in mehrfacher Hinsicht von Vorteil war. Einerseits waren die Hochzeitsvorbereitungen mit einem Gang ins Rathaus, sprich einem Abstecher nach Mende verbunden, und es scheint, als habe der Bürgermeister Bourrillon die „Klärung der Papiere“ dazu benutzt, die Frauen häufiger in den Genuß eines freien Nachmittags zu bringen. Gleichzeitig war diese Legalisierung der Verhältnisse aber auch im Hinblick auf die geplante weitere Emigration ratsam. Konnten die Internierten nachweisen, daß sie einen Ausreiseantrag gestellt hatten, wurden sie zur Abwicklung der weiteren Formalitäten vorübergehend nach Marseille entlassen. Einige nutzten diese Gelegenheit, um unterzutauchen und sich dem Widerstand anzuschließen.¹³

Eine letzte Möglichkeit schließlich, wenigstens vorübergehend der bedrückenden Lageratmosphäre zu entkommen, boten Zahnarztbesuche – so merkwürdig dies klingen mag. Doch lassen wir Lenka Reinerová zu Wort kommen, die im August 1940 nach einem solchen „Ausflug“ in ihr Tagebuch notierte:

Mende ist eine kleine Stadt, und eines Morgens werden wir hinuntergefahren, um den Zahnarzt aufzusuchen. Wir waren alle schon monatelang in keiner Stadt, und jede von uns zwölf ist ein bißchen aufgereggt. Bei einer ist es ein halbes Jahr, bei einer anderen acht Monate, bei mir und anderen schon ein ganzes Jahr her, daß wir keine Straße

gesehen haben. Im Gefängnis war es nur das dumpfe Grollen der Untergrundbahn, daß uns eine Ahnung davon gab, daß „draußen“ das Leben weiterging, und im Lager sind es vor allem die spärlichen Briefe, die wir erhalten und die vielen Gespräche, die alle gleich beginnen. „Weißt Du noch ...?“ Zum Wartezimmer des Zahnarztes geht es über eine kleine, offene Veranda. Man sieht von dort aus auf eine breite asphaltierte Straße, die von alten dickstämmigen und mit ausladenden Kronen versehenen Ahornbäumen gesäumt wird. „Siehst Du dort drüben das kleine Haus mit den geschlossenen Fensterläden im ersten Stock und mit der Kletterrose, die sich über dem Tor hinaufrankt? Wenn man dort eine Kammer haben könnte! Denk Dir nur, eine Kammer ganz für sich alleine, in der es still ist und niemand mehr hereinkommt, wenn man die Tür hinter sich schließt. Da könnte man arbeiten, nachdenken – normal sein.“ (unveröffentlichtes Manuskript)

Das Etikett „Unerwünschte“, das den internierten Frauen anhaftet, ihr besonderer Status als angeblich staatsgefährdende Elemente, beeinflußt die mögliche Unterstützung durch Hilfsorganisationen. Die Bereitschaft, „dubiose“ Ausländerinnen zu unterstützen, ist begrenzt. Diese Erfahrung muß auch Felix Chevrier machen, der Generalsekretär der staatlichen „Kommission der Sammellager“ („Commission des Centres de Réfugiés“), kurz CCR genannt, die zum französischen „Hilfswerk zur Unterstützung von Flüchtlingen“ gehört.¹⁴

In einem Brief an den Lagerkommandanten Balleste vom 19. März 1940 beschreibt Felix Chevrier die taktischen Winkelzüge, deren es bedurfte, um die Vorurteile der „Kommission“ gegenüber den Frauen von Rieucros zu überwinden. „Wegen unerwarteter, aber durchaus nicht katastrophaler finanzieller Schwierigkeiten versuchten gewisse Personen, sich der Pflicht der Menschlichkeit zu entziehen, indem sie auf die Be-

zeichnung der Internierten als ‚Unerwünschte‘ hinwiesen.“ Der geschickten Intervention Chevriers war es zu verdanken, daß ab März 1940 dennoch in regelmäßigen Abständen Hilfsgüter nach Rieucros geschickt wurden. Für die Auswahl der Bedürftigen, die Verteilung der Hilfsgüter und die genaue Buchführung ist auf Wunsch der CCR die internierte Deutsche Rosi Wolfstein zuständig.¹⁵ Diese bedankt sich in einem Schreiben vom 22. April 1940 herzlich für Übersendung von 39 Kleidern, 40 Paar Schuhen und 19 Büchern für die Bibliothek. Aus ihrer Antwort geht genau hervor, wer in den Genuß dieser willkommenen Hilfe kam. Einige Frauen haben auf die ihnen zustehende Kleidung „zugunsten einer bedürftigen Person“ verzichtet. Am 5. Mai bedankt sie sich „von ganzem Herzen für den Plattenspieler, die Platten und die Bücher.“ (Brief Wolfstein an Chevrier, CDJC) So konnten Konzertabende im Lager stattfinden, an denen Beethovens Neunte gespielt wurde.

Die Aufgabe der CCR beschränkte sich auf die Vermittlung zwischen den Bedürftigen und Wohltätigkeitsorganisationen. Die CCR schickte auch Pakete der Quäker nach Rieucros. Zwischen November 1939 und Juni 1940 stattete Felix Chevrier allen Lagern einen Besuch ab, in dessen Anschluß er jeweils einen Bericht verfaßte. Die Gratwanderung Chevriers zwischen den Interessen der internierten Frauen einerseits und der Institution, die er vertrat, andererseits, zeigt sich auch in seinem Bericht über Rieucros vom 1. April 1940. Vermutlich um seine Loyalität gegenüber seinem Auftraggeber zu zeigen, läßt er sich zu einer lyrischen Beschreibung der Situation in Rieucros hinreißen, die in der zynischen Formulierung gipfelt: „Wenn es mir meine Zeit erlaubte, würde ich hier gerne lange Sommerferien verbringen.“ Er

Wolfstein, Rose
Rienaucros par Rivecourt (Lozère)
Camp des Stranagers

cclxxiii-3
Le 17 mars 1940

À la
Commission des Centres de Rassemblement
L'Intendance des Centres de Français d'Assistance aux Réfugiés

8, rue du Cirque
Paris



Messieurs et Mesdames,

J'ai l'honneur de vous informer que l'envoi de vêtements,
de linge et d'autres objets que vous avez eu la bonté de faire
parvenir au Camp des Stranagers a été distribué

à 79 femmes nécessitées.

La distribution a été faite après les propositions des femmes
responsables de chaque dortoir et chaque baraque et en accord
avec les propositions d'autres femmes de chaque endroit.

Cet envoi si importante et inattendue a fait une très
grande joie au camp et particulièrement aux femmes néces-
sitées.

Je me permets de vous remercier chaleureusement en
leurs noms en vous priant d'exprimer notre joie et notre
entière reconnaissance à tous ceux qui ont contribué à
apporter une aide si efficace au camp. Nous le serons
apprecier toujours.

Truizay croire, Messieurs et Mesdames, à l'assurance
de ma plus haute considération

Rose Wolfstein

Dankschreiben von Rosi Wolfstein an die Kommission der Sammellager, Paris, vom 17. März 1940
Original im Jüdischen Dokumentationszentrum, Paris

betont zunächst ausführlich die Leistung der beteiligten Behörden und das gute Funktionieren des Lagers, um dann am Ende vorsichtig auf die Willkür bei der Internierung hinzuweisen und dies mit der rhetorischen Frage zu verbinden: „Hat Frankreich, das all seine Kräfte für Recht und Freiheit einsetzt, nicht die Pflicht, bis ins allerkleinste Detail gerecht zu sein?“ Als sei er einen Schritt zu

weit gegangen, schwächt er diese Kritik mit einem abschließenden Kommentar ab, in dem er seine volle Zufriedenheit über die Zustände in Rieucros äußert: „Abschließend möchte ich in meinem Bericht die Genugtuung darüber zum Ausdruck bringen, daß das Innenministerium das Lager, das ausschließlich von seiner Zuständigkeit abhängt, so angenehm und bequem gestaltet.“

Anne Grynberg kommt zu dem Fazit: „Die Berichte der CCR zeugen von der beständigen Sorge, die Autoritäten nicht vor den Kopf zu schlagen, und sie zeichnen manchmal ein allzu idyllisches Bild der besuchten Lager.“ (1991, 73)

Anmerkungen

- 1 Alle statistischen Angaben in diesem Abschnitt sind dem Aktenbündel 2 W 2603 der AD Lozère entnommen.
- 2 Sylta Busse, Brief vom 4.4.1940. Aus ihrem Nachlaß in der Akademie der Künste, Berlin-Brandenburg. Hervorhebungen im Text stammen von Sylta Busse. Die Orthographie wurde den heute gültigen Regeln angeglichen. In der Folge zitiert als Busse, Brief vom (Datum).
- 3 Diese Tatsache hebt unter anderem auch Barbara Vormeier in Korrektur anderer Forschermeinungen (Schiller u.a. 1981, 391) hervor, und sie zitiert dazu die deutschen Vertreter des Auswärtigen Amtes bei den Waffenstillstandsverhandlungen. Diese betonen, die deutsche Regierung sei „nicht daran interessiert, Emigranten und Juden, die noch die deutsche Staatsangehörigkeit besäßen, zurückzuholen.“ (1990, 198)
- 4 Nach Aussagen von Dora Schaul handelte es sich um Dora Landahl, Maria Wachter-Van de Maat, Elisabeth Kühnen-Kurella und Ida Resech-Levy.
- 5 AD Tarn, 495 W 4. Bericht des Monats September 1942. Alle Angaben in diesem Abschnitt entstammen dem Aktenbündel 495 W.
- 6 AD Indre. Ich danke Gérard Gobitz, Paris, der mir diese Information aus den Archivunterlagen freundlicherweise übermittelt hat.
- 7 Es handelt sich um die Lager Récébedou und Noé bei Toulouse, Rivesaltes, Gurs, Le Vernet, Nexon und auch die Zentren der Cimade oder des Sozialdienstes für Ausländer, wie im Fall von Douadic.
- 8 Vgl. zu Rosi Wolfstein: „„Alles kritisch nachprüfen ...“. Rosi Wolfstein, eine der bedeutendsten Frauen der Arbeiterbewegung“. In: *Wittener Frauengeschichte(n)*. Hrsg. vom Wittener Arbeitskreis Frauengeschichte. Witten 1992.
- 9 Es konnte nicht ermittelt werden, ob Kali den Sinti oder den Roma angehörte. Im Lager wurde sie als die „Zigeunerin“ Kali bezeichnet, weshalb dieser Sprachgebrauch hier übernommen wurde.
- 10 AD Lozère, 2 W 2805. Alle Angaben in diesem Abschnitt entstammen diesem Aktenbündel.
- 11 Damit ist die tschechische Mitinternierte Kätke Nekvasilová gemeint.
- 12 Laut Heiratsregister der Gemeinde Mende heirateten hier folgende Deutsche:
Edith Frege/Lothar Freund, 26.8.1940
Helmut Huber/Herta Möser, 6.9.1940
Gertrud Gräser/Richard Rast, 10.9.1940
Herta Fischer/Albert Norden, 8.10.1940
Mira Brauer/Norbert Kugler, 26.10.1940
Hans Joseph/Ursula Pacyna (heute Katzenstein), 29.10.1940
Dora Davidsohn/Alfred Benjamin, 22.2.1941.
- 13 An dieser Stelle sei auf die internierte Italienerin Estella Noce-Longo verwiesen, die Ingrid Strobl in ihrem Buch über den bewaffneten Widerstand nennt und die zusammen mit Lenka Reinerová das Lager Richtung Marseille verlassen hat. Doch auch von einigen anderen wissen wir, daß sie sich von Marseille aus dem Widerstand angeschlossen haben, wie z.B. Kätke Nekvasilová, genannt Tonka. Leider gibt es über deren wenig spektakulären, aber ebenso wichtigen Beitrag zum Widerstand bis heute keinerlei Arbeiten.
- 14 Zu Funktion und Arbeitsweise der verschiedenen Hilfsorganisationen vgl. Grynberg: *Les camps*, S.173 ff. und von zur Mühlen: *Fluchtweg*, S. 174 ff.
- 15 Es bleibt unklar, warum Rosi Wolfstein diese Funktion erhielt. Ebenfalls im Jüdischen Dokumentationszentrum erhalten ist ein Empfehlungsschreiben, mit dem ihr Ehemann Paul Fröhlich für sie bei der CCR intervenierte, was eine Erklärung für ihre besondere Stellung böte.

III. KAPITEL

Der Lageralltag im Spiegel der Tagebuchaufzeichnungen von Ursula Katzenstein

Leerseite

Rieucros – „au jour le jour“

In den nun folgenden Tagebuchaufzeichnungen offenbart sich der Lageralltag aus der Perspektive der 24jährigen Emigrantin Ursula Katzenstein, die Deutschland als politisch verfolgte Jüdin 1933 verlassen mußte. Wurde im zweiten Kapitel der Versuch unternommen, die Bedingungen der Internierung in Rieucros ausgehend von den Lagerarchiven möglichst „objektiv“ zu rekonstruieren, soll dies nun durch den Bericht einer Augenzeugin aus „subjektiver“ Sicht ergänzt werden.

Als „Alltag im Ausnahmezustand“ bezeichnet Susanne zur Nieden sehr treffend die Entstehungsbedingungen von Frauentagebüchern im zerstörten Deutschland (1993). Erzwungene Isolation, das Bedürfnis nach autobiographischer Selbstreflexion und die Notwendigkeit der Verarbeitung der gewaltsamen Einbrüche des Krieges in den Alltag sind einige der Gründe, die sie für die gehäufte Tagebuchproduktion von Frauen in dieser Zeit (1943 bis 1945) anführt. Der Ausnahmezustand der Internierung, deren Bedrohlichkeit auf die Dauer zunimmt, hat vermutlich auch Ursula Katzenstein dazu veranlaßt, Chronistin des Alltags im Lager Rieucros zu werden. Sie beginnt ihre Aufzeichnungen, in denen die Interaktion der Frauen eine zentrale Rolle spielt, am 7. Dezember 1939. Mit ihren lebendigen Schilderungen vermittelt sie in den fast täglich erscheinenden Eintragungen ein sehr anschauliches Bild vom Lageralltag. Die hier erstmalig abgedruckten Auszüge aus ihrem Tagebuch setzen am 14. Dezember 1939 ein:

14.12.39 [...] Doris hat Bratkartoffeln auf dem Ofen, sie kommt nachsehen, S. popelt mit den Fingern drinrum. D. sagt: „Wenn sie haben wollen, gebe ich Ihnen gerne was ab, aber mit den Fingern sollen sie nicht reinlangen.“ S. sagt: „Mit den Füßen kann ich’s doch nicht.“ [...] Anni wärmt sich die Hände an der Ofenröhre. S. sagt: „Sie brauchen das Rohr nicht festzuhalten, der Ofen fällt nicht um.“

S. hat Schlägerei in Inf. [Infirmierie, Krankenküche] Zieht siegeslächelnd mit halbvollem Nachttopf in der Hand ins Cachot [in die Strafzelle]. [...]

12.I.40 [...] Der Ofen wird zum 100000sten Male gereinigt, weil es vor Rauch gar nicht auszuhalten war, trotzdem raucht er aber weiter. Eiseskälte von draußen, natürlich auch drinnen. Habe Hemd, Leibbinde, 2 Hosen, Gürtel, Pullover, Trainingsjacke, 3 Paar Strümpfe an. Das Ofenrohr ist auf der Terasse ausgeklopft worden, und keiner will den Dreck wegräumen. Surv. [Surveillante, Aufseherin] kommt mal, fragt nach der Dame, die die engl. Stunde gibt, um den Dreck wegzuräumen. Lotte sagt: „Möchte wissen, warum man Englisch dazu können muß.“

14.I.40 Sonntag! Der wievielte seit dem 2. September? Dora hat einen Kalender für 3 Jahre gemacht. Tag für Tag, und jeder wird fein säuberlich abgestrichen. [...] Heute scheint nun wieder einmal die Sonne, und

ich habe hoch oben am Berge meine Briefe geschrieben. [...]

15.I.40 Die Nahrungsschwierigkeiten scheinen merkwürdige Formen anzunehmen, in Blois ißt man Rehbraten und bei uns gibt's Rüben und Stockfisch. In anderen Lagern bekommen die Männer Urlaub nach Paris, und wir dürfen nicht mal bis zum Stacheldraht spaziergehen. Die 300 Frauen sind eben entsetzlich gefährlich. Wieder sind 2 aus Paris angekommen. Die Gesellschaft kann übrigens nicht gemischer werden. Nachdem ich nun gestern Besen für den Hof erobert habe, haben wir heute sauber gemacht und dabei dem Krach in 19 gelauscht. Herrlich sind hysterische Weiber! Und solche! Na, reden wir besser nicht darüber.

16.I.40 Gestern habe ich mich wirklich etwas besser gefühlt. Habe früh schön Hofdienst gemacht. 1/2 Pfund Butter und 1 Kg Äpfel erobert. Kopf gewaschen, spanische Stunde gehabt. Brett angemacht (15 Frs) und Ofen im Lavabo gereinigt. Ha!

Es ist aber jetzt wirklich schlimm! Kommen doch die Herren Ins. [Inspecteurs, Aufseher] jetzt abends ins Dortoir [Schlafsaal] zum Zählen. Vorher trinken sie sich ordentlich Mut an, und dann geben sie an wie die Wilden. Leuchten mit den Taschenlampen in die unteren Betten. Es wird immer schöner! Und dann fordern die Damen (hm, hm) von 19 sie auf zum Tee. Früher kam das nicht vor, daß sie sich das rausnahmen in unsere Schlafsäle zu kommen, wann es ihnen paßte. [...]

20.I.40 Rodeln. Kinder, wenn einem Esel zu wohl ist, dann geht er aufs Eis! Wenn die Luft im Zimmer zu dick ist, da haben Reina und ich einen Schlitten (Brett) genommen

und sind den Eisberg runtergerutscht. Das ist vielleicht schön, mal wieder zu toben! Gar nicht genug konnten wir kriegen. Wenn es doch so schön sein kann, kann mir alles andere, und dieses Leben schon sicher restlos gestohlen werden. Wir hatten zuerst versucht, mit einem Spankorb und einer Schippe einen Schlitten zu bauen, aber trotzdem wir eine ganze Tafel Schokolade dabei aßen, haben wir es aufgegeben und mit dem Brett vorlieb genommen.

Es ist entsetzlich kalt und das Waschen morgens kein Spaß. [...]

23.I.40 Es ist immer noch so kalt, anscheinend erfrieren manchen dabei die Herzen! Und man wartet und wartet ohne Ende. Unsere Situation ist so ungeklärt wie nur möglich; weiß Gott, wie lange man noch warten muß.

*Nachts liegt man wach,
der Platz zum Schlafen ist so schmal,
und dreht man sich einmal,
so stößt man an die andere.
Die Nacht ist schwarz,
man liegt wie aufgebahrt
im Sarg, denk ich, läßt man vielleicht
ein wenig mehr Platz für den toten
Menschen,
als hier der Lebende zum Leben hat [...]*

27.I.40 10 Neue aus Paris in die 2. Baracke. Es war zum Beinebrechen, ihnen den Tee runter zu tragen. Aber wieder Neue. In den anderen Lagern werden sie schon zu Prestationsarbeiten herangezogen. Aber wir Frauen existieren ja gar nicht, unser Lager gibt es ja nicht! [...]

28.I.40 Morgens gestrickt, spaziergegangen. Kaffee und Kuchen, und Reina war so traurig. Ach und die Kaffeerutschbahn. Ge-

stern hat Reina das kostbare 1/4 Pfund Bohnen beim Spaziergang verloren. Heute sind wir nun danach suchen gegangen und haben es auch wirklich gefunden. Und wie die Reina dann stolz mit der Tüte in der Hand über das Eis segelte, sauste sie voll Grazie hin und der ganze Kaffee über das Eis. Aber wir haben ihn aus Dreck und Nässe sorgfältig aufgehoben, und keine Bohne ist liegengelieben. So sind wir! Häschen Dreck. [...]

2.II.40 Unvergeßlich sollen diese Tage für mich sein, denn nicht immer hat man Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln, wenn es auch nicht immer gute sind. [...]

14.II.40 Es schneit ... Vorige Woche haben wir Kätzchen gepflückt und geglaubt, der Frühling sei da und nun fängt von neuem der Winter an. – Gestern, am Fleisch- und Eilosen Dienstag, gab es plötzlich Schweinefleisch, zum ersten Mal seit bald 6 Monaten. Heute soll eine medizinische Kommission kommen. Die Mädchen haben schon um 5 Uhr die Küche gescheuert, und saubere Schürzen haben sie auch. 5 Freilassungen, 1 Luxemburgerin, 3 Spanierinnen, 1 Deutsche. [...]

19.II.40 Noch mehr Gerüchte: 1) Ungarin hat angeblich erfahren, daß sie in 10-12 Tagen wegfährt nach Ungarn. 2) Die Frauen, die am 17. Oktober und noch ein wenig später hier ankamen, sollen in ein Arbeitslager kommen schon in einigen Tagen. Komischerweise haben auch nur diese bisher die Anweisung bekommen. – Wenn zuviele Gerüchte herumschwirren, dann liegt auch etwas in der Luft [...].

Na, und weil wir doch so wenig Spaß haben, da haben Reina und ich uns heute von einer alten, schielenden Spanierin die Karten legen lassen. Unten in der Baracke bei Dina. Wir

haben oben auf den Betten gegessen, neben uns eine große Decke, vor uns ein kleines Tischchen. So hockten wir drum herum, und die Alte sprach ein schauderbares Kauderwelsch zwischen Spanisch und Französisch. Dina saß dabei, und wir alle drei sahen erwartungsvoll zu der Alten auf. Nun warten wir auf die Erfüllung ihrer weisen Sprüche. [...]

Dienstag 12.III.40 Die ganze vorige Woche Vorbereitungen für die Exposition. Wir 3 Tischlerinnen haben eine kleine Ecke gehabt, 1 Stuhl + einen Liegestuhl aus Bäumen gemacht. Die Löcher dazu haben wir mit glühenden Eisen gebrannt, danach sahen wir wie die Neger aus.

Am Sonnabend Nachmittag wurde die Ausstellung in der Baracke nebenan eröffnet. Am Vormittag noch gab's viel Arbeit. Da sollten wir ein großes Laken hoch oben an der Wand anbringen. Nachdem wir es glücklich dran hatten und die Bilder drauf nageln wollten, entdeckten die Umstehenden, daß die Bilder auf dem hellen Hintergrund gar nicht wirken. Man holte grünes Papier, wir hefteten es aufs Laken, das ging auch nicht. Also mußte das Laken wieder runter und dann das Papier drauf. Na, aber es wurde doch heiter. Ein ungeheuer schönes Ausstellungsmaterial kam zusammen und zwar nicht nur wunderschöne Handarbeiten, sondern auch sehr hübsche Bilder, Scherenschnitte, Malereien und Skulpturen. Alle Beschauer waren begeistert, und es war ein wirklicher Erfolg. Am Sonntag Nachmittag wurde Theater gespielt unter großer Beteiligung aller Nationalitäten. [...] Auch dies war ein großer Erfolg. Aber jetzt nachträglich empfindet man einen ungeheuren Rückschlag und es wird einem klar, daß nach solchem Fest alles so weitergeht wie zuvor. Bei

den Vorbereitungen und der Arbeit für das Fest übersah man im Eifer all die Kleinigkeiten, die das Leben hier so häßlich und so schwer machen. Umso schärfer sieht man es jetzt nachträglich und umso klarer kommt einem alles zum Bewußtsein. [...]

24.III.40 Ostern. Herrliches Osterwetter, das Tal liegt in blendendem Sonnenschein vor mir, und von Mende her läuten die Glocken. 12 Uhr. Ein frischer Wind weht und macht die Laune frisch. – Aus der Baracke haben sie eine Osterüberraschung gemacht, und wir haben alle eifrig gesucht.

Jetzt wird also wieder gearbeitet.

Plan für Dienstag:

Vormittag in [Baracke] 19 Tischlern

Nachm. lesen und Chemie. [...]

29.III.40 In 19 gehts am Morgen lustig zu. Häschen steht auf und sagt: „Heute möchte ich etwas Milch und Zwieback. Wer hat Milch, zahle höchste Preise. Martha, frag mal, wer Milch hat.“ Dann zieht Martha durch den Saal und schreit: „Wea hat ‘n een bisken Milech für Häseken. Se zahlt heechste Preise!“ –

Man hat jetzt mehrere Baracken eingerichtet. Baracke 1 für die Polinnen, 2 für Neutrale, 3 für Deutsche + 5 für Spanierinnen. [...]

3.4.40 Es tut sich so manches in 19. Zuerst waren da drei Freundinnen, Berliner Mädchen, Kurfürstendamm. Sie installierten sich ihre Betten und waren ein Herz und eine Seele. „Taddy“ war die älteste und wurde als „mütterliche“ Freundin von „Häschen“ angesehen, und angeblich sollen diese beiden schon viele Jahre zusammenleben. Und plötzlich zieht Taddy in die Baracke. Großes Wundern. Und dann stellt sich heraus, daß sie dort eine „Liebste“ haben soll. Häschen

ist empört, dies die ganzen Jahre hindurch nicht gemerkt zu haben, Eifersucht, Zank. Frauenkonzentrationslager. [...]

9.5.40 Gestern war der Oberrabbiner von Frankreich hier. Am Vormittag wurde ein Anschlag am Büro ausgehängt, daß nachmittags der Oberrabbiner käme und die Internierten in korrekter Kleidung zu sein hätten. Ich war sofort fest entschlossen, hinzugehen und wenn möglich mit ihm zu sprechen. Wie immer in solchem Fall, waren die Meinungen getrennt. Die einen meinten hochmütig: „Was soll ich denn da?“ Aber andere fanden den Gedanken, mit dem Oberrabbiner zu sprechen, doch einleuchtend und vernünftig, da dieser Mann doch nicht irgendwer ist, sondern eben der Oberrabbiner von Frankreich. Wir zogen also anständige Sachen an und machten uns auf den Weg zu der leeren Baracke in der immer abwechselnd der kath. und der protestantische Pfarrer sprechen und in der nun einmal ein Rabbiner sprechen sollte. Nach langem Warten, während dem die Frauen à la Immerdauer vor Aufregung fast platzten, setzten wir uns dann hinein, und er kam. [...] Er ging von dem Standpunkt aus, daß er uns nicht helfen könne, da die Regierung uns eben für gefährlich halte, und wenn er Minister wäre, würde er es ebenso gemacht haben. Wir sollten es nicht übel aufnehmen, aber „Ihr seid hier junge und hübsche Frauen, und diese haben nun einmal eine Anziehungskraft auf Männer, und darum seid Ihr hier. Ich kann Euch nicht helfen, und Euer Comm. [Commissaire, Lagerleiter] tut alles für Euch. Es gibt dossiers [Akten] und diese werden geprüft werden, und wenn daraus hervorgeht, daß man Euch nicht freilassen kann, dann werdet Ihr eben hier bleiben.“ Zwischenruf: „Wie lange?“ „Ja, wissen Sie, wie lange der

Krieg dauert? Ich auch nicht.“ Was soviel heißt als wir sitzen bis zum Ende des Krieges hier. Er ging ganz einfach von dem Standpunkt aus, wir seien alle gefährliche Frauen. Und weiter sagte er: „Ihr habt es hier wunderschön, die Gegend ist hübsch, und die Baracken sind gut, und alles ist ordentlich. Ich habe Lager gesehen, wo französische Frauen aus den Grenzgebieten untergebracht waren. Dort schliefen die Frauen auf dem blanken Fußboden. Euch geht es hier gut. Denkt an die Frauen unserer Glaubensgenossen in Deutschland und Polen, wenn Ihr deren Leben mit dem Eurigen vergleicht, dann werdet Ihr selbst sagen: Wir sind glücklich diesen Unglücklichen gegenüber.“ Und so sprach er fort und fort, und die Stimmung der Frauen wurde immer aufgeregter und geladener. Man konnte es fühlen, wie die elektrischen Funken übersprangen von einer zur anderen und wie die Frauen der verschiedensten Herkommen und Ansichten sich einig fühlten diesen Anwürfen und dieser merkwürdigen Betrachtungsweise ihrer Lage gegenüber. Und dann platzte es, und Steffie [Spira] warf als erste die Worte hin: „Wir wollen unsere Kinder wiederhaben!“ „Ja“, riefen andere Mütter, „unsere Kinder“. „Gut“, sagte der Rabbi, „Ihr wollt Eure Kinder haben, vielleicht kann ich dabei etwas machen.“ „Nein“, protestieren alle, „nicht in dieses Camp.“ Und dann spricht Janina von ihrem Kind, und sie sagt, daß wir ja gerade Flüchtlinge aus Deutschland und Polen seien, daß wir darum die Leiden der Juden kennen und wüßten, daß es ihnen schlecht ginge. Aber wir wären nach Frankreich gekommen, um hier ein Asyl vor den Verfolgungen zu finden und wären nun doch hier ins Lager gebracht worden. Und wie sie am Ende ist, klatschen ihr alle Frauen einmütig Beifall, und es ist großes Erstaunen in den

Augen des Zuhörers. Und plötzlich löst sich alles auf, da ein allgemeines Entsetzen über die Worte des Rabbis herrscht. Die Frauen umdrängen ihn, und vor dem Haus gelingt es uns, ihn zu fassen zu kriegen. Er staunt doch über unsere Worte und verspricht endlich, uns besseres Essen zu verschaffen. Dann zeigt man ihm noch den Stolz des Camps, die neue Infirmerie, und er fährt befriedigt von sich und seiner erfüllten Mission in seinem großen Reisewagen nach Paris zurück. Bald sind wir in seiner Erinnerung eine Episode, die er manchmal erzählt, um andere mit einem noch größeren Unglück zu trösten, wie es seine Methode ist. [...]

30. Mai. Ab heute, bis auf weiteres keine Zeitung, keine Kantine, keine Spaziergänge. [...]

25. Juni 40. Seit dem 9. Juni habe ich nun so eine Venenentzündung und liege seit dem 17. Juni in der Infirmerie. Gerade diese Tage waren die Höhepunkte der Aufregung. Besonders der 21. und 22. Und dann kam vorgestern die Nachricht, daß der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Deutschland unterzeichnet sei, aber daß die Deutschen noch weiter vorgehen, bis auch zwischen Italien und Frankreich unterzeichnet sein wird. Gestern ein Tag zwischen Hangen und Bangen, werden sie auch hierher kommen oder nicht. [...] Heute morgen dann die Nachricht, auch mit Italien ist unterzeichnet und die Waffen ruhen. Frankreich ist zu 2/3 besetzt. Welche Bedingungen bringt dieser Frieden? Hier in der Infirmerie liegen wir all die Tage im Bett, während in dem Barackendorf Rieu-cros die Wellen der Gerüchte immer höher schlagen. Es regnet seit Anfang Juni und hört nicht auf, Tag und Nacht. Dabei ist es kalt und ungemütlich. Wir liegen im Bett und warten auf die Gerüchte, die uns von allen

Seiten zugetragen werden. Wenn der Regen nur ein kleines bißchen nachläßt, so steht irgendeine Freundin am Fenster und ruft. Schnell stürzt man hin, um das neueste Gerücht zu hören. Und sowie man alles gehört hat, dreht man sich zum Saal, um den schon ungeduldigen anderen die neuesten Neuigkeiten aus mehr oder weniger sicherer Quelle mitzuteilen. Mit allen Vorbehalten: On dit vous savez, ce n'est pas moi qui le dit, alors c'est seulement que l'on dit que ... [wißt ihr, man sagt und das stammt nicht von mir, sondern ich habe gehört, daß [...]]

Es herrscht ein furchtbares Durcheinander in Frankreich. In Mende sind 100 000 Flüchtlinge, es gibt kein Brot mehr. Und dann kommen im Lager die Transporte von evakuierten Frauen und Kindern an, zuerst einzelne Frauen und dann Camions [Lastwagen] mit Frauen, Kindern, Sack und Pack. Morgens, mittags, abends. Aus allen Teilen Frankreichs, ein offener Camion bei strömendem Regen kam aus der Bretagne, nachts 1 Uhr kamen Lastwagen mit italienischen Frauen und Kindern aus Perpignan. 2 Tage waren sie so gereist, fast ohne Essen. Die Aufregung in Rieucros wächst mit dem Näherücken der Deutschen, und man fragt im Büro: Werden wir evakuiert werden? Wohin wird man uns bringen, und mit welchen Mitteln kann und wird man uns transportieren?

Die Panik steigt. Man packt, alle Frauen packen ihre Koffer, Rucksäcke werden genäht in Windeseile, man rennt hin und her, man kolportiert Nachrichten, man packt! Ab und zu kommt Reina, Tonka oder sonst jemand hergerannt, um mir den Stand der Dinge zu berichten. Vor dem Büro staut es sich, und man fragt und diskutiert mit den Inspektoren, bis es diesen zu viel wird. Das Lager tobt! Am Abend des 21. ist der Höhe-

punkt erreicht. Nachdem am Nachmittag 4 Leute ins Büro kamen und M.V. [Monsieur Vessembre, der Lagerkommandant] aufforderten, mit ihnen zu kommen, indem sie ihm die Klappe ihres Revers zeigen mit der bekannten Marke. Was ist los? Wer sind diese Leute? Was wollen sie? Riesenaufregung, da ja alles möglich ist und zu erwarten. Nach einiger Zeit kommen alle wieder herauf aus Mende und die 4 Neuen installieren sich, und die anderen 4, die drei Tage früher ankamen, ziehen wieder mit ihren Koffern ab. Veränderungen, die eine große Aufregung auslösen, und man weiß nicht, was los ist.[...]

27. Juni 1940 Wo sind unsere Jungens? Wer weiß, was sie tun. Reina und ich nehmen noch immer an, daß sie vielleicht in Tence sind. Wer kann das wissen! Aber man kann nur sitzen und abwarten hinterm Stacheldraht. Der Vormarsch ist beendet, und nun bleiben wir vorläufig hier. Die Gedanken, die immer noch mit dem Brotbeutel spielten, hören auf. Brieftag. Wir schreiben nach Tence ins Lager. Am Spätnachmittag kommt Hein [Holländer, der Mann von Lisa Holländer]. Also die Jungens sind auch unterwegs nach hier. Wann werden sie ankommen? Werden sie Besuchserlaubnis erhalten, oder muß man sie am Stacheldraht abpassen? Aber im Bett halt' ich's nicht mehr aus! Alle reden mir zu: „Nun bleib schon noch liegen! Wenn der Hans kommt, dann passen wir schon auf!“ usw. [...]

29.6.40 Hein kam morgens, um zu sagen, daß er die Jungens getroffen hätte, sie wollten aber nicht heraufkommen. Na, so ein Blödsinn, ist doch überhaupt nicht zu begreifen. Ich stehe jedenfalls auf und entfliehe der Infirmerie. Mittags kamen sie dann mit Besuchserlaubnis!!! Blieben bis abends. [...]

10.7.40 Die Deutschen haben sich auf eine Liste gesetzt. Sie fahren bald ab. Die Kleine auch. Schade! Aber wann, weiß man noch nicht. Und wir sitzen inzwischen noch hier und sehen kein Ende ab.

Ein Brot für 10 Leute, Linsen, Erbsen und Reis. Selten mal Kartoffeln. Keine Milch, kein Geld für Früchte oder Konfitüre.

Wie lange geht das noch so weiter? [...]

Diese letzte Zeit hier in Rieucros ist schwerer als die ganzen langen Monate ohne Aussichten. Mir geht es auch nicht gut, und ich habe zum ersten Male seit ich überhaupt jemals eingesperrt wurde, oder besser gesagt, überhaupt seitdem ich so schlecht lebe, das Gefühl, daß ich nicht aushalten kann. Die Schwäche ist zu groß und die Unmöglichkeit, von dieser Ernährung auch nur im geringsten wieder hoch zu kommen, zu klein. [...]

20.7.40 [...] Zwei Frauen, Fredja und Judja aus Baracke 1 sind am Morgen nach Mende gegangen, um sich Brot zu kaufen. Auf dem Rückweg sind sie durchs Tor marschiert, als wäre das eine ganz gewöhnliche Sache und kamen ins Cachot. Sie sagten, sie hätten ja durch den Stacheldraht kriechen können, aber sie wollten nicht, da es nur natürlich sei, daß man sich Brot kauft, wenn man Hunger hat. [...] Jetzt wo Waffenstillstand ist, wollen die Frauen natürlich weniger denn je hierbleiben. Selbst wenn ihnen gesagt oder geschrieben wird, daß es draußen noch viel schlechter ist, selbst dann ist diese Haft nicht etwa leichter zu ertragen.

Man beschäftigt sich in Gedanken mit der Zukunft, die sich einem bietet. Aber praktisch hat man keinerlei Möglichkeiten, die Hände zu rühren, um sich ein Heim und Nahrung für den Winter zu schaffen. Wir sitzen hier in der Sonne und haben es warm, aber woher werden wir die Wärme im Win-

ter nehmen? Wir bekommen jetzt täglich Hülsenfrüchte, Linsen, Bohnen und Erbsen abwechselnd, dazwischen manchmal Reis. Aber wird man uns im Winter ernähren? In dem kleinen Stückchen Frankreich leben so viele Menschen, wovon wollen sie sich ernähren? Wir sind hier größtenteils Frauen, die sich Zeit ihres Lebens von ihrer Hände Arbeit ernährt haben. Jetzt werden wir von der Arbeit anderer ernährt, aber wie lange wird das noch gehen? Ich denke oft an die Ausweglosigkeit und den kommenden Hunger unter diesen Umständen und kann dabei nicht loskommen von dem Gedanken, daß alle diese Umstände zu einer Änderung führen müssen. [...]

3. August 1940 [...] Baracke 2 streikt Hunger. Nimmt keine Suppe. Überall Diskussionen für und gegen. – Gestern abend war auch in unserer Baracke Diskussion. C. lehnte meinen Vorschlag, eine Delegation mit Mitgliedern aus allen Baracken zusammenzustellen, ab. „Mit dem Pack kann man sich nicht solidarisieren. Mit dem Gesindel kann man nicht zusammengehen.“ [...]

Heute vormittag wurde doch eine Versammlung gemacht und eine Delegierte unserer Baracke in die allgemeine Delegation gewählt. Besprechungen unter den Sprachengruppen. „Wenn Frauen hier geschlagen werden, brauchen wir uns nicht einzumischen, das geht uns nichts an, da man uns ja nicht schlagen wird.“ Große Aufregung den ganzen Tag. Baracke 2 streikt noch immer Hunger.[...]

4.8.40 Heute morgen Diskussionen. Wir wollen bis Montagabend warten, heute ist Sonntag. Wir versuchen die Bar. 2 zu veranlassen, den Streik abubrechen und auch bis Montagabend zu warten. Sie wollen nicht. –

Listen werden am Nachmittag angefertigt, wer nach Deutschland zurück will und wer nicht. Wieso diese eifrige Arbeit am Sonntag? – Am Nachmittag verbreitet sich das Gerücht, daß morgen früh noch eine Kommission kommen soll. Was für eine, ob Französisch oder Deutsch ist nicht bekannt. [...] Plötzlich, um halb neun Uhr hören wir Autos tuten, noch vor dem Tor. Ein Riesenschrei: „Die Kommission, die Kommission!“ Ein Geschrei ohne Ende, und alles stürzt rauf. Drei Autos fahren schneidig den Weg hinauf. Man sieht nur Uniformen. Aber welche? Kaum sind die Autos vorbei, schon gibt es Meinungsverschiedenheiten, was eigentlich in den Wagen drin sei. Einige behaupten, daß sie französische Offiziere gesehen hätten. Am zweiten Auto war ein Rote-Kreuz-Fähnchen dran, der 3. war ein Luxemburger, so heißt es.

Dann wurden drei Luxemburgerinnen gerufen, die in zehn Minuten angezogen mit ihrem Gepäck fertig zur Abreise standen. [...] Neue Gerüchte: Der deutsche Offizier hat gesagt, daß in 15 Tagen das ganze Lager aufgelöst sein müsse. Es gäbe zwar keine Zugverbindung, aber es würden Lastwagen vom Roten Kreuz zur Verfügung gestellt werden, usw. Außerdem hat er gesagt: „Sie werden alle frei!“ – Es heißt: Morgen kommt eine internationale Kommission vom Roten Kreuz!

So sitzen wir also und warten. Die drei reisen jetzt sofort ab. Es ist dunkel, aber ich sage ja, 11 Monate wartet man sehlichst auf eine Lösung. Dann kommen sie nachts und arbeiten die halbe Nacht. Zum Piepen. Szenen spielen sich ab. [...]

6. August 40 Die deutsche Kommission heute nachmittag drei Uhr. Lilly holt Baracke 6. Moische hat sich in den Wald gedrückt. Teilung: Arier – Juden. Die rechte Seite kann

wegtreten. Baldur von Schirach in 2. Auflage. Verteilung der Zettel.

Fragen:

Kann ich als Jüdin auch zurück?

Nein.

Wer kümmert sich denn dann um mich?

Das weiß ich nicht!

Gibt es nicht ein jüdisches Komitee?

Na, das schreibe ich ja gerade auf, daß sich die Juden mehr um die Juden hier kümmern sollen!

Silberstein:

Ich gelte in Frankreich als verdächtig.

Na, warum denn?

Ja, schauen Sie mal, blonde Haare, blaue Augen!

Ach, der Herr Legationsrat hat es sich aufgeschrieben.

Ja, das ist so seine Gewohnheit, der schreibt sich alles auf. [...]

18.8.40 [...] Dina fährt morgen nach Spanien zurück. Im ganzen fahren 30. Wer hätte das so plötzlich erwartet. Für sie ist die Emigration zu Ende! Wenn es auch nicht so schön sein wird, so haben sie doch ein zu Hause. Aber wo ist eigentlich mein zu Hause? Wo sind all' die alten Freunde geblieben? Berlin ist mir heute genau so eine Stadt ohne Adressen, wie es irgendeine andere ist.

22.8.40 Am 19. fuhren die Spanierinnen weg. Dina auch. Am Nachmittag vorher machten sie noch ein kleines Fest in der leeren Baracke. [...]

16.9.40 Inzwischen wurde wieder ein Convoi abgesandt in das besetzte Gebiet. Da das so einfach ging, haben mehr und mehr die Absicht, sich nach dem besetzten Gebiet einzutragen. Viele haben das getan. Viele Pro-

bleme sind auch von uns gewälzt worden, aufgeregte Diskussionen, schwere und wirklich entscheidungsschwere Schritte wären da zu unternehmen. Überall von wo ich Briefe bekam, wurden dieselben Fragen diskutiert, und die Briefe dazu müssen beachtet werden. Aber man darf das alles nicht überschätzen, und man darf nicht voreilig handeln.

Heute kam ein Telegramm von Henry Clark, daß mein und Hansens Visa vom Innenministerium an den Consul nach Marseille telegraphiert worden sei. Nun sind also berechnete Hoffnungen angebracht, und ich kann also jetzt anfangen, mich um die notwendigen Papiere zu bemühen. [...]

23.9.40 [...] Es ist so merkwürdig das Gefühl zu haben, hier bald herauszukommen. Man erträgt einerseits alles leichter und wird andererseits viel ungeduldiger. [...]

24.9.40 Ein Tag wie viele andere ist wieder vorbei. Seit ich das Telegramm bekam, warte ich auf Nachricht vom Konsulat [...] und fühle mich irgendwie nicht mehr hier. [...]

So lebt man dahin in Rieucros. Vormittags schustere ich, nachmittags stricke ich oder mache sonst etwas für mich oder lese oder ... oder ... Ein Glück, daß ich so eine Natur habe, die sich nicht so leicht langweilt und auch nicht entmutigen läßt. Aber viele leiden entsetzlich an Mutlosigkeit, sie werden nachlässig, uninteressiert, unordentlich, kurz sie verkommen. Aber es ist auch so verdammt schwer, nicht zu verkommen! Es gehört eine so unendliche Energie dazu, nicht zu verkommen. [...]

26.9.40 Annemarie geht hinauf zum Kreuz, weil sie doch Urlaub in die Stadt hatte. Wie sie wieder zurück ins Camp kommt, ist das

erste, was sie erzählt: „Och, da oben gibt es eine Menge trockenes Holz.“ Nicht etwa, daß sie bemerkt, von dort oben ist eine schöne Aussicht, sondern das, was eine echte Rieucroserin sofort sieht: trockenes Holz!! [...]

Am 8. Oktober erhielt ich die langersehnte Konvokation vom amerikanischen Konsulat in Marseille, aber so komisch. Sie teilten mir mit, daß sie zwar kein Visum für mich hätten, aber sie seien von Washington aufgefordert, und darum sollte ich kommen. [...]

Am Mittwoch, den 16. Oktober bekam ich Urlaub nach Mende.

Mende, das Zentrum der Heiratslustigen. Irgendwie geht es immer. Die Frau des Friedensrichters saß in ihrem Laden und sagte ganz verzweifelt: „Was ist denn bloß los? Qu'est-ce qui se passe? Toujours et toujours des mariages, ça fait déjà 15 ce mois. Vous savez, je n'y comprends rien. Et personne n'a des actes de naissance, mon mari est déjà fatigué d'en faire chaque jour.“ [Was ist denn los? Ständig gibt es Eheschließungen, in diesem Monat schon 15. Wissen Sie, ich verstehe das nicht. Und niemand hat Geburtsurkunden, mein Mann ist es schon leid, jeden Tag welche zu machen.] Und Monsieur le Greffier [der Urkundsbeamte] war auch nicht aufzutreiben. An diesem Mittwoch, dem 16. Oktober 1940, rannten wir wohl viermal durch den Regen hin, bis wir ihn endlich in seinem Laden, einer Eisenwarenhandlung, fanden: Mit viel Mühe schrieb er unsere und unserer Eltern schwierige und unaussprechliche Namen auf. Geburtsorte wollte er auch noch wissen, aber das Geburtsdatum interessierte ihn schon nicht mehr. [...]

29.10.40 [...] Um 11 Uhr stehen wir vor der Mairie [Rathaus]. Wer ist nicht zu sehen? Unsere Trauzeugen! So gegen viertel zwölf

ging dann der „feierliche“ Akt vor sich. Hans vergaß „ja“ zu sagen. Daraufhin kann ich natürlich jederzeit die Ehe für ungültig erklären. Danach hoben wir alle 4 einen Muskat, worauf ich, wie zu erwarten war, schwankte.

Am Nachmittag Abschied von Rieucros!

Also ich habe Urlaub. [...]

Heute nachmittag waren wir noch auf dem Kreuz. Wie könnte ich auch nach einem Jahr Aufenthalt in Rieucros wegfahren, ohne beim Kreuz gewesen zu sein. Außer sehr viel trockenem Holz gibt es auch eine schöne Aussicht. [...]

Das Tagebuch als Ort „dramatisierter Weiblichkeit“

Das bisher unveröffentlichte und hier auszugsweise abgedruckte Tagebuch, das Ursula Katzenstein im Lager bis zu ihrer Emigration in die USA regelmäßig führte, setzt am 7. Dezember 1939 unvermittelt ein, ohne daß die Schreibumstände beschrieben oder ein Anlaß für diese plötzliche Initiative genannt werden. Überliefert wurden die Notizen in einem für die damalige Zeit typischen französischen Schulheft, das entweder in der Lagerkantine erworben werden konnte oder den Frauen neben anderen Schreibutensilien von Hilfsorganisationen geschickt wurde. Auf dem Deckblatt dieser Schulhefte ist unter dem Titel „Le pays de France“ stets eine typische französische Landschaft oder Stadt abgebildet. Auf Ursula Katzensteins Tagebuch ist dies sinnigerweise die Hafensicht der nordfranzösischen Stadt Le Havre, die als Tor zur „Neuen Welt“ die Aussicht auf Freiheit und Rettung vor der Verfolgung symbolisiert.

Auffallend ist der assoziative, fragmentarische Charakter der Notizen, die sich den heutigen LeserInnen nur aus der genauen Kenntnis des Kontextes und mit Hilfe von Hintergrundinformationen erschließen. Die spontanen, der jeweiligen Gemütslage folgenden Eintragungen sind nicht mit dem vorrangigen Ziel einer möglichst umfassenden Berichterstattung für Außenstehende oder spätere LeserInnen geschrieben worden. Obwohl Ursula Katzenstein in ihren Aufzeichnungen das Lager Rieucros als Kon-

zentrationenlager bezeichnet, gelten dort grundsätzlich andere Schreibbedingungen und -umstände. Die Forschungsarbeiten zur Tagebuchproduktion in Konzentrationslagern zeigen, wie sehr diese durch die Gesetzmäßigkeiten der Vernichtungsmaschinerie geprägt sind, in der sie entstehen. In ihrer Studie *Schreiben im KZ* nennt Renata Laqueur vor allem zwei Motive: Die Häftlinge wollten der Nachwelt Zeugnis ablegen von den Greueln der Nazis; das empfanden sie als Pflicht gegenüber den Toten. Und sie versuchten, sich mit dem Schreiben innerlich von der Hölle zu befreien, in der sie leben mußten. (1992, 31)

Dies gilt nicht für das Tagebuch von Ursula Katzenstein. Bei dem Versuch, im Lager entstandene Texte zu charakterisieren, stellt Michael Seyfert für die britische Internierung fest, „daß ein Großteil der Texte [...] typische Merkmale von Gefangenensliteratur aufweist“ (1984, 70f.). Obwohl er dies zunächst einschränkt („zwar haben diese Texte spezifische, aus der Internierung und Deportation resultierende Vorgänge und Erfahrungen zum Inhalt“), reiht er die Lagerliteratur dann aber doch – ohne die verschiedenen Textsorten zu differenzieren – in die Gefangenensliteratur ein: „Gleichwohl bedienen sich die Autoren oft bewährter und tradiert Mittel, um das Gefangenendasein zu beschreiben [...]“ (Seyfert 1984, 71) In ihrer Studie zur Theorie der Gefängnisliteratur betont Sigrid Weigel die Bedeutung der sozial-

geschichtlichen Voraussetzungen der Gattung: „Das Vorhandensein, der Charakter und die Veränderung der Literatur von Gefangenen ist an die Genese und Veränderung der Institution gebunden.“ (1982, 8) Dazu gehören als konstitutive Elemente der Bestrafungscharakter und die damit verbundenen Bestrafungsmethoden. Die Internierung von AusländerInnen in Frankreich bedeutet jedoch eine Präventivmaßnahme und keine Strafe. Die Rahmenbedingungen und die alltäglichen Umstände der Internierung unterliegen anderen Gesetzmäßigkeiten. Der Status der Internierten ist ein anderer als der eines rechtmäßig verurteilten Gefangenen. Die Internierung und damit auch die Schreibproduktion sind in der ersten Phase zwar durch den willkürlichen Freiheitsentzug geprägt, doch dieser ist nicht mit der Isolation eines Gefängnisaufenthaltes vergleichbar. Der Aufenthalt in Rieucros ist stets durch relative Bewegungsfreiheit und die Möglichkeit einer positiven Veränderung gekennzeichnet. Das enge Zusammenleben und die Interaktion der Frauen stellen ein Spezifikum dieser „Kasernierung“ dar, was sich in der Art der Darstellung, z.B. den häufigen Dialogszenen im Tagebuch Ursula Katzensteins niederschlägt.

Im Mittelpunkt stehen die Beziehungen der Frauen im Lager, ihre gegenseitige Wahrnehmung und Einschätzung und die Art ihrer Konfliktbewältigung. In ihrem Tagebucheintrag vom 3. April 1940 bringt die Chronistin dies auf den Punkt: Ihre Beschreibung des „Beziehungskonflikts“ zweier Frauen gipfelt in der lapidaren Feststellung: „Eifersucht, Zank. Frauenkonzentrationslager“. Damit stellt sie eine Verbindung her zwischen bestimmten Verhaltensweisen, dem Kontext und der Geschlechtszugehörigkeit. Wenn Frauen auf engstem Raum zusam-

menleben (so könnte der Satz und damit die Aussageabsicht der Autorin präzisiert werden), kommt es zu Verhaltensweisen, die für Frauen typisch sind, sprich: zu Eifersucht und Zank. Mit dieser Beurteilung des Zusammenlebens bestätigt Ursula Katzenstein zunächst gängige Klischees über weibliches Verhalten in reinen Frauengruppen.

Bedauerlicherweise liegt uns kein Zeugnis der wegen Prostitution und Delikten strafrechtlicher Natur internierten Frauen vor, was möglicherweise andere Aspekte des Zusammenlebens der verschiedenen Frauen beleuchtet hätte. Doch sie sind bisher nicht aus dem Schatten der Geschichte herausgetreten. Im Unterschied zu den „Politischen“ haben die Frauen der anderen Kategorien die Internierung als individuelles Schicksal erlebt, das sie mit einem Stigma versah, welches sie vermutlich aus ihrer Biographie ausgeblendet haben. Für die Antifaschistinnen dagegen stellt die Internierung ein Stück ihrer Identität dar, ist akzeptierter und – zumindest bis vor kurzem in der DDR – angesehener Bestandteil ihrer Biographie. Während die „Politischen“ aus diesem Selbstverständnis heraus stets Erinnerungsarbeit geleistet und ihre Geschichte als Antifaschistinnen und Widerstandskämpferinnen tradiert haben, gibt es – außer in den Archiven – bisher keine Quellen, die über die Prostituierten Auskunft geben könnten.

Die „große Familie“ der aus politischen Gründen Internierten, so erfahren wir aus deren mündlichen Zeugnissen, und so ist es auch aus den Photos und Zeichnungen zu ersehen, organisierten sich in analoger Anwendung grundlegender Regeln für das Überleben in der Illegalität in sogenannten „kleinen Familien“, Untergruppen von drei bis sechs Frauen, die sich aufgrund von Affinitäten bildeten. In der „kleinen Familie“



Die Familie

Skizzenbuch Dora Schaul

teilten die Frauen neben Freud und Leid auch die Lebensmittelpakete – falls welche kamen.

Diese Rückzugsmöglichkeit bot angesichts der unvermeidbaren Spannungen und Konflikte auch einen wichtigen psychischen Rückhalt und erklärt sicher auch die Fähigkeit der Frauen, sich über Animositäten hinwegzusetzen und die Schwierigkeiten mit Fassung und Humor zu tragen. Deutlich wird dies in einem von den Frauen gemeinsam formulierten „Lager-Leitfaden“, der Regeln für ein möglichst konfliktfreies Zusammenleben enthält. In diesem Text mit dem appellativen Titel „Verbessern wir das Lagerleben“ werden die Frauen zu eben jenem (Fehl-)Verhalten aufgefordert, das die Zielscheibe der Kritik ist: „Darum muß die Devise sein: Zeige Dich stets von Deiner schlechtesten Seite!“ In der parodistischen Übertreibung löst sich der Ärger über die anderen im Gelächter auf: „Rege Dich immer und über alles auf, und mache ständig Krach! [...]

Schüttle auf keinen Fall die Decken aus, die Flöhe könnten sich erkälten“, so und ähnlich lauten die „Verhaltensregeln“.¹

Auch das Tagebuch von Ursula Katzenstein spiegelt diese durch Situationskomik geläuterte distanzierte Haltung zum Geschehen. Die humorvoll verpackte Kritik an den menschlichen Schwächen und Eigenheiten der internierten Frauen und auch des Wachpersonals erinnert an den augenzwinkernden Humor der Zeichnungen Dora Schauls und ihrer Kommentare. Die Ironisierung dient jedoch nicht nur der Distanzierung vom Geschehen ganz allgemein, sondern auch einer versteckten Form der Auseinandersetzung mit den verschiedenen weiblichen Existenzformen im Lager. Die Heterogenität der im Lager vertretenen Frauen und vor allem die Präsenz der Prostituierten fordern eine Stellungnahme heraus, die man als „Dramatisierung der Weiblichkeit“ lesen kann.² Die Konfrontation der Frauen, die jeweils ganz unterschiedliche „weibliche“

Existenzweisen verkörpern, wird von Ursula Katzenstein in den Dialogen ironisch inszeniert.

An dieser Stelle scheint es mir hilfreich, einen Blick auf eine Interpretation des Werks der deutschen Jüdin Charlotte Salomon zu werfen, die von 1940 bis 1942 den Bilderzyklus *Leben oder Theater* im Exil in Südfrankreich im Anschluß an ihre Entlassung aus dem Internierungslager Gurs gezeichnet hat. In ihrem Aufsatz „Charlotte Salomons Buch *Leben oder Theater?* als historischer Familienroman“ findet Gertrud Koch unter dem Hinweis auf dessen ästhetische Eigenständigkeit zu einer neuen Lesart dieses Werks, das bisher vor allem als Rohstoff für eine vorrangig biographische Interpretation genutzt wurde. Gertrud Koch formuliert die These: „*Leben oder Theater?* ist der kreativ-destruktive Versuch [...], die Vektoren der sogenannten deutsch-jüdischen Symbiose in eine Art ironische Aura zu tauchen.“ (1992, 192) Sie liest das Werk als Auseinandersetzung Charlotte Salomons „mit dem Problem der Situierung des Berliner jüdischen Künstlertums in einer christlich dominierten Kultur [...]“ (ebd.).

Die Aufkündigung der nur scheinbar gelungenen Symbiose, die Ausgrenzung und Verfolgung der Jüdinnen und Juden, ihre damit verbundene eigene Exil- und Internierungserfahrung löste bei Charlotte Salomon die Frage nach ihrem Standort als Künstlerin in diesem Spannungsfeld aus, die sie künstlerisch zu beantworten versucht. Gertrud Koch kommt zu folgendem Ergebnis:

Die Spannung zwischen dominanter christlicher Kultur und der eigenen jüdischen Herkunft wird von Charlotte Salomon in fast allen ihren Figuren deutlich gemacht, teils offen thematisiert, teils ironisiert. Insofern sie auf der narrativen Ebene einen

regelrechten Familienroman entwirft, in den sie sich selbst projiziert, läßt sich ihr Buch auch lesen als Dramatisierung der Weiblichkeit durch verschiedene exemplarische Studien hindurch. Dabei verschränken sich offensichtlich Erfahrungen von Weiblichkeit, Modernität, Marginalität und blasphemischer Ironisierung theologisch-religiöser Systeme. (1992, 194)

Das künstlerische Werk Charlotte Salomons und das Tagebuch von Ursula Katzenstein sind nicht unter ästhetischen Gesichtspunkten vergleichbar. Eine Gemeinsamkeit scheint mir jedoch darin zu liegen, daß durch die Situation der Verfolgung und die damit verbundene Erfahrung der Ausgrenzung die Frage nach der eigenen Identität ausgelöst und verarbeitet wird. Während dies bei Charlotte Salomon eng mit der Frage des Juden- und Künstlertums und der Beziehung zwischen Kunst und Leben verknüpft ist, bezieht sich die Irritation und Auseinandersetzung bei Ursula Katzenstein auf gesellschaftlich und kulturell geprägte Vorstellungen von geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen und ihre eigene Identität als Frau. Dies wurde an der bereits zitierten apodiktischen Behauptung „Eifersucht, Zank. Frauenkonzentrationslager“ deutlich. Liest man das Tagebuch nun unter diesem Gesichtspunkt, so fällt die Häufigkeit auf, mit der die Frauen aus „Schlafsaal 19“ (größtenteils Prostituierte und angebliche Kriminelle), ihr Verhalten und die Ereignisse „in 19“ kommentiert werden. Immer wieder kommt Ursula Katzenstein auf sie zu sprechen, und in ihren Äußerungen schwingt neben Neugierde und Unbehagen auch heimliche Bewunderung mit. In ihrer pointierten Darstellung werden diese gesellschaftlichen Außenseiterinnen allerdings zunächst negativ beschrieben: Sie sind hysterisch, laut, unordentlich und unsozial insofern, als sie sich bereitwillig an

die Herren Inspektoren verkaufen. Damit und mit den Anspielungen auf ihre homosexuellen Beziehungen bestätigt Ursula Katzenstein herrschende Klischeevorstellungen. Doch im weiteren Verlauf der Aufzeichnungen verändert sich dies. Scheint es laut Tagebuch zunächst so, als ob zwei verschiedene Welten im Lager koexistierten, die zwar in Berührung, nicht aber in wirklichen Kontakt miteinander kamen, so entsteht in der Schilderung des Besuchs des Oberrabbiners von Frankreich im Mai 1940 ein anderes Bild. Der den offiziellen Standpunkt der französischen Regierung vertretende Rabbi und seine Legitimationsversuche der Internierungspolitik wirken auf die Frauen wie blanker Hohn. Seine Argumentation, die sexuelle Ausstrahlung und Anziehungskraft von Frauen seien Grund genug, sie zu internieren, sorgt für Aufruhr und provoziert die Solidarisierung der Frauen: „Man konnte es fühlen, wie die elektrischen Funken übersprangen von einer zur anderen und wie die Frauen der verschiedensten Herkunft und Ansichten sich einig fühlten diesen Anwürfen und dieser merkwürdigen Betrachtungsweise ihrer Lage gegenüber“, schreibt Ursula Katzenstein dazu. Ungeachtet der Divergenzen und Unterschiede, die das alltägliche Leben im Lager bestimmen und jenseits von parteipolitischen Interessen reagieren die Frauen mit Empörung auf die arrogante, ganz offensichtlich von Unkenntnis der Lage und Vorurteilen bestimmte Haltung des Rabbi. Sie lassen sich nicht mit dem unterschweligen Appell an ihre „naturegegebene“ Duldsamkeit und Leidensbereitschaft ködern.

Diese „Einheitsfront“ bildet sich in der Folge immer dann, wenn einer Frau eklatante Ungerechtigkeit widerfährt, wenn es zu gewalttätigen Übergriffen der Lagerleitung kommt und auch anlässlich der Deportation,

von der an anderer Stelle noch ausführlicher die Rede sein soll.

Wie die Diskussion um den Hungerstreik zeigt, herrschte jedoch nicht immer Einmütigkeit in bezug auf die Berechtigung von Protestaktionen und über die Mittel, die dabei sinnvollerweise zum Einsatz kommen sollen. Die Frauen aus Baracke 2 (die Baracke für die sogenannten „Neutralen“, in der auch die Tschechinnen untergebracht waren) beschlossen am 3. August 1940 einen Hungerstreik, weil ein Inspektor eine Frau geohrfeigt hatte. Ein Grund dafür wird nicht angegeben. Die heftige Reaktion auf diesen Vorfall zeigt, wie ungewöhnlich Gewaltanwendung im Lager Rieucros war. Bei der nun einsetzenden emotionsgeladenen Diskussion (bei der es weniger darum ging, welchen Sinn ein Hungerstreik in einem Lager hat, in dem Hunger alltäglicher Begleiter ist), treten die Berührungängste deutlich zutage, die nach wie vor die Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Kategorien von Internierten bestimmen. Die Versammlung der Delegierten aller Baracken mit dem Ziel, einen Konsens und eine gemeinsame Strategie zu finden, belegt jedoch auch die Bemühungen um eine gemeinsame, solidarische Haltung. Ursula Katzenstein versucht bei diesen Verhandlungen zu vermitteln. Sie ist davon überzeugt, daß Konflikte gemeinsam gelöst werden können und daß es jenseits der herrschenden Stereotypen auch unter Frauen eine Basis für gemeinschaftliches Handeln geben kann.

Mir scheint, daß der hier beschriebene Prozeß, in dessen Verlauf herkömmliche Verhaltensmuster und auch Rollenklischees bewußt oder unbewußt in Frage gestellt werden, daß diese Auseinandersetzung mit dem, was „weibliche“ Identität bedeuten kann oder könnte, ihren Ausdruck auch in

den literarischen und künstlerischen Produkten aus dem Lager findet. Dies soll an den kulturellen Aktivitäten in Rieucros und Brens – ausgehend von einer detaillierten Analyse der dort entstandenen Texte und Zeichnungen – verdeutlicht werden.

Anmerkungen

- 1 Es existieren verschiedene Exemplare dieses Textes. Hier zitiert nach dem Tagebuch von Ursula Katzenstein, Anfang 1940.
- 2 Diesen Begriff prägt Gertrud Koch im Zusammenhang mit dem künstlerischen Werk Charlotte Salomons in ihrem Aufsatz: „Charlotte Salomons Buch *Leben oder Theater?* als historischer Familienroman“. In: Gertrud Koch: *Die Einstellung ist die Einstellung. Visuelle Konstruktionen des Judentums*. Frankfurt/M. 1992, S. 189-208.

IV. KAPITEL

Kulturelles Leben in Rieucros und Brens

Leerseite

Kunstproduktion in französischen Internierungslagern

Theater in Gurs

*Wir haben in Gurs Theater gespielt,
Wenn Ihr wißt, was das heißt:
die Welt lag hinter dem Stacheldrahtzaun,
wir waren sechstausend Mann und Frau'n,
arm und entgleist.*

*Wir haben im tiefsten Elend gelebt,
vergessen, verwaist,
in trostlosen Holzbaracken gehaust,
über uns war der Krieg weggebraust –
wenn Ihr wißt, was das heißt!*

*So zauberten wir eine bunte Welt
aus Fetzen zumeist –
wir haben gezimmert und nächtelang spät
mit eiskalten Fingern Kostüme genäht.
Ihr wißt nicht, was das heißt.*

[...]

*Wir haben die Mutlosen aufgewühlt
an Seele und Geist –
Haben selbst alle Schmerzen der Menschheit
gefühl't;
aber wir haben Theater gespielt!
Denkt mal nach, was das heißt!*

In ihrem 1977 erschienenen Erlebnisbericht evoziert Hanna Schramm das vielfältige künstlerische Leben im Lager Gurs in den Pyrenäen und beschreibt darin u.a. auch die Theateraufführungen, die der Emigrant Heini Walfisch im nebenstehenden Gedicht „Theater in Gurs“ so eindrucksvoll besungen hat (Weill 1946, 102; auf Deutsch zitiert in Schramm 1977, 121). Angefangen von der Kindertheatergruppe, die von Hanna Zweig, der Schwester von Stefan Zweig, geleitet wurde, über Konzerte, Vorträge, Kabarett und Theater gab es – wie Hanna Schramm schreibt – ein „großartiges, künstlerisches Leben, das sich ab 1941 entfaltete“ (1977, 119). Wie nachdrücklich sich Kreativität selbst unter diesen extremen Bedingungen durchgesetzt hat, ist überraschend, eindrucksvoll und gleichzeitig irritierend, wird doch durch diese künstlerische Betätigung häufig die tröstende Scheinwelt einer trügerischen Normalität heraufbeschworen, hinter der sich die grausame Realität von Entbehrungen, Verfolgung und schließlich auch Deportation verbirgt. Die Geschichte der Internierung in Frankreich zeugt von dem menschlichen Bedürfnis und der Fähigkeit, Extremsituationen auch und gerade durch Kreativität zu bewältigen.

Die Kunstproduktion in französischen Internierungslagern ist bisher noch nicht systematisch erforscht worden. In den vorliegenden Monographien finden sich zwar aussagekräftige Hinweise auf die vielfältige

künstlerische Aktivität der internierten EmigrantInnen, doch im Vordergrund steht dabei die Rekonstruktion der genauen Umstände der Internierung, der gesetzlichen Grundlagen, der geschichtlichen Ereignisse und des Lageralltags. Eine systematische Analyse der in den Internierungslagern geleisteten künstlerischen Arbeiten und ihrer Besonderheiten steht daher noch aus.

In der ersten umfassenden wissenschaftlichen Studie zu Gurs wurden die Erinnerungen Hanna Schramms durch die Forschungsergebnisse von Claude Laharie präzisiert und erweitert, der die künstlerischen Aktivitäten der verschiedenen Internierungsphasen detailliert beschreibt (Laharie 1985, 208 ff.). Der Hamburger Forschungsstelle für Exilforschung, dem Goethe-Institut von Kopenhagen und dem Leiter des Skovgaard Museums in Viborg ist es zu verdanken, daß die Sammlung von Zeichnungen, Aquarellen und anderen Zeugnissen aus Gurs, die sich im Besitz der im Lager tätigen Schweizer Schwester Elsbeth Kasser befanden, seit 1989 auf dem Umweg über Dänemark in einer Ausstellung und einem Katalog veröffentlicht wurde und seither in zahlreichen Städten in Europa zu sehen war (Gurs 1989). Ergänzend zu dieser Ausstellung hat Michael Philipp von der Hamburger Arbeitsstelle für Exilforschung literarische Zeugnisse, Briefe und Berichte aus dem Lagerleben herausgegeben (Philipp 1991). Das Schicksal der in Gurs internierten Frauen stand im Mittelpunkt einer Ausstellung, die 1991 in Berlin gezeigt wurde, in deren Rahmen unter anderem auch die Kunstproduktion von Frauen, vor allem die Zeichnungen der deutschen Malerin Lou-Albert Lasard gewürdigt wurden (Mittag 1991).

Über das Lager Les Milles bei Aix-en-Provence und die Kunstproduktion der dort in-

ternierten Künstler von internationalem Renommée wurde 1989 eine umfassende Studie von André Fontaine vorgelegt. In Les Milles waren neben Max Ernst und Walter Benjamin eine Reihe anderer berühmter deutscher Künstler, Schriftsteller, Wissenschaftler und Politiker interniert. Die an Material, Fakten und Anekdoten reiche Darstellung von Fontaine ist allerdings aufgrund seines methodischen Vorgehens sehr umstritten. Fontaine bezieht seine Informationen aus verschiedenen Quellen, vor allem aber aus zahlreichen Interviews mit Zeitzeugen, die er nicht mit der nötigen quellenkritischen Sorgfalt behandelt. Das Verdienst Fontaines liegt jedoch unzweifelhaft in der Zusammenstellung der im Verlauf jahrelanger Recherchen angesammelten Materialien und Dokumente, die eine wichtige Grundlage für eine noch zu leistende Detailanalyse darstellt.

In dem 1981 erschienenen letzten Band der insgesamt sieben Bände umfassenden Darstellung zu *Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933-1945* (Schiller u.a. 1981) wird die Überlegenheit der antifaschistischen Weltanschauung und ihre politische Wirkung im Lager herausgestellt. Begriffe wie Kampf und Widerstand spielen dabei eine zentrale Rolle, und so wird die „Kulturarbeit“ in der rückblickenden Darstellung in dieses Konzept miteinbezogen (Schiller u.a. 1981, 387). Diese Beurteilung und die allgemeine Beschreibung der künstlerischen Aktivitäten übernimmt Reinhard Hippen weitgehend in seiner 1986 erschienenen Arbeit über das *Kabarett im Exil* (Hippen 1986).

Ausgehend von dem bisher vorliegenden Material kann vorläufig für die Kunstproduktion in französischen Lagern ganz allgemein konstatiert werden: Die Internierungssituation setzte ein erstaunliches kreatives

Potential frei, das alle künstlerischen Bereiche umfaßte. Diejenigen, die vor ihrer Internierung als KünstlerInnen tätig waren, setzten ihre Tätigkeit unter diesen schwierigen Umständen – allen Widrigkeiten zum Trotz – fort. Darüber hinaus begannen einige Internierte sich erstmalig künstlerisch zu betätigen.

Je nach ideologischem Standort der BetrachterInnen fällt die Begründung für die Hartnäckigkeit, mit der in den Lagern künstlerisch gearbeitet wurde, unterschiedlich aus. Die einen sehen in der Kunstproduktion eine dem Menschen innewohnende psychische Überlebensstrategie, eine anthropologische Konstante, die Ausdruck der menschlichen Natur ist: „Aus Finsternis, Kälte und Hunger erhob sich gleich einem gewaltigen Protest die schöpferische Leistung. Man wollte sich nicht unterkriegen lassen, und die gequälte Kreatur spannte die eigenen Kräfte bis zum Äußersten an, um sich zu behaupten.“ (Schramm 1977, 119)

Andere begründen die Intensität und den Erfolg der künstlerischen Arbeit in den La-

gern mit dem Weitblick und dem Organisationstalent der internierten AntifaschistInnen. Die unterschiedliche Einschätzung und Bewertung ebenso wie die augenfälligen Unterschiede in bezug auf die Lager selbst zeigen, wie wichtig und notwendig eine differenzierte Betrachtungsweise ist. In den beiden Lagern Rieucros und Le Vernet, in denen viele politisch „Unerwünschte“ interniert waren, ist die rasche und straffe Strukturierung des Alltags durch das Aufstellen eines Arbeits- und Kulturprogramms sicher das Verdienst der AntifaschistInnen und kann als Ausdruck des politischen Widerstands gelesen werden. Für andere Lager bzw. zu einem späteren Zeitpunkt gilt dies jedoch nicht in gleichem Maße. Die von Hanna Schramm genannten Künstler und die Zeichnungen der Sammlung Kasser ebenso wie die Beispiele, die André Fontaine für das Lager Les Milles anführt, belegen, daß das kulturelle Leben über die Aktivitäten der AntifaschistInnen hinaus auch von zahlreichen politisch unabhängigen KünstlerInnen geprägt worden ist.

„Von Kopf bis Fuß auf Rieucros eingestellt“: Künstlerisches Leben in Rieucros und Brens

„Es gab ein sehr interessantes kulturelles Leben, an dem alle im Lager vertretenen Nationalitäten teilhatten“, schreibt Dora Schaul (1987, 65), und das bestätigen auch die autobiographischen Erinnerungen anderer Emigrantinnen. Gilbert Badia faßt dies so zusammen:

Auf Anregung der „Politischen“ wurden verschiedene kulturelle Aktivitäten organisiert: Sprachkurse (Französisch, Englisch, Spanisch, Deutsch, Russisch), ein Kurs zur Geschichte der kommunistischen Partei, [...] und „bunte Abende“, bei denen die Frauen sangen, Gedichte rezitierten, Sketche oder Theaterstücke spielten. (1979, 303 f.)

Schon bald nach ihrer Ankunft in Rieucros begannen die Frauen mit der Darbietung von szenischem Spiel. Als erstes Datum für eine solche Aufführung nennt Steffie Spira Weihnachten 1939: „Mit einigen Frauen studierte ich ein paar Kurzszenen ein. Genannt *le petit instant*, der kleine, der kurze Augenblick – die Redensart aller Polizisten, die uns in Paris verhaftet hatten [...]. Eine Szene zeigte auf dem Bahnhof den Abtransport ins Ungewisse. Eine andere unsere Ankunft in Rieucros.“ (Spira-Ruschin 1984, 157)¹

Zahlreiche Belege finden sich dafür, daß am 8. März 1940 der Internationale Frauentag im Lager gefeiert wurde. „Wir aus der ‚Politischen Baracke‘ kamen schließlich auf die Idee, eine Ausstellung unserer Handarbeiten in einer leeren Baracke zu veranstal-

ten und dazu auch so etwas wie einen ‚bunten literarischen Abend‘ zu inszenieren. Wir setzten dafür den 8. März 1940 fest.“ (Rast 1972, 20) Das Fest fand allem Anschein nach in zwei Etappen statt: Am 12.3.1940 schreibt Ursula Katzenstein in ihr Tagebuch: „Am Sonnabend Nachmittag wurde die Ausstellung in der Baracke nebenan eröffnet. Am Vormittag noch gab’s viel Arbeit“, und dann weiter „Am Sonntag nachmittag wurde Theater gespielt unter großer Beteiligung aller Nationalitäten.“ In den Berichten wird die Vielfalt der ausgestellten Gegenstände hervorgehoben:

Gestern wurde also unsere Exposition unter dem Titel „Arts et travaux des femmes de Rieucros“ eröffnet. *Was* hier unter diesen primitiven Bedingungen alles gemacht worden ist, *ist erstaunlich!* Ein toller Fleiß und viel Geschmack neben Kitsch (sehr wenig), meistens Stricksachen, Kleider, Wäsche, eine Bildhauerin stellte Plastiquen aus, reizende Scherenschnitte, viel interessantes Material. (Busse, Brief vom 10.3.1940)

Die Frauen, die mit ihrer Ausstellung auch das durch die Presse und die latente Ausländerfeindlichkeit in Frankreich erzeugte negative Bild von den internierten EmigrantInnen korrigieren wollten, hatten aus diesem Grund die Lagerleitung, das Wachpersonal mitsamt Familien und den Bürgermeister von Mende, Henri Bourrillon, eingeladen. Auf Initiative des Bürgermeisters, der sich stets für die Frauen einsetzte, erhielten sie

die Möglichkeit, Weihnachten 1940 im Rathaus der Stadt Mende einen Basar zu veranstalten. Doch die Ereignisse des Sommers 1940, der Vormarsch der Deutschen, die Ungewißheit darüber, wie sich die Situation in Frankreich weiterentwickeln würde, dämpfte zunächst das Interesse an künstlerischen Darbietungen. Erst am 10. November 1940 – Anlaß ist der Jahrestag der russischen Oktoberrevolution – fand wieder ein Fest statt, bei dem neben szenischem Spiel, Tänzen und Liedern auch Wiegenlieder in den Sprachen der verschiedenen Nationalitäten aufgeführt wurden. In den Erinnerungen der Internierten nimmt dieses Ereignis einen zentralen Platz ein:

In einer leeren Baracke hatten wir eine provisorische Bühne errichtet, auf der nahezu alle vertretenen Nationen etwas darboten. Besonders deutlich steht die Szene vor mir, in der nacheinander je eine Frau aus verschiedenen Völkern an eine von uns zusammengebastelte Wiege herantrat und dem imaginären Kindchen darin ein Wiegenlied ihres Volkes und in ihrer Sprache sang. Wir wollten das Leben und nicht den Tod besingen. (Rast 1972, 20)

Steffie Spira präzisiert: „Jede der Frauen legte zu ihrem Gesang wenigstens ein besonderes Kleidungsstück ihrer Nationalität an. Tuch oder Gürtel oder Kopfbedeckung.“ (Spira-Ruschin 1984, 159) Das Ziel dieser Aktion war die Forderung der Befreiung der Mütter: „Zum Abschluß sangen wir gemeinsam das französische Wiegenlied ‚Sonne, lächle meinem Kind!‘ und dann riefen wir im Chor: ‚Befreit die Mütter!‘.“ (Schaul 1987, 66) Die thematische Einbindung des Festes in den revolutionären Zusammenhang (Jahrestag der Oktoberrevolution) wird mit der kämpferischen Aktion bestätigt. In der Akzentuierung der Forderung auf Freilassung

der internierten Mütter äußert sich ein Selbstverständnis der Frauen, das über den Rahmen des Anlasses hinausweist.

Die Aufführungen fanden sowohl im großen Rahmen in einer eigens dafür hergerichteten leeren Baracke statt, wie dies z.B. für die Feier zum 8. März 1940 überliefert ist, als auch mit beschränkten Mitteln und improvisiertem Charakter für eine kleinere Gruppe in einer bewohnten Baracke. Lenka Reinerová beschreibt die Atmosphäre dieser Veranstaltungen sehr anschaulich: „Wir traten inmitten der Frauen auf, die rings um uns, zum Teil auch über uns, auf den Pritschen hockten, aneinandergedrängt wie Schwalben vor ihrem Abflug auf den Telegraphendrähten.“ (1983, 45)

Ein wesentliches Merkmal der Aufführungen bestand in der kollektiven Vorbereitung und der Mischung der vorgetragenen Genres und Sprachen: „Marina, Steffie und ich bereiteten unsere Veranstaltungen stets sorgfältig vor. Wir erwogen eine geeignete Kombination von ernsten und heiteren Nummern, von französischen und deutschen Texten, von vorgetragenen und gesungenen.“ (Reinerová 1983, 45)

Neben diesen kulturellen Aktivitäten der „Politischen“ gab es auch ein reges, individuell motiviertes künstlerisches Leben, denn in Rieucros waren Künstlerinnen aller Bereiche vertreten. Auf der Suche nach Gleichgesinnten nahm Sylta Busse gleich nach ihrer Ankunft Kontakt mit den internierten Künstlerinnen auf. Bereits in ihrem zweiten Brief, am 29. Februar 1940, berichtet sie davon:

Es gibt hier eine Zeichnerin, sie macht Porträts (Pastell) von den hier anwesenden Damen. Sie ist jahrelang auf der Wiener Akademie gewesen, versteht ihr Handwerk grossartig. Die Porträts sind absolut Publikumsgeschmack, sehr douceâtre

[kitschig], sie ist selbst ganz unglücklich darüber, leider habe ich nichts anderes von ihr gesehen. Vielleicht kann sie mir ab und zu Korrektur geben.

Auch Helene Maywald, die Schwester des Photographen Willy Maywald, zeichnete im Lager. Das Zeichnen wurde ernst genommen und professionell betrieben:

Außerdem habe ich noch zwei sehr nette Mädchen kennengelernt bei der Arbeit dafür [für die Ausstellung], die auch zeichnen. Helene [Maywald], die beiden und ich wollen ganz regelmäßig jeden Tag 2-3 Stunden zusammen arbeiten. Anatomie, Portrait und Paysage [...]. Ich möchte die Porträtistin bitten, uns Korrektur zu geben und anzuleiten, sie kann wirklich zeichnen. (Busse, Brief vom 10.3.1940)

Auf der Suche nach weiteren Künstlerinnen kann als Quelle auch das Personenregister der Lager ausgewertet werden. Dort sind alle Frauen verzeichnet, die in Rieucros bzw. in Brens interniert waren (AD Tarn 1238 W). Neben den üblichen Angaben zur Person findet sich eine Rubrik mit dem Beruf der Frauen.

Nur wenige Frauen schienen eine künstlerische Vergangenheit offenbaren zu wollen. Als Schriftstellerin bezeichneten sich explizit nur zwei Frauen: die am 25.10.1892 in St. Petersburg geborene Eugénie Elisabeth Maria Kardaschewski, geb. Traubenberg und Doris von Salomon, die am 7.1.1905 in Worms geborene Frau des Schriftstellers Bruno von Salomon, die ihre schriftstellerische Tätigkeit hervorhob, indem sie ihrem Mädchennamen eigens das Pseudonym „Doris von Schönthan“ hinzufügen ließ. Als „artiste“ (Künstlerin) im weitesten Sinn bezeichnete sich die am 25.8.1904 in Berlin geborene Irma Grubich, die auch unter dem Künstlernamen „Hagen Marie“ eingetragen ist und von sich behauptet,

sie sei am 30.1.1900 in Surabaya geboren. Die aus Düsseldorf stammende Felicitas Halter und die in Oslo geborene Ellen Bugge bezeichneten sich offiziell als Malerinnen („artiste-peintre“).

Doch gerade diejenigen Frauen, deren Kunstproduktion durch vorhandene Zeichnungen und Texte überliefert ist, versteckten sich hinter „seriösen“ Berufsbezeichnungen. Die für die Internierung vorgeschobene offizielle Begründung des „leichten Lebenswandels“ ließ die Vorgabe einer möglichst „bürgerlichen Existenz“ angebracht erscheinen, wenn dies auch die Internierung letztlich nicht verhindert hat.

Das erklärt vielleicht, warum die am 21.12.1912 in Stettin geborene Flora Sussmann, von der zahlreiche Zeichnungen, Scherenschnitte und ein von ihr illustriertes Programmheft zur Jahresfeier der Oktoberrevolution überliefert sind, als Beruf „Gouvernante“ angab.

Die in Wien geborene Karoline Neubauer bezeichnete sich euphemistisch als „Tanzakrobatin“ („artiste-acrobate“). Daß sie auch im Lager Brens getanzt hat, geht aus einem Programm vom 10. Mai 1942 hervor.

Obwohl die Präsenz von Künstlerinnen im Lager also auch durch die Lagerarchive bestätigt wird, ergibt die nachträgliche Fahnung über die Berufsangaben in den Archiven doch nur ein unvollständiges Bild, da viele der Frauen, die tatsächlich künstlerisch tätig waren, dort nicht als Künstlerinnen erfaßt sind.

Die Organisation des Alltagslebens und die Bestimmungen, die den (Zwangs-)Aufenthalt der Frauen regeln, ließ Freiräume für deren künstlerische Betätigung. Sie wurden von den Frauen auf vielfältige Weise genutzt. Das Material für die entsprechenden Aktivitäten konnte – zumindest in der ersten

Zeit – relativ problemlos besorgt werden, sei es bei entsprechender Finanzstärke in der Lagerkantine oder durch die Aufseherinnen in Mende, sei es durch FreundInnen oder Verwandte, die sich noch auf freiem Fuß befanden. Am einfachsten hatte es die Bildhauerin, die bei der Ausstellung mit einer Skulptur vertreten war: Den Rohstoff für ihre Skulpturen lieferte der Lehm Boden in direkter Umgebung der Baracken „frei Haus“.

Ein größeres Problem als die Materialbeschaffung stellte für die (individuell arbeitenden) Künstlerinnen allerdings der Mangel an Rückzugsmöglichkeiten dar. Sylta Busse beklagt sich in ihren Briefen häufig darüber. Die Unmöglichkeit, sich in der lauten, hektischen Lageratmosphäre zu konzentrieren, zieht sich leitmotivisch durch ihre Briefe: „Modelle und Paysage gibt's genug, man muß bloß erst lernen, über all' diese Unkonzentration hinweg zu kommen und sich selbst ganz auf diesen einen Punkt zu konzentrieren.“ (Brief vom 29.2.1940)

Erst im Frühling konnten die Künstlerinnen auf das weitläufige bewaldete Gelände ausweichen.

In der vollen, unruhigen Baracke kann man nicht einen Augenblick allein sein. Deshalb gehe ich gern in die Stille, die abends auf dem Hang hinter den Baracken liegt. Der schmale Weg führt durch ein struppiges Gebüsch, das freundlich die scharfen Zacken des Stacheldrahts verdeckt. Dann steigt er hinauf zum Steinbruch und endet auf einem kleinen Felsplateau. (Reinerová 1958, 106 f.)

An diesem Steinbruch schrieb Lenka Reinerová im Mai 1940 in wenigen Tagen das Märchen „Freiheitli und Gewaltung“, von dem noch die Rede sein wird.

Die Besetzung Frankreichs, die damit einhergehende Verunsicherung und deutliche Verschlechterung der materiellen Lage, beeinträchtigt allerdings die Kunstproduktion wesentlich. Das letzte Ereignis, das Dora Schaul in ihrem Skizzenbuch festhält, ist der Besuch der Kundt-Kommission im Lager im August 1940. Auch die Mehrzahl der Zeichnungen von Sylta Busse stammen aus der ersten Hälfte des Jahres 1940. Die Textproduktion wird durch die äußeren Veränderungen weniger gebremst. Lenka Reinerová schrieb im Winter 1940/41 ein weiteres Märchen, und – abgesehen von einer Pause im Sommer 1940 – wird weiter gedichtet und Theater gespielt.

Schreiben als Selbstbehauptung

Die Aussagekraft der im folgenden abgedruckten Texte liegt weniger in ihrer ästhetischen Qualität als in ihrer Auseinandersetzung mit der Realität. Die alltägliche Lagererfahrung ist der Auslöser, die Ursache für ihr Entstehen. Wie am Beispiel der Tagebuchaufzeichnungen von Ursula Katzenstein deutlich gemacht wurde, ist dabei der fundamentale Unterschied zwischen den deutschen und französischen Lagern zu berücksichtigen. In deutschen und polnischen Konzentrationslagern, Ghettos und Gefängnissen bildete die Illegalität ein konstituierendes Element der Kunstproduktion, während diese sich in Rieucros der Eigeninitiative der internierten Frauen verdankte und sogar von der Lagerleitung gefördert wurde. Welche ganz konkreten Auswirkungen dies auf das Schreiben hat, belegt das Zeugnis des ehemaligen Buchenwaldhäftlings Richard Ledoux: „Wie viele KZ-Häftlinge schrieb ich während meines Aufenthaltes in Buchenwald einige Gedichte. Ich verwendete vor allem die Form des Sonetts, da nur wenig zu Papier gebracht werden konnte. Eben diese Form war leichter im Gedächtnis zu behalten.“ (zit. n. Staar 1987, 41)

Zur Deutung der in den Konzentrationslagern entstandenen Lyrik entwickelt Michael Moll die Kategorie der „*conditio inhumana*“. (Moll 1988) Rückblickend betont Lenka Reinerová allerdings: „Die französischen Lager waren kein Auschwitz, Majdanek, Dachau oder Mauthausen. Gaskammern und Krematorien waren die Erfindung und Beson-

derheit der deutschen Lager.“ (1983, 21) Diesen fundamentalen Unterschied spiegeln die in Rieucros entstandenen Texte wider, denn Tod und Vernichtung, Grausamkeit und Unmenschlichkeit werden darin nicht thematisiert.

Bei seiner Betrachtung der Texte, die in den verschiedenen britischen, australischen und kanadischen Lagern entstanden sind, kommt Michael Seyfert zu dem Ergebnis, daß eine Analyse der Texte nicht vorrangig an deren formal ästhetischen Wertung interessiert sein kann, sondern daß Entstehungszusammenhang und Funktion berücksichtigt werden müssen (Seyfert 1984). Dadurch werden Texte in die Analyse miteinbezogen, die ansonsten – aufgrund der üblichen Qualitätsurteile – gar nicht erst Untersuchungsgegenstand würden. Die Entscheidung für einen solchermaßen erweiterten Literaturbegriff ermöglicht es, „nicht nur jeweils die als dominant erkannte literarische Praxis zu berücksichtigen, sondern auch andere Formen der Sinnbildung und ihre Schreibweisen hervortreten zu lassen“ (Brinker-Gabler 1985, 14).

Die populärste schriftliche Ausdrucksform im Lager war zweifellos der Brief, der die Verbindung mit der Außenwelt sicherstellte. Daneben entstanden auch monologische, nicht auf direkte Kommunikation ausgerichtete Textsorten wie Tagebuchaufzeichnungen und Prosaskizzen. Zu den bereits genannten besonderen Anlässen wurden Ge-

dichte, Sketche und kurze dialogische Stücke geschrieben, die vorgetragen und gespielt wurden.

Gelegenheitslyrik

Die spezifische Funktion der beiden Lager Rieucros und Brens als „repressive Lager“ wirkte sich auf die Zusammensetzung der Internierten aus und prägte Form und Inhalt der künstlerischen Produktion: Im Unterschied zu anderen Lagern in Frankreich wie Gurs und Les Milles, war die Zahl der in Rieucros und Brens internierten Frauen vergleichsweise niedrig. Es waren dort nie mehr als 600 Frauen interniert, wenn wir von der punktuellen Überfüllung in Rieucros anlässlich des Vormarsches der Deutschen in Belgien und Frankreich und den damit verbundenen z.T. unkontrollierten Flüchtlingsströmen absehen. Unter den deutschsprachigen Frauen bildete sich eine relativ homogene Gruppe politisch Gleichgesinnter heraus, die in der Folge die kulturellen Aktivitäten im Lager initiierten und wesentlich bestimmten. Dem Zusammenhalt dieser Gruppe und ihrem Selbstverständnis ist die Produktion und Überlieferung der Mehrzahl der Gedichte zu verdanken. Die Schauspielerin Marina Strasde bewahrte eine Reihe von Texten, die eine Mitinternierte in einem Schulheft notiert hatte, auf. Ein Typoskript dieser bisher unveröffentlichten Sammlung wurde Anfang der sechziger Jahre in der DDR von ehemaligen Internierten unter dem Titel *Rieucros* erstellt und bildet die Quelle für meine Darstellung.

Vermutlich sind noch mehr solcher und anderer Texte im Lager geschrieben worden. Doch der drohende Zugriff der Besatzungs-

macht auf die politisch Verfolgten ließ ein Aufbewahren von mehr oder weniger verhänglichen Aufzeichnungen aus Sicherheitsgründen nicht ratsam erscheinen. Einige Frauen, wie z.B. die Schriftstellerin Doris von Salomon, führte der Weg aus dem Lager in den französischen Untergrund, in Umstände also, die sich nicht gerade zum Aufbewahren von Manuskripten eigneten. Aus diesem Grund ist sicher der eine oder andere Text vernichtet worden. Die Schwierigkeiten bei der Überlieferung hängen aber auch mit dem Selbstverständnis von Frauen zusammen, die ihr Erleben und/oder die literarische Verarbeitung des Erlebten häufig geringschätzen. So erklärt sich, „daß Gedichte von Frauen [die in Lagern entstanden sind] gehäuft erst in jüngerer Zeit im Umkreis der Frauenforschung publiziert werden, d.h. 40 bis 50 Jahre nach ihrer Entstehung.“ (Moll 1988, 27)

Die Mehrzahl der Texte stammt von den beiden Schauspielerinnen Marina Strasde und Steffie Spira. Ein Gedichtzyklus, der aus Anlaß der Feiern zum 1. Mai 1941 entstanden ist, und ein dialogischer Text sind von Gertrud Rast; ein weiteres Gedicht hat die heute in Prag lebende Schriftstellerin Lenka Reinerová geschrieben, und ein Geburtstagsgedicht stammt von der polnischen Jüdin Sophie Zemanska, die 1942 deportiert wurde. Mit Ausnahme von Lenka Reinerová, die über professionelle Schreiberfahrung als Journalistin verfügte, konnte keine der Autorinnen auf entsprechende Berufserfahrung zurückgreifen.

Den Autorinnen der Texte, die hier näher betrachtet werden sollen, war das Engagement für eine menschlichere Gesellschaft gemeinsam und die politische Überzeugung, daß der Kommunismus über den Faschismus siegen wird. Natürlich brachte jede Frau ihre

eigene Geschichte mit, ihre beruflichen und menschlichen Erfahrungen sowie ihr jeweiliges Emigrantenschicksal, und jede reagierte anders auf die Internierungssituation. Steffie Spira hatte beispielsweise in Paris über mehrere Jahre hinweg (1933-39) im politischen Emigrantenkabarett „Laterne“ mitgewirkt. Dies ist der Hintergrund für die in Rieucros verfaßten zahlreichen kabarettistischen Einlagen und Persiflagen.

Andere Texte stehen in der Tradition der Arbeiterliteratur: die Kampfgedichte, die zu bestimmten Anlässen entstandenen Gelegenheitsgedichte und die sogenannte „Weltanschauungsslyrik“ (Münchow 1981) mit dem Ziel der Agitation und Propaganda. Schreib- anlaß sind die Festtage, die die Größe und den Sieg der Arbeiterklasse belegen sollen (1. Mai, Oktoberrevolution). Neben dem agi-

tatorischen Gedicht findet sich als bevorzugte Form die Satire.

Diese Gelegenheitsgedichte dienten dazu, die politischen Überzeugungen der Frauen zum Ausdruck zu bringen und eine Atmosphäre der Solidarität und Gemeinschaft zu schaffen. Gleichzeitig boten sie eine Abwechslung im bedrückenden Lageralltag: Sie waren bewährte Mittel gegen die Niedergeschlagenheit, Angst, Verzweiflung und Ratlosigkeit der Frauen.

Wir hatten fast keine Medikamente und eine miserable Kost, deshalb kämpften wir mit unseren Programmen auch gegen Schwäche, Depression und Resignation als Folge totaler Erschöpfung. Unser Publikum war überaus dankbar. [...] Wir schrieben und spielten in einigen Sprachen, am meisten französisch und deutsch (Reinerová 1983, 44).

Rieucros

Ringsum graue Hügelketten
Sperren uns'rer Sehnsucht Blick,
Freiheit, Du gingst uns verloren
Stacheldraht hält uns zurück!
Wir Rieucroser Hébergées
Aus aller Welt die Réfugiées, sind wir.

Ohne Heimat, fern den Lieben
Ach, wie uns ihr Schicksal brennt.
Mütter weinen, von den Kindern
wurden grausam sie getrennt
Die Rieucroser Mütter
Wie sind sie doch so bitter – allein!

Und die Tage werden Wochen
Und schon Monde zählen wir,
Keine weiß, was sie verbrochen,
Keine weiß, warum sie hier.
Wir Rieucroser Frauen
sind traurig anzuschauen, im Camp.

Sind verschieden unsre Sprachen
Gleiches Schicksal tragen wir
Kamen nach dem schönen Frankreich
suchten ein Asyl uns hier.
Wir Frau'n aus allen Ländern,
wir wollen gern verändern, die Welt.

Daß den Menschen endlich werde
Friede, Freiheit, Menschlichkeit!
Einmal wird der Tag uns leuchten,
Einmal werden wir befreit!
Wir Rieucroser Frauen,
Der Zukunft wir vertrauen, voll Mut.

Und nach Nord, Süd, Ost und Westen
Zu den Unser'n geht's zurück
Alle werden froh wir schaffen,
Uns're Freiheit, unser Glück.
Wir Rieucroser Frauen
Das Glück wir helfen bauen,
der Welt.

Steffi Spira und Gertrud Rast (März 40)
(Melodie: „Wir sind die Moorsoldaten“)

Rienцовы

Ringsum grane Kugelketten
Spinnen unserer Sehnsucht Glück
Freiheit du gingst uns verloren
Hacheldraht hält uns zurück
Wir Riencower Kobbergées
Aus aller Welt die Refugies
Sind wir

Und die Tage werden Wochen
Und schon Monate zählen wir
Keine weiss, was sie verbrochen
Keine weiss, warum sie hier
Wir Riencower Frauen
Sind krankig anzuschauen
Im Camp

Endlich allen Völkern werde
Frieden, Freiheit Menschlichkeit
Einmal wird der Tag uns leuchten
Einmal werden wir befreit
Wir Riencower Frauen
Der Zukunft wir vertrauen
Zoll heut

Und nach Nord, Ost Süd u. Westen
zu den unsren gehts zurück
Alle werden wir dann schaffen
unsre Freiheit unser Glück
Wir Riencower Frauen
Das Glück wir helfen bauen
Der Welt.

Febr. 40

Abschied!

Lebt wohl, ihr Freunde schwerer Zeiten.
Wir können euch leider nicht begleiten,
Da Gacheldraht uns noch umgittert.
Doch niemand bleibt zurück der zittert,
Oder gar klümlant vor sich klagt.
Wir wissen, dass ein Morgen tagt,
So sicher, wie wir Finde haben,
Die uns am liebsten heut begraben.
Wir lachen drob u. sind bereit
uns einzusetzen jederzeit.

Wir sagen euch: Auf Wiedersehn!
weil wir doch gleiche Wege gehn!

Februar 1941

Harina

La semaine à Rieucros

*Le samedi nous faisons le ménage
et tous les ménages se défendent:
„À moi le balai, à moi la cruche.“
C'est le jour d'horribles discussions.*

*Le dimanche on se fait des visites
et on a des perms de détention
on fait bien des commissions à Mende
et on parle de la commission.*

*Le lundi on a du vague à l'âme
et de tout on a franchement assez
car nous avons fait toutes les démarches.
Est-ce que ça va donc jamais changer.*

*Le mardi c'est la journée des douches.
Dieu merci on va bien se laver.
Oui pardi – une fois dans les cabines:
N'y a plus d'eau pour pouvoir se rincer.*

*Mercredi:
„Moi j'attends mon visa de Mexique,“
„Moi une lettre de mon consulat,“
„Moi un peu d'argent de l'Amérique,“
„La réponse de mon avocat.“*

*Pas de nouvelles des frères et de la mère,
pas de lettres du mari prisonnier,
ni du gosse pour son anniversaire –
C'est pour nous six jours sans courrier.*

*Le jeudi nous écrivons des lettres
aux amis, parents proches et lointains.
Quels étranges détours pour correspondre
dans ce drôle de monde contemporain.*

*Vendredi – corvée à la cuisine
on épluche, on trie à qui mieux mieux.
C'est à dire: remportera la palme
celle qui travaillera le moins qu'elle peut.*

*Et voici le huitième jour de la semaine:
C'est le jour de l'imagination
où se réalisent tous nos rêves.
C'est ce jour que bientôt nous vivrons.*

*Steffi Spira
November 1940*

(Melodie: „Vaterland, kein Feind soll dich gefährden“)

Eine Woche in Rieucros

*Samstags machen wir sauber,
und von überall her tönt's:
„ich brauch' den Besen, ich den Schrubber!“
An dem Tag geht's hoch her.*

*Sonntags besuchen wir uns gegenseitig,
und da wir Ausgang haben,
erledigen wir unsere Einkäufe in Mende,
oder wir unterhalten uns über die Kommissionen.*

*Montags hat man dann einen Kater
und alles so richtig satt,
denn wir haben alles mögliche unternommen,
und doch ändert sich nichts.*

*Dienstags ist das Duschen dran.
Gott sei Dank, man wird sich endlich waschen!
Doch ist man dann erst mal im Bad,
gibt's dummerweise kein Wasser mehr.*

*Mittwochs heißt's dann:
„Ich warte auf mein Visum für Mexiko.“
„Ich erwarte einen Brief vom Konsulat!“
„Und ich ein wenig Geld von Amerika.“
„Die Antwort von meinem Anwalt.“*

*Keine Nachricht von den Brüdern und der
Mutter,
kein Brief vom gefangenen Ehemann
und auch kein Geburtstagsgruß vom Kind –
das heißt: wieder sechs Tage auf Post warten.*

*Donnerstags schreiben wir Briefe
an Freunde, ferne und nahe Verwandte.
Auf solch merkwürdigen Umwegen findet
heutzutage die Kommunikation statt.*

*Freitags haben wir Küchendienst,
wir schälen das Gemüse um die Wette,
das heißt, es gewinnt diejenige,
die am langsamsten arbeitet.*

*Dann kommt endlich der achte Tag:
das ist der Tag der Wunder,
von dem wir alle träumen,
der Tag, an dem sich all unsere Wünsche
erfüllen
und den wir bald erleben werden.*

Responsable!

*Je vis un cauchemar formidable!
Je suis devenue responsable.
Oh, mes amies, cela signifie:
du matin au soir avoir des soucis.
Car chaque boulot et chaque scandale
tout, enfin tout ce qui tourne mal
est à régler – et encore à l'aimable
par la responsable.*

*Quand au poêle manque le charbon
à cause des minuscules rations
et les femmes grelottent et toussent
à qui on s'adresse et qui l'on pousse?
C'est l'estimable responsable.*

*Quand la grandeur du pain
fait du chagrin,
quand la soupe est trop liquide
et les estomacs sont vides
malgré – les navets
à qui l'on se plaint d'un ton pitoyable
à la responsable.*

*Quand les serviettes secrètes
sont incomplètes,
quand les chemises de nuit
ont couleur grise-écru.
Et les chemises en échange
sont mouillées ou sans manches –
qui dérange-t-on alors?
L'infatigable responsable!*

*Quand la distribution du sucre chez l'économe
de temps en temps étonne,
quand le café mélange-phantaisie
produit des ennuis
à cause du haut prix –
on casse la tête d'une mine méprisante
à la responsable.*

Barackenchefin

*Ich lebe wie in einem Alptraum,
seit ich die Barackenchefin bin.
Ach, meine Freunde, das bedeutet,
von morgens bis abends Sorgen zu haben,
denn jede Arbeit und jeder Skandal,
kurzum, alles was nicht klappt,
muß von mir geregelt werden,
und zwar möglichst in gutem Einvernehmen.*

*Wenn die Kohlen für den Ofen fehlen,
wegen der geringen Zuteilungen,
und die Frauen vor Kälte zittern und husten,
an wen wendet man sich, wer muß ran?
Natürlich die geschätzte Barackenchefin!*

*Wenn die Größe des Brotes
für Kummer sorgt
und die Suppe zu flüssig ist,
wenn die Mägen leer sind –
trotz der Rüben,
bei wem beklagt man sich?
Natürlich bei der Barackenchefin!*

*Wenn die Zahl der Binden
nicht ausreicht,
und die Nachthemden
langsam ihre Farbe wechseln,
wenn die Hemden naß sind
oder keine Ärmel haben –
wen belästigt man dann?
Die unermüdliche Barackenchefin!*

*Wenn die Zuckerverteilung des Verwalters
von Zeit zu Zeit für Überraschungen sorgt,
wenn die phantastische Kaffeemischung
Ärger macht
wegen des allzu teuren Preises –
nerot man die Barackenchefin
mit verächtlicher Miene.*

Quand les sabots sont volés,
les chaussons déchirés,
quand la vendeuse du tabac
n'est jamais là,
Si bol ou quart sont introuvable –
sur qui on tape?
Sur la responsable!

Pour obtenir un vase de nuit,
quand une cruche a disparue,
quand par le toit tombe la pluie,
quand on a peur des souris –
au secours on appelle la charitable responsable.

Mais quand elle demande des volontaires –
c'est le contraire.
Tout le monde fuit d'une vitesse
formidable – la responsable.

Et quant à la distribution du service
ça c'est alors un pur caprice,
une invention invraisemblable
de la responsable.

Et l'heure de silence quotidienne,
quel phénomène
alors on la trouve insupportable
la responsable.

Quand à neuf heures
on doit se taire
et éteindre surtout les lumières –
alors on juge, que la moins raisonnable
c'est la responsable.

Et de l'autre côté
elle court d'autres dangers:
la chef-surveillante, toujours en route
voit tout, elle sait tout et elle écoute –
et sans que l'on s'en aperçoive elle est là.
Et des réclamations en masse
menacent la coupable responsable.

Wenn die Holzpantinen gestohlen wurden
und die Socken zerrissen sind,
wenn die Tabakverkäuferin
nie da ist,
wenn das Blechgeschirr verschwunden ist –
wer kriegt den Ärger ab?
Natürlich die Barackenchefin!

Braucht man einen Nachttopf,
weil ein Krug verloren ging,
oder regnet es durchs Dach,
und plagt die Angst vor Mäusen –
dann ruft man die barmherzige Barackenchefin.

Braucht sie aber Freiwillige –
dann machen sich alle
schnell aus dem Staub.

Und die Verteilung der Dienste
gilt als Laune
und unglaubliche Erfindung
der Barackenchefin.

Während der täglichen Ruhezeiten,
wie sonderbar,
findet man sie plötzlich unerträglich,
die Barackenchefin.

Wenn es um neun Uhr heißt,
Ruhe jetzt und vor allem Licht aus –
dann meckert man über –
die Barackenchefin.

Und von der anderen Seite
drohen ihr nicht mindere Gefahren:
die Oberaufseherin
sieht alles, weiß alles und lauscht –
unversehens taucht sie plötzlich auf,
und die ganzen Vorwürfe
prasseln auf die arme Barackenchefin nieder.

*Et l'économe – économise
seaux, torchons, balais et chemises
et chaque demande lui adressée –
c'est un forfait
d'une exigeante, épouvantable responsable.*

*Pour ces vrais martyrs du camp
élevez un modeste monument
avec l'inscription en charbon:
„Aux maltraitées, aux malmenées
héros de Rieucros.“*

*Marina Strasde
Februar 1941*

*Der Verwalter – verwaltet geizig
Eimer, Lappen, Besen und Hemden,
und jede Forderung an ihn
gilt als Schandtat
der schrecklichen Barackenchefin.*

*Laßt uns für diese wahren Märtyrerinnen
des Lagers
eine bescheidene Gedenktafel aufstellen
und mit Kreide darauf schreiben:
„Für die Heldinnen aus Rieucros,
die schlecht behandelt wurden.“*

In der überlieferten Sammlung sind 18 von 33 Texten in Französisch verfaßt. Einige existieren auch in zwei Fassungen.

Häufig wird die Darstellung des Lageralltags zum Anlaß genommen, Forderungen im Hinblick auf die aktuelle Situation zu formulieren, einen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft zu werfen oder sich parodistisch von der Alltagsrealität zu distanzieren. Dabei fallen Übereinstimmungen mit Merkmalen auf, wie Michael Seyfert sie für die Texte aus britischer Internierung herausgearbeitet hat. Hier wie dort werden zunächst die neuen, ungewohnten und ungewöhnlichen Lebensbedingungen, der eng begrenzte Raum von den Internierten beschrieben.

Gleich in ihrem ersten Gedicht mit dem Titel „Rieucros“ situiert Steffie Spira das Lager und betont dessen Begrenzung: „Rings

um graue Hügelketten / sperren unsrer Sehnsucht Blick.“ Ein anderes Gedicht („La semaine à Rieucros“) thematisiert den Wochenablauf mit den für jeden Tag typischen Beschäftigungen und Ereignissen. In dem Gedicht „Die Barackenchefin“ wird der Lageralltag über die Probleme der für die Baracke verantwortlichen Internierten beschrieben. Ein beliebter Kunstgriff war es, neue Strophen auf bekannte Melodien zu schreiben, wie im Fall des Rieucros-Liedes, das auf die Melodie des 1933 im KZ Börgermoor entstandenen Moorsoldatenliedes gesungen wurde.²

Die Verwendung kabarettistischer Elemente ist eine weitere Gemeinsamkeit der aus unterschiedlichen Lagern überlieferten Texte. Ein Beispiel für Rieucros ist die Parodie auf den von Marlene Dietrich gesungenen Schlager „Von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“.

Von Kopf bis Fuß auf Rieucros eingestellt

Ein ewig gleicher Himmel umgibt
uns in Rieucros.

Daran ist nichts zu ändern,
das macht uns niemals froh.
Doch bleibt es unbenommen,
daß es sich auch mal dreht
und wir nach Mende kommen,
wie's in den Karten steht.

Wir sind von Kopf bis Fuß
auf Rieucros eingestellt,
das ist jetzt unsere Welt und
sonst gar nichts.

Erbsen umschwirren uns
wie Motten um's Licht,
und wenn sie anbrennen,
ja dafür kann man nichts.

Die kleinen Feuerstellen sind Mode in Rieucros.
Gebacken und gebrutzelt das wird auf Holz
und Stroh.

Im 20. Jahrhundert, welch 'ne Errungenschaft,
die Bogdanova heizt ein, in 'ner halben Stunde
hat sie's geschafft.

Wir sind von Kopf bis Fuß
auf Rieucros eingestellt,
das ist jetzt unsere Welt und
sonst gar nichts.

Ratten und Mäuse sind unser
Hausgetier,
und wenn sie erscheinen,
ja dann schreien wir.

Die Namen vieler Männer erklingen in Rieucros.
Man sieht jetzt Pärchen wandeln, offiziell in
Mende verlobt.

Und wer noch nicht so weit ist,
dem sei es anvertraut:
Er gehe mal hinunter und werde wieder Braut.

Wir sind von Kopf bis Fuß
auch hier auf Liebe eingestellt,
auch das ist unsere Welt, doch
das besagt noch gar nichts.

Männer allein machen
uns nicht froh.
Wir wollen heraus hier
aus Rieucros.

Dann sind von Kopf bis Fuß
wir auf's Leben eingestellt,
denn das ist erst die Welt und
sonst gar nichts.

Der allergrößte Rummel bei uns in Rieucros
das ist der Abschiedsrummel, dann sind wir alle
froh. Da fühlt man mit Begeisterung, daß das
auch möglich ist.

Wir sehen in der einen, daß man uns nicht
vergift.

Heraus von Kopf bis Fuß
aus Rieucros
da wartet schon die Welt und
sonst gar nichts.

Steffi Spira
November 1940
(Melodie: „Ich bin von Kopf bis Fuß
auf Liebe eingestellt“)

Typisch ist die merkwürdige Sprachmischung, die gleichberechtigte Verwendung anderssprachiger Ausdrücke in deutschsprachigen Texten. Die im Rieucros-Lied benutzten Wörter „Hébergées“ und „Réfugiées“ aus der Verwaltungssprache zeigen, „wie bestimmend diese Begriffe sich im Lageralltag auf die Gefangenen ausgewirkt bzw. das Denken und Handeln der Internierten beherrscht haben“ (Seyfert 1984, 74).

Die Aufführungen in Rieucros dienen „als Mittel zur Herstellung der kollektiven Ich-Stärke“, als „kollektive Formen der Lage-Deutung und Lageveränderung“ und „zur Popularisierung politischer Parolen und Forderungen“, wie es G. Korff in seinem Aufsatz über Volkskultur und Arbeiterliteratur am Beispiel der sozialistischen Maifesttradition zeigt (1979, 94). Durch diesen Rückgriff auf die „sozialistische Festtagskultur“ stellen sich die Frauen in eine Tradition, die Klaus-Michael Bogdal in seiner Studie zur Arbeiterliteratur des 19. Jahrhunderts als Diskurs kennzeichnet und analysiert. Bei seiner Analyse des literarischen Materials arbeitet er drei literarische Strategien heraus, „die exakt jene Leerstellen zu füllen haben, die von anderen Praxisformen nicht oder nur unzureichend besetzt werden können“ (1991, 151). In der Reihenfolge der Bedeutung sind dies: Pathos, Satire und Sentimentalismus. Die drei grundlegenden Funktionen, die Bogdal in der für die Arbeiterliteratur wesentlichen literarischen Strategie des Pathos verwirklicht sieht, sind Identitätsfindung, Herbeiführen der Auratisierung der Arbeiter-

klasse und die Demonstration ihrer Autonomie. Diese Funktionen finden sich auch in den Texten von Rieucros.

Zunächst fällt auf, daß die Autorinnen vorzugsweise das „kollektive Wir“, statt eines „lyrischen Ich“ zu Wort kommen lassen und so ihre Identität über die Gruppe definieren. Besonders augenfällig ist diese Erweiterung auf die Perspektive des Kollektivs in der Modifikation des individuell formulierten Schlagers „Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“ zu „Wir sind von Kopf bis Fuß auf Rieucros“ eingestellt.

In den Texten zum 1. Mai wird der gemeinsame Kampf der Arbeiterklasse heraufbeschworen, was als Beispiel für die „Auratisierung des proletarischen Selbstbildes“ (Bogdal 1991, 189) gelesen werden kann. Die Autorin Gertrud Rast nimmt die plakative Beschreibung der wirtschaftlichen und politischen Situation in einer Reihe von Ländern zum Anlaß, den sicheren Sieg der Arbeiter im Klassenkampf zu prophezeien. Durch die starke Kontrastierung der heldenhaft gezeichneten Arbeiter mit ihren unmenschlichen Gegnern, den „Herrschern“, der „Verräterschar“, den „Würgern“, wird die Notwendigkeit einer revolutionären Veränderung deutlich gemacht. Mit dem Rückgriff auf die Oktoberrevolution liefert Gertrud Rast eine Variante der in der Arbeiterliteratur beliebten Thematisierung der einzelnen Phasen des sozialistischen Befreiungskampfes und betont damit die Unaufhaltsamkeit der Geschichte und den Sieg der Arbeiterklasse.

Zum 1. Mai 1941

FRANKREICH:

*Frankreich ist mein schönes Vaterland.
Wir waren schon auf dem Wege zum Glück,
das paßte nicht den Herren der Welt.
Sie warfen uns zurück.*

*Sie redeten viel von Demokratie
doch wollten sie keine Taten.
Sie dachten nur an ihren Besitz –
zuerst ward Spanien verraten.*

*Sie techtel-mechtelten mit dem Feind
und haben schließlich den Krieg entfacht.
Verrat und Niedertracht überall –
sie haben den Fremdherrn ins Land gebracht.*

*Doch wartet nur, Verräterschar
und freut euch nicht zu sehr.
Wir Schaffenden werden das Land befreien.
Wir sind ein starkes Heer.*

*Seit je und immer heißen wir
das Volk der Revolution.
Der Freiheit eine Bresche schlagen
ist unsere große Mission.*

*Schon grollt das Volk und will nichts mehr
von eurer Litanei.
Die neue Freiheit steigt herauf:
der große Völkermai!*

DEUTSCHLAND:

*Ich bin eine deutsche Mutter.
Man sagt, das sei „eine Ehre“:
Man hält mir schöne Reden
und will nicht, daß ich mich wehre.*

*Meine Tochter ist Emigrantin,
meine Söhne sind im Krieg.
Der Jüngste wirft Bomben vom Himmel –
das sei für unseren Sieg.*

*Man spricht von der Ehre der Arbeit.
Mein Mann plackt sich halb tot.
Die oben scheffeln Reichtum,
wir unten leiden Not.*

*Man sagt, das sei alles nötig,
damit wir endlich frei
vom Druck fremder Nationen,
so feiern wir heut' den ersten Mai.*

*Doch warum stören unsere Bomber
Der anderen Völker Frieden, Glück?
Fort mit Euch blutigen Erobrern!
Meine Kinder will ich zurück!*

RIEUCROS:

*Ich bin eine von den vielen,
die hinter Stacheldraht
im KZ und Gefängnis warten,
daß ein anderer Maitag naht.*

*Und hält man mich auch gefangen,
mein Geist ist dennoch frei
marschiert mit all den Millionen
zum Kampftag des ersten Mai.*

*Mit euch bin ich ihr Kämpfer
von Warschau, Rom, Athen.
Und überall, wo Proleten
im Freiheitskampfe stehen.*

*Der Stacheldraht kann mich nicht hemmen,
auch im Gefängnis wirk ich noch
für Frieden und für Freiheit,
gegen der Herrschenden Joch.*

*Mit Stolz und Zuversicht denk ich
an der Sowjets große Tat.
Und weiß bestimmt, die Freiheit kommt
fürs Weltenproletariat.*

*Drum bin ich voller Kraft und Mut.
Ich weiß, ich werde frei
mit allen Völkern feiern
den Tag des ersten Mai.*

SOWJETUNION:

*Ich komme aus einer anderen Welt.
Ich bin ein junger Sowjetbürger.
Ein Vierteljahrhundert ist es fast,
daß ich vernichtet meine Würger.*

*Zuerst war ich schwach und arm.
Der Feind stürmt an von allen Seiten.
Die Arbeiter der ganzen Welt
die halfen mir den Sieg erstreiten.*

*Nun bin ich riesengroß und stark
und unbesiegbar ist der Sowjet Macht.
Lenin und Stalin führen uns –
so ward das große Werk vollbracht.*

*Unsrer Millionen Maienschritt
hallt fröhlich über breite Straßen.
Ihr Arbeiter der ganzen Welt,
ihr wißt, daß wir euch nie vergaßen.*

*Wo immer ihr auch kämpft und blutet
wir stehn bei euch mit unsrer Macht
und vielen Völkern haben wir
die Freiheit schon gebracht.*

*Drum kämpft und folget meiner Bahn
Hammer und Sichel ist das Zeichen.
So werden mit vereinter Kraft
der Völker Maien wir erreichen.*

Gertrud Rast

(Melodie: Völker, hört die Signale ...)

Der visionäre Blick in die Zukunft, in der die Utopie einer gerechten Gesellschaft bereits Realität geworden ist, soll den Hegemonieanspruch des Sozialismus untermauern. Diese Zukunft ist denn auch beliebtes Thema der Lyrik aus Rieucros und dient gleichzeitig als Projektionsfläche für Hoffnungen und

Träume. Zahlreiche Gedichte deuten dies bereits in ihrem Titel an: „Abschied vom Lager“, „Für den zukünftigen Tag“. In anderen wird die Gewißheit einer besseren Zukunft in bewährte Sinnbilder gekleidet: „Wir wissen, daß ein Morgen tagt“, wo „der Tag der Freiheit endlich anbricht.“

Pour le jour imaginaire

Enfin je respire
l'air libre, l'air doux.
J'envoie un sourire
partout, et à tout!
A moi le présent,
à moi l'avenir,
à moi maintenant
la joie de choisir
du travail pour mes mains
trop longtemps captives.
Je prends le chemin
d'une vie active!
Que je sois infirmière,
vendeuse, aviatrice,
dactylo, jardinière,
professeur, cantatrice,
doctoresse – n'importe.
L'essentiel, c'est de voir
que l'on m'ouvre les portes
que j'ai droit à l'espoir!

Anonym

Für den zukünftigen Tag

Endlich atme ich wieder
freie, milde Luft.
Ich schicke ein Lächeln
an alle und überall hin!
Mir gehören Gegenwart
und Zukunft
die Freude, Arbeit zu suchen,
für meine Hände,
die so lange gebunden waren.
Ich werde den Weg eines
aktiven Lebens beschreiten!
Sei es als Krankenschwester,
Verkäuferin, Pilotin,
Sekretärin, Gärtnerin,
Lehrerin, Sängerin,
Ärztin – egal was.
Das Wichtige ist zu sehen,
daß man mir die Türen öffnet,
daß ich das Recht habe zu hoffen!

Die Funktion des Pathos, die Demonstration der eigenen Autonomie, wird in zwei Texten besonders deutlich. In der Lobrede auf die Sowjetunion, mit der die Serie der 1. Mai-Texte abgeschlossen wird und die einen siegesgewissen Ausblick auf die Zukunft enthält, wird die Macht und Stärke der Arbeiter gerühmt, die als handelnde Subjekte zur Weltrevolution beitragen. Daß die Mitwirkung der einzelnen an der gesellschaftlichen Veränderung nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht ist, wird in einem aus Anlaß des Weihnachtsfestes 1940 verfaßten Text deutlich, in dem die Autorin an das Verantwortungsgefühl der Zuhörenden appelliert:

*Darum Freunde, niemand darf verzagen –
und wir haben eine heilige Pflicht:
Uns zu stählen und zu wachsen, denn in
künft'gen Tagen
woll'n wir nicht zur Spreu geworfen sein.*

Dieser als „Schwur“ inszenierte Appell erinnert besonders stark an den „heiligen Ernst“ der Arbeiterliteratur des 19. Jahrhunderts, mit der die fehlende Genealogie der Arbeiterklasse „in der Literatur durch Idole und szenisch-gestische Arrangements allegorischen Typs ersetzt“ wird (Bogdal 1991, 156). Bemerkenswert ist die an dieser Stelle entfaltete Gleichsetzung von Mensch und Maschine in der Metaphorik des gestählten Körpers, der durch das Verb „wachsen“ im gleichen Atemzug in den zyklischen Zusammenhang der organischen Natur gestellt wird. Während die Autorinnen – wie das letzte Beispiel deutlich gemacht hat – in die pathetischen Fußstapfen dieses Diskurses treten, gilt dies nicht für die zweite literarische Strategie, die Satire. Die Arbeiterliteratur bedient sich der Satire, um den politischen Gegner zu verhöhnen, den Unter-

drücker und Ausbeuter dem Spott preiszugeben. Während „die Arbeiterliteratur des 19. Jahrhunderts nicht nur was die Sprache betrifft weit entfernt [ist] von jener subversiven Volkstradition, die Michail Bachtin als Volkskultur bezeichnet hat“ (Bogdal 1991, 158), weisen die satirischen Texte aus Rieucros gerade jene subversive Kraft auf.

In seinen Überlegungen zum Verhältnis von Romantheorie und Lachkultur beschreibt Bachtin „den bestimmenden Einfluß des Karnevals auf die Literatur“. (1990, 47) Unter Karnevalisierung der Literatur versteht er die „Übertragung des Karnevals in die Sprache der Literatur“ (ebd.). Die Symbolformen, die das karnevalistische Brauchtum entwickelt hat, lassen sich „in die ihrem konkret-sinnlichen Charakter nach verwandte Gestaltensprache der künstlerischen Literatur transponieren“ (ebd.). Bachtin nennt vier Kategorien, die charakteristisch sind für das „karnevalistische Leben“ und die Eingang in die Literatur gefunden haben. Es sind dies „der freie, intim-familiäre zwischenmenschliche Kontakt“ (es gibt keine Trennung in AkteurInnen und TeilnehmerInnen), „die Exzentrizität“ (die Logik des gewöhnlichen Lebens wird für die Dauer des Karnevals außer Kraft gesetzt), „die karnevalistische Mesalliance“ (Werte, Gedanken, Phänomene und Dinge gehen ungewöhnliche, unerwartete Verbindungen ein) und „die Profanation“ (die Integration von „unanständigen Reden und Gesten“).

Beispiele für diese „karnevalistische“ Funktionsweise finden sich nun interessanterweise in den Gedichten aus Rieucros: In „Adieu au camp“ von Marina Strasde werden die „Vorteile“ des Lagerlebens in euphemistischer Umkehrung der Realität beschrieben und in dem Ausruf „Und was ich nicht alles gelernt habe!“ auf den Punkt gebracht.

Adieu au camp

Un an au camp
comme une suspecte
pourtant, j'étais toujours correcte.

Je suis une étrangère,
une simple ménagère
mon homme est prestataire
en Algérie – v'là ma vie.

Maintenant, quelle chance, c'est décidé
on me redonne la liberté
comme prime pour bonne conduite.
Jamais punie, jamais en fuite
Je respectais tout et entier
les lois du Saint fil barbelé.

Sage je faisais toujours la queue
soit pour le lait, soit pour diner
ne me plaignais jamais, jamais
du surplus d'eau dans le manger.
Quel vrai délice le bout du pain!
Le goût du chou – c'est mon béguin.

Et que de choses que j'ai apprises!
La chemise de nuit au camp ici
se met huit jours. Pour l'autre semaine
on la met à l'envers sans gêne.
Et cela donne rapidement
une chemise propre – c'est épatant!

Oh, que de choses j'apprends au camp
je n'ai vraiment pas perdu mon temps,
J'ai travaillé enthousiasmée
pour les services fil barbelé.
Comme volontaire chercher du bois
la première des premières – j'étais là, j'étais-là!
Et pour le service de ménage
je suis à la page – oui à la page.
Quand on appelle: „Service du seau!“
Je le vidais, tout comme il faut.

Abschied vom Lager

Schon ein Jahr im Lager
als Verdächtige
obwohl ich doch immer korrekt war.

Ich bin eine Ausländerin
eine einfache Hausfrau
mein Mann ist im Arbeitslager
in Algerien – das ist mein Leben.

Nun ist es glücklicherweise soweit
man gibt mir meine Freiheit wieder
wegen guter Führung.
Nie wurde ich bestraft, nie bin ich geflohen
ich habe die Gesetze des Heiligen Stacheldrahts
voll und ganz respektiert.

Ganz brav stand ich immer in der Schlange
sei es für Milch oder fürs Essen
ich habe mich nie über das viele Wasser
in der Suppe beklagt, niemals.
Und das Stück Brot, welch' eine Köstlichkeit!
in den Geschmack von Kohl bin ich ganz vernarrt.

Und was ich nicht alles gelernt habe!
Das Nachthemd zieht man hier im Lager
acht Tage an. Und die Woche drauf
trägt man es dann ohne viel Federlesens links.
So wird ganz schnell ein sauberes Hemd daraus –
ist das nicht famos!

Oh, was habe ich nicht alles im Lager gelernt
Ich habe wirklich nicht meine Zeit verloren.
Ich habe voller Freude für den
Heiligen Stacheldraht gearbeitet.
Suchte man Freiwillige, um Holz zu holen
so war ich stets die Allererste – jawohl!
Und was den Barackendienst betrifft
so bin ich völlig auf der Höhe der Zeit.
Und ruft jemand „Eimerdienst“!
so leere ich ihn piccobello.

Je suis pour tenue convenable,
j'aime bien être irréprochable.
Pour cela je tiens à me laver
tous les matins en habit complet.
Et j'ai horreur – autour de moi
tant de nudisme! – Fis ce qu'on voit!

Enfin, en sortant du fil barbelé
je suis au courant de plusieurs métiers,
car mon service de cabinets
est impeccable et parfait –
que je n'ai pas à craindre même à mon âge
le triste sort d'être au chômage.

Ainsi comme dompteuse de rats et souris
que j'ai dressés en centaines de nuits
les cirques mondiaux, chaque foyer
à genoux vont tous me demander
les trucs dont je me suis servis
à la baraque pendant les nuits. –

Mais j'ai le désir de plus en plus fort
d'ici à emporter un vrai trésor.
C'est le célèbre, le bienconnu
le soi-disant vase de nuit:
Il m'a servi de jardinière
Il m'a servi de cafetière
pour la lessive également,
en un mot, oui c'est épatant!

Muni de ceci, je peux créer
quelque part mon humble foyer. –

Je suis une étrangère,
une simple ménagère
mon homme est prestataire
en Algérie – v'là ma vie.

Marina Strasde
10. November 1940

Ich achte auf gutes Benehmen
und daß mir niemand etwas vorwerfen kann.
Deshalb wasche ich mich auch
jeden Morgen in voller Kluft.
Und ich bin entsetzt über die
Freikörperkultur um mich herum! –
Schrecklich, was man da alles sieht!

Wenn ich dann schließlich aus dem Lager
entlassen werde,
habe ich mehrere Berufe gelernt,
denn mein Toilettendienst
läßt nichts zu wünschen übrig –
so daß ich mich selbst in meinem Alter
nicht vor Arbeitslosigkeit fürchten muß.

Als Dompteuse von Ratten und Mäusen
die ich in Hunderten von Nächten dressiert habe
werden mich weltbekannte Zirkusbesitzer und
Privathaushalte
inständig um die Tricks bitten,
die ich in den Nächten in der Baracke benutzt
habe. –

Aber ich habe mehr und mehr den Wunsch
von hier einen wahren Schatz mitzunehmen.
Den berühmten, allseits bekannten
sogenannten Nachtopf:
er hat mir als Kaffeekanne gedient
er hat mir als Gießkanne gedient
und für die Wäsche
kurzum: er ist einfach unwerfend!

Mit ihm zusammen kann ich
irgendwo mein bescheidenes Heim gründen. –

Ich bin eine Ausländerin
eine einfache Hausfrau
mein Mann ist im Arbeitslager
in Algerien – das ist mein Leben.

Durch die satirische Schilderung des Lageralltags und seiner angeblichen Vorzüge – „Wenn ich dann schließlich aus dem Lager entlassen werde, habe ich mehrere Berufe erlernt“ –, wird in „Adieu au camp“ eine verkehrte Welt erzeugt, die in der paradoxen Bezeichnung der Lagerregeln als den Gesetzen des „Heiligen Stacheldrahts“ ihren sinnfälligen Ausdruck findet.

In der Umdichtung des Schlagers von Marlene Dietrich liegt der parodistische Effekt in der gewagten Gleichsetzung der Internierungssituation („das ist jetzt meine Welt und sonst gar nichts“) mit der Erotik, auf die im Original angespielt wird. Diese ungebührliche Verbindung entspricht dem, was Bachtin als „deplaziert vom Standpunkt der Logik des gewöhnlichen Lebens“ (1990, 48) bezeichnet. Diese Wirkung wird durch die Umkehrung der Vorlage in „Männer allein machen uns nicht froh“ verstärkt.

Die von Bachtin beschriebene Profanation findet sich in den zahlreichen Anspielungen auf den Nachttopf, der sowohl in den Texten als auch in den Zeichnungen aus dem Lager einen zentralen Platz einnimmt:

*er hat mir als Kaffeekanne gedient
er hat mir als Gießkanne gedient
und für die Wäsche
kurzum: er ist einfach umwerfend!*

Die prekären hygienischen Verhältnisse im Lager werden aus Anlaß der Aushändigung eines zusätzlichen Eimers für die Baracke durch die Inszenierung einer festlichen Einweihung aufs Korn genommen. Durch die personifizierende Anrede: „Sei herzlich willkommen, neuer Nachteimer!“ und die Charakterisierung „Schatz“ wird seine Bedeutung betont: „Für Deine Aufgabe, Oh unser Schatz / wird man Dich neben Deine Brüder am Ofen stellen!“

Kabinett heißt die Erfindung,
was bringt deinem Mastdarm Lindrung.
Abends doch in Dunkelheit
färbt man Hände braun und Kleid.

Iberschrift: der Hiegiene!

Hängt der Wäsche auf der Leine
kriecht sich Wäsche lange Beine.
Willst sich abends Wäsche holen
siehst sich: Wäsche ist gestohlen.

Iberschrift: dem Organisation!

Hast ein Mann dir auserkoren
ist sich jetzt für dich verloren.
Hast ein Kind dazu – is hart,
denn du siehst ihm nur mit Bart.

Iberschrift: dem Familie!

Ißt du jeden Tag von Suppe
kommst du bald in Krankenstuppe.
Erst falln dir die Zähne aus
und zum Schluß kommt Leichenhaus.

Iberschrift: der Vitamine!

Heißt sich Topinambur ein Gemüse
macht groß Bäucher schwellen diese.
Nachts herrt man Kanonenschisse
und Vergasung gibts gewisse.

Iberschrift: der Selbstverteidigung!

Wasser ist ein großer Plage
kommt von oben alle Tage,
Boden wird wie Marmelade
nicht zu essen – das ist schade.

Iberschrift: – der Wetter!

Nur in Leitung ist sich wenig.
Manche freien sich wie Kenig
braucht man Haut nicht abzunutzen
und sich nich die Zähne putzen.

Iberschrift: der Reinlichkeit!

Mit der Post mal was zu kriegen
ist für jedermann Vergniegen.
Meistens kriegst nichts du und ich,
nur dein Nachbar freuet sich.

Iberschrift: der Gemietlichkeit!

Doch du läßt kein Tag vergehn
nach der Freiheit auszuspähn.
Was nicht is noch werden kann –
einmal kommst bestimmt du dran.

Iberschrift: der Gewißheit!

Marina Strasde
21. April 1941

Die profane Körperlichkeit steht auch im Mittelpunkt des obenstehenden Gedichtes, das sich sprachlich durch die parodisierende Imitierung des Jiddischen auszeichnet. In sehr krasser Form werden hier die hygienischen Verhältnisse und die durch die Ernährung bedingten Stoffwechselprobleme thematisiert. Auffallend ist an diesem Text die Mischung von komischen Elementen, mit der die Realität ironisch der Lächerlichkeit preisgegeben

wird, und der in der letzten Strophe deutlich werdenden Ernsthaftigkeit, in der wir das bereits bekannte Motiv der hoffnungsfrohen Zukunftsperspektive wiederfinden.

Diese Beispiele zeigen, daß die Autorinnen das Korsett der Weltanschauungslyrik verlassen und durch die ironische Darstellung auf Distanz zu sich selbst und dem Geschehen gehen. Während die Arbeiterliteratur den Ernst der herrschenden Kultur teilt, „der für

Bachtin eine autoritäre Angelegenheit ist, weil er ‚die Furcht vor allem Geheiligten und Verbotenen‘ fördert“ (Bogdal 1991, 152), erzielen die satirischen Texte aus Rieucros ihren Effekt durch die despektierliche Relativierung der Realität und damit auch der Macht und Autorität. Doch nicht nur dadurch wird der von Bogdal für die Arbeiterliteratur beschriebene Diskurs modifiziert.

Eine weitere Subversivität der Gedichte und Lieder liegt darin, daß sich die Autorinnen auf ihre Geschlechtszugehörigkeit besinnen und diese in den Diskurs einbringen. Dafür sei als Beispiel die Adaptation eines gängigen Topos der Arbeiterliteratur genannt, der in der Erinnerung an die geknechteten Vorfahren und im Blick auf die befreiten Enkel besteht. Dies wird von Bogdal als Beispiel für die literarische Strategie des Sentimentalismus angeführt. In Rieucros wird dieser Topos in einen fiktiven Dialog zwischen Großmutter und Enkelin transponiert und in die Zukunft projiziert. Interessant erscheint mir die Selbstverständlichkeit, mit der die Autorin den Platz, den im Diskurs traditionell die Männer (Großvater und Enkel) einnehmen, da sie als die Akteure der Geschichte angesehen werden, den Frauen zuweist. Wie wir an dieser Stelle sehen, schöpft die Autorin ganz bewußt aus dem vorhandenen Repertoire der Arbeiterliteratur, indem sie es den eigenen gestalterischen Bedürfnissen anpaßt. Die für dieses Genre üblichen männlichen Gesprächspartner werden im Hinblick auf die Adressatinnen durch weibliche ersetzt.

In einigen Texten scheint allerdings eher ein mangelndes Bewußtsein der Notwendigkeit durch, die Geschlechtszugehörigkeit aufgrund der ausschließlichen Internierung von Frauen auch im Sprachgebrauch deutlich zu machen. Die Tatsache, daß die Frauen, wenn

sie von sich sprechen bzw. mitinternierte Frauen ansprechen, auf sich selbst mit Substantiven oder Personalpronomen verweisen, deren Genus männlich ist, kann im konkreten Fall nicht damit begründet werden, die Frauen seien selbstverständlich „mitgemeint“, da dieses „mit“ die Präsenz von Männern impliziert. Besonders kraß zeigt sich die Absurdität der Benutzung des männlichen Genus, wenn Steffie Spira den mitinternierten Frauen den Rat gibt, doch in Mende zu heiraten: „Und wer noch nicht so weit ist, dem sei es anvertraut: / Er gehe mal hinunter und werde wieder Braut.“ Der Appell an die „Freunde“ (und nicht an die Freundinnen) im Schwur von Marina Strasde, die Lobrede auf „den Arbeiter“, „den Kuli“ im 1. Mai-Gedichtzyklus, täuschen eine Geschlechtsneutralität vor, die sich durch die Kontrastierung mit den eindeutig genusmarkierten „Herren der Welt“ und die Bezeichnung „Bruderhand“ als Täuschung entlarvt.

Doch es gibt andere Stellen, an denen dieser männlich geprägte Blick auf die Welt gebrochen wird und sich ein Bewußtsein der Geschlechtsdifferenz äußert, sei es im Dialog zwischen Großmutter und Enkelin, oder sei es durch den Entwurf einer Zukunftsperspektive im Gedicht „Für den zukünftigen Tag“, an der die Frauen auch in Bereichen, die traditionell den Männern vorbehalten sind, aktiv teilnehmen werden, wie einige der dort evozierten weiblichen Berufsbezeichnungen nahelegen (Pilotin, Gärtnerin, Ärztin).

Das hier konstatierte Schwanken im Hinblick auf die Gestaltung der Geschlechterdifferenz kennzeichnet viele literarische Texte von Frauen. Im Prozeß der literarischen Gestaltung entsteht dann ein Text, in dem sich häufig Brüche finden. Diese sind durch die Möglichkeiten, die in der literarischen

Formung liegen, geprägt. Vorstellbar ist dieser Bruch als Regression, d.h., daß die literarische Verarbeitung hinter dem ideologischen Projekt zurückbleibt, aber auch als Transgression, z.B. wenn Autorinnen einen gängigen Diskurs durch die Gestaltung eines „Subtextes“ aushöhlen. (Weigel 1983)

Als Beispiel für eine solche Überschreitung möchte ich die Feier zum Jahrestag der Oktoberrevolution anführen. Bei dieser Gelegenheit trugen die Frauen verschiedener Nationalitäten Wiegenlieder in ihrer jeweiligen Sprache vor. Die Aufführung gipfelte in der Forderung nach Freilassung der internierten

Mütter. Damit wurde ein gegebener Diskurs, der die Frauen über die Mutterschaft definiert und in ihrem Selbstbestimmungsrecht und ihrer Handlungsfreiheit beschränkt, „umgemünzt“. Der linksrevolutionäre Diskurs der Texte, die aus Anlaß der Feier vorgetragen wurden, erhielt dadurch eine besondere Variante. Bewußt oder unbewußt griffen die Frauen damit Ideen ihrer Vorläuferinnen aus der 48er Revolution auf, die im Namen ihrer Eigenschaft als Ehefrauen, Mütter und Hausfrauen ihre Rechte forderten und so auch ihre Teilnahme am öffentlichen Leben legitimierten (Fraisie 1992).

*Freunde, sein wir ehrlich miteinander heute!
Erst den falschen Ballast schnell beiseite
des berühmten Wehleid's weichliche Gefühle.
Um uns selbst und um vergangene Zeiten
halten wir uns fern von dem Gewühle
in verstaubt privaten Kostbarkeiten.
Fragen wir uns ernst und klar und offen:
Sind wir hier vergessen und verlassen?
Sehen wir die Freiheit, die wir so erhoffen
irgendwo im Weltall kümmerlich verblassen?
Ist der Kampf denn schon beendet
Und ist ausgerottet unser Recht und unsere
Kraft?*

*Nein! Und nochmals nein. Denn täglich spendet
Freundeshand dir Beispiel. Täglich schafft
irgendwo, selbst in entferntesten Ländern
irgendwer, Dein Los, ob hinter Stacheldraht
ob hinter Gittern
zu erleichtern, zu verkürzen, zu verändern.*

*Viele, die Gefahren selbst unwittern,
nicht zu zählen sind die vielen unbekanntem
Hände,
die in jeder Stadt, mit eigenem Blute oft bezahlen,
daß der Fluch der Jetztzeit sich doch wende
und der Tag der Freiheit endlich anbricht.*

*Darum Freunde, niemand darf verzagen –
und wir haben eine heilige Pflicht:
Uns zu stählen und zu wachsen, denn in
künft'gen Tagen
woll'n wir nicht zur Spreu geworfen sein.
Nein! Wir wollen und wir werden
mitaufbauen Stein für Stein
Unsere Welt auf dieser Erden.*

Dies soll unser Schwur heut' sein!

*Marina Strasde
Weihnachten 1940*

„Schneewittchen in Rieucros“

Die Instrumentalisierung von Vorstellungen über „Weiblichkeit“ und „weibliche“ Existenzweise und der unkonventionelle Umgang mit vorgegebenen Mustern zeigt sich noch deutlicher an anderer Stelle. Auf dem Programm zur Feier des Jahrestages der Oktoberrevolution stand auch ein kollektiv verfaßter Sketch mit dem Titel „Schneewittchen in Rieucros“. Sicher ist der Bekanntheitsgrad dieses Märchens ein Grund dafür gewesen, daß gerade darauf zurückgegriffen wurde. Außerdem bot sich die Geschichte von Schneewittchen durch die Übereinstimmung der grundsätzlichen Konfliktsituation (der Vertreibung) zur Analogiebildung an: Die Macht des Bösen (Stiefmutter/faschistische Diktatur) verfolgt die Unschuldige(n) durch eine Vermittlungsinstanz (Jäger/französische Behörden). Zeigt sich zwar bei näherer Betrachtung, daß der Vergleich an mancher Stelle hinkt (Frankreich hatte die EmigrantInnen ja bereits ohne Druck der deutschen Behörden zum Teil vor Kriegsausbruch interniert), so läßt sich die Assoziation dennoch nachvollziehen. Daß die Kritik an der Internierungsmaßnahme und der Kollaboration der Franzosen im Medium des Märchens verschleiert vorgetragen wurde, lag sicherlich auch an der durch die Besetzung Frankreichs verschärften Lage. Doch läßt sich der Rekurs auf die Märchenform und die Identifikation der internierten Emigrantinnen mit der Märchenfigur Schneewittchen nicht allein damit erklären.

Meiner Interpretation liegt die fragmentarische, zwei Szenen umfassende Textfassung zugrunde, die Ursula Katzenstein in ihrem Tagebuch überliefert hat. Auch in der Märchenadaptation ist der Jäger bereit, Schneewittchen, die er auf Geheiß der Königin töten soll, am Leben zu lassen, da sie verspricht,

Schneewittchen in Rieucros

I. SZENE

Schneewittchen: *Wohin gehen wir, Herr Jäger? Ich kann nicht mehr weiter. Wir sind zu lange gelaufen und ich habe Angst. Was werden Sie mit mir machen?*

Jäger: *Deine Tränen und deine Angst werden dir nicht helfen, wir sind angekommen. Ich kann dich problemlos erdolchen, der Wald ist dicht genug.*

Sch.: *Oh mein Gott, Herr Jäger, Sie waren doch so nett. So etwas zu machen, ist schrecklich. Lassen Sie mir mein Leben.*

Jäger: *Ich muß dich töten, arme Prinzessin. Die Königin will es so. Und um ganz sicher zu sein, will sie dein Herz essen.*

Sch.: *Oh, mein Gott, das ist schrecklich, das ist unmöglich. Ich will nicht sterben.*

Jäger: *Es ist tatsächlich gemein und sehr unangenehm, aber ich muß den Befehl ausführen.*

Sch.: *Ich werde verschwinden, Herr Jäger, und nie wiederkommen.*

Jäger: *Ich kann nichts riskieren, nur damit du am Leben bleibst. Ich muß dich töten. – Aber warte einen Augenblick. Es gibt einen Ort, an dem niemand mehr von dir hören wird. Bei Mende kenne ich ein Lager.*

Sch.: *Was für ein Lager, Herr Jäger? Das interessiert mich.*

Jäger: *Für sogenannte Ausländerinnen ... Aber es ist ein merkwürdiges Lager, arme Prinzessin. Gib lieber auf. Du wirst dort leben, wie ein wildes Tier hinter Stacheldraht.*

Sch.: *Und das für wie lange?*

Jäger: *Du wirst eher kahl, als befreit.*

niemals zurückzukehren. Sie läßt sich von ihm an einen Ort im Wald führen, der dies garantiert: „Es gibt einen Ort, in dem niemand mehr von dir hören wird. Bei Mende kenne ich ein Lager.“ Ein Lager „für sogenannte Ausländerinnen ... Aber es ist ein merkwürdiges Lager, arme Prinzessin. [...] Du wirst dort leben, wie ein wildes Tier hinter Stacheldraht.“ Die Unmöglichkeit, aus diesem Lager jemals befreit zu werden, betont der Jäger auf die Frage Schneewittchens, wie lange sie dort bleiben muß, mit der rätselhaften Formel: „Du wirst eher kahl als befreit“ werden. Durch die Anspielung auf den mit dem Alter einhergehenden körperlichen Verfall wird die Endlosigkeit der Internierung verdeutlicht.

In der zweiten Szene beschreibt Schneewittchen das Lager, „aus dem niemand entkommen kann, überall sind Baracken, eine Reihe von Frauen, die rauchen und die in Hosen herumspazieren wie mein Vater“. Zu ihrer Überraschung und Freude stellt Schneewittchen fest, daß sich auch Zwerge im Lager befinden, wodurch ihre Identität eigentlich erst gesichert ist, denn „das ist schrecklich, ein Schneewittchen ohne Zwerge. Niemand wird jemals glauben, daß ich Schneewittchen bin“. Im Gespräch mit dem Zwerg, der der „Schüchterne“ genannt wird, erfährt die Prinzessin einiges über die Struktur, Anordnungen und Regeln des Lagers. Als Schneewittchen das Auftauchen der bösen Königin im Lager befürchtet, wird sie vom Zwerg beruhigt: „Die Bösen kommen nie nach Rieucros. Die bleiben zu Hause“.

Laut mündlich überlieferter Fortsetzung der Geschichte erscheint in der dritten Szene ein Prinz auf der Bühne, der ein Plakat mit der Aufschrift CD (Corps diplomatique) trägt und Schneewittchen aus dem Lager befreit. Durch das Auftauchen des Retters am

II. SZENE

Sch.: *Also, mein Alter, nun bin ich angekommen. Hier bin ich. In diesem Lager aus dem niemand entkommen kann, überall sind Baracken, eine Reihe von Frauen, die rauchen und die in Hosen herumspazieren, wie mein Vater.*

Das scheint nicht sehr lustig. Außerdem habe ich eine kleine schwarzgekleidete Dame mit Brille gesehen, die ganz außer Atem ist, weil sie so viel gepffiffen hat. Ich weiß nicht, wer das ist, aber sie scheint von der Polizei zu sein. Der Jäger hätte mich lieber zu meinen Freunden, den Zwergen, in die Berge gehen lassen sollen. Hier gibt es noch nicht einmal Zwerge. Das ist schrecklich, ein Schneewittchen ohne Zwerge. Niemand wird jemals glauben, daß ich Schneewittchen bin. Ich bin entehrt.

(ein Zwerg zeigt seinen Kopf und ruft: „kuckuck“)

Sch.: *Wer sagt da „Kuckuck“?*

Zwerg: *Ich, ein kleiner Zwerg.*

Sch.: *Bravo, es gibt Zwerge in Rieucros. Komm mal her! Wer bist du?*

Zwerg: *Ich ... bin der Schüchtere.*

Sch.: *Der Schüchterne? Eh, mein Alter, das merkt man aber nicht.*

Zwerg: *Weil es in Rieucros nicht wirklich einen Schüchternen geben kann, verstehst du? Und um hier nicht unterzugehen, habe ich meine Schüchternheit abgelegt.*

Sch.: *Und deine Brüder?*

Zwerg: *Sie sind auch da. Du wirst sie bald sehen. Es fehlt nur einer.*

Sch.: *Wer denn?*

Zwerg: *Der Nörgler.*

Sch.: *Wie schade. Mein bester Freund, wo ist er denn?*

Zwerg: *In der Strafzelle. Er ist so verärgert, daß er sich mit allen streitet. Außerdem mag er die Suppe nicht.*

Ende geht das Märchen in Erfüllung. „Der Märchenerzähler entwirft Geschehensabläufe, die unabhängig vom Wollen der Hauptfigur deren Glück vorprogrammieren. Den Märchenhelden stehen immer wunderbare Instanzen des Glücks gegenüber.“ (Paukstadt 1986, 112) Dieses der Märchenhandlung inhärente Strukturmerkmal, die Kategorie des „selbstverständlichen Wunders“ und des guten Endes, eignet sich vorzüglich dazu, die von den Frauen vertretene Überzeugung von der Überwindung der herrschenden Verhältnisse und dem Sieg des Guten über das Böse, von der Möglichkeit einer guten und gerechten Gesellschaft, die vom Marxismus attestierte Zwangsläufigkeit der geschichtlichen Entwicklung in eine griffige literarische Form zu packen. Denn das Märchen erzählt „von der Herrschaft des Wunsches über die Wirklichkeit“ und „setzt in der Phantasie die herrschenden Bedingungen außer Kraft“ (Richter, zit. n. Oberfeld 1986, 163). Hier finden wir die Wirkung der weiter oben im Zusammenhang mit der karnevalistischen Tradition und ihrer Analyse durch Bachtin bereits beschriebenen „verkehrten Welt“ wieder, die auch im Märchen regiert. Über die utopische Kraft des Märchens, die über das Einzelschicksal hinausweist, schreibt Bloch: „[...] das Märchen erzählt eine Wunscherfüllung, die nicht nur an seine Zeit und das Kostüm ihrer Inhalte gebunden ist.“ (zit. n. Oberfeld 1986, 196) Als die literarische Gattung der Angstverarbeitung und Wunscherfüllung par excellence bietet sie sich für die Frauen in Rieucros an.

Die stilistischen Elemente dienen offensichtlich dem Ziel der Erheiterung des Publikums und zeugen von einem lockeren Umgang mit der literarischen Vorlage – nicht zuletzt durch die Dialogform. Die Autorinnen thematisieren die strukturellen Elemente des

Sch.: *Ist sie denn gut?*

Zwerg: *Nicht schlecht. Drei Kohlblätter und eine Karotte, die in einem Glas Wasser schwimmen.*

Sch.: *Na und?*

Zwerg: *Was, und? Man muß sie mögen, das ist hier die Anordnung.*

Sch.: *Und warum seid ihr hier?*

Zwerg: *Aus verschiedenen Gründen. Zunächst, weil es heißt, daß wir zu viele seien. Das ist auch die Anordnung.*

Sch.: *Und was noch?*

Zwerg: *Was noch? Die Anordnung besagt auch, daß man nicht versuchen soll, zu verstehen.*

Sch.: *Also ... ich werde versuchen, mich an die Anordnung zu halten. Wenn nur die böse Königin nicht kommt!*

Zwerg: *Bist du verrückt. Die Bösen kommen nie nach Rieucros. Die bleiben zuhause.*

Sch.: *Na immerhin, mein kleiner Schüchterner. Aber was ist das für eine Musik?*

Zwerg: *Das sind meine Brüder, die kommen. Versteck dich, damit du uns singen hörst.*

Sch.: *Großartig! Ich werde mich verstecken.*

Zwerg: *Und ich werde nicht sagen, daß du da bist, um sie zu überraschen.*

Märchens und enthüllen so deren Funktionsweise: Sei es, daß Schneewittchen aus der Rolle fällt und über sich selbst reflektiert, sei es, daß der Zwerg das Verhältnis von Realität und Fiktion, Leben und Theater auf die Schippe nimmt: „Weil es in Rieucros nicht wirklich einen Schüchternen geben kann, verstehst du? Und um hier nicht unterzugehen, habe ich meine Schüchternheit abgelegt.“

Mit diesen Verfremdungseffekten schaffen sich die Autorinnen Distanz zum Geschehen, sie relativieren damit gleichzeitig aber auch das in der Märchenfigur mitschwingende Bedeutungsfeld von Weiblichkeit.

Die in „Schneewittchen“ ebenso wie in anderen Märchen enthaltenen Stereotypen und ihre Funktion als geschlechtsspezifische Sozialisationsinstanz ist in den siebziger Jahren von der feministischen Märchen- und Kulturkritik einer ausführlichen Analyse unterzogen worden. (Früh/Wehse 1985, 174-192) Die klischeehaften Merkmale und Verhaltensweisen der weiblichen Märchenfiguren und ihr eingeschränkter Handlungsspielraum wurden als Spiegelbild einer patriarchalen Gesellschaft und als Generator der realen Machtverhältnisse und der Benachteiligung der Frauen gedeutet. Daneben haben feministische Literaturwissenschaftlerinnen gezeigt, daß die Verarbeitung von Märchenmotiven in Texten von schreibenden Frauen häufig als Auseinandersetzung mit eben dieser Rollenfestlegung gelesen werden kann. Nach dem Motto „Schneewittchen zerschlag deinen gläsernen Sarg“⁴³

entfaltete sich die Demaskierung der „märchenhaften“ Geschlechtsstereotypen in zahlreichen Neu- und Umschreibungen von bekannten Märchen. Die Kritik am sexistischen Ideologeehalt und das Umschreiben von Märchen aus feministischer Perspektive zielten gleichermaßen auf den „Tod des Märchenprinzen“, die Überwindung des Patriarchats. Bestimmt griffen die Frauen in Rieucros nicht auf „Schneewittchen“ zurück, um die in ihm enthaltenen Geschlechtsstereotypen zu hinterfragen. Daß sie jedoch aus dem Repertoire der literarischen Figuren und Topoi gerade diesen Klassiker der Weiblichkeit herausgreifen, kann als Beleg dafür gesehen werden, daß durchaus eine Auseinandersetzung mit Konzepten von Weiblichkeit stattfand. Sowohl die bereits erwähnten Verfremdungseffekte als auch die implizite Gleichsetzung von Schneewittchen mit den aus politischen Gründen verfolgten Emigrantinnen, sorgen für eine Modifizierung der in dieser Figur kolportierten Bedeutung. Denn dadurch erhält Schneewittchen Attribute wie Eigenständigkeit, Aktivität, Engagement, die sie aus ihrer traditionellen Einengung auf die passive Schöne befreien. Und ich gehe noch weiter: Indem mit Erstaunen vermerkt wird, daß die in Rieucros internierten Frauen sich wie Männer verhalten („Frauen, die rauchen und in Hosen herumspazieren wie mein Vater“), wird deutlich gemacht, daß die Fesseln der Geschlechterrolle gesprengt werden können.

Die Prosatexte von Lenka Reinerová

Lenka Reinerová ist durch die Bitte einer mit-internierten Spanierin zum Schreiben gekommen, so ist es in ihren Erinnerungen nachzulesen:

„Erzähl mir etwas. Denk dir irgend etwas aus, aus Paris oder aus diesem Praga, woher du kommst, oder denk dir für mich eine Geschichte aus, nur nichts von Gefangenen, etwas aus der Welt dort draußen oder ein Märchen. Du kannst das doch. Erzählst und bist dabei selbst noch jung, das macht mir den größten Spaß. Bei den Alten ist das irgendwie selbstverständlich, aber ihre Geschichten sind meist traurig.“ (1983, 28)

Ob die Bitte in dieser Form tatsächlich von der jungen Spanierin Dina formuliert worden ist oder ob Lenka Reinerová dies im nachhinein nur so darstellt, sei einmal dahingestellt. Ich lese die Textpassage als „immanente Poetik“, in der die Erzählerin Lenka Reinerová verschiedene Erzählstrategien vorstellt und das Verhältnis von Realität und Fiktion im Kontext der Internierung und der Lagersituation evoziert und dazu Stellung bezieht. Ausgehend von einer stark an der Realität orientierten dokumentarischen Darstellung, die von der eigenen Erfahrungswelt erzählt, „aus Paris oder aus diesem Praga“, wird auf die Möglichkeit einer anderen Form der Phantasieproduktion verwiesen, in der Erzählen „eine Geschichte aus[denken]“ bedeutet. Der die Themenwahl einschränkende Zusatz „nur nichts von Gefangenen“ zeigt, daß auf keinen Fall die eigene, erlebte (Lager-)Realität in dieser Geschichte vorkommen soll. Gewünscht wird „etwas aus der Welt dort draußen“, der Welt der Freiheit also, „oder ein Märchen“. Durch die akzentuierende Position des Märchens am

Ende des Satzes wird dieses Genre als Idealfall des Erzählens hervorgehoben und in Gegensatz zur realitätsgebundenen Erzählung gestellt. Die Spanierin möchte sich in einer phantastischen Welt verlieren, um sich zumindest für Augenblicke von der bedrängenden Lagerrealität zu entfernen. Gleichzeitig liefert Lenka Reinerová damit eine nachträgliche Begründung der eigenen Erzählpraxis.

Zwei der im Lager von Lenka Reinerová verfaßten Prosatexte sind von ihr selbst als Märchen gekennzeichnet worden: Der innerhalb von neun Tagen im Mai 1940 geschriebene Text „Freiheitli und Gewaltung“, der den Untertitel „Das Märchen der Freiheit“ trägt, und das Fragment gebliebene „Märchen vom großen Läuten“ mit dem vielsagenden Untertitel „Das Märchen von der Civilisation“, das sie im September 1940 begonnen und im Januar 1941 abgebrochen hat. Neben sporadischen Tagebucheinträgen enthält das Manuskriptheft noch einen achtseitigen Prosatext, die deutsche Übersetzung des im Gefängnis La Petite Roquette auf Tschechisch geschriebenen „Gustls Vorfall, was die Ahoj Jungen dazu sagten“, der in dem von den Deutschen besetzten Prag spielt und die Geschichte eines Kellners beschreibt, dem es mit allerlei Tricks gelingt, einem Vertreter der verhaßten deutschen Besatzungsmacht den Besuch des Kaffeehauses zu verleiden, in dem er bedient. Die gewaltlose Vertreibung des deutschen Faschisten aus dem Café soll exemplarisch verdeutlichen, daß der Widerstand gegen die Unterdrücker durchaus erfolgreich sein kann. Siegesgewiß verkündet Gustl denn auch am Ende der Geschichte: „Bis wieder was los sein wird, werden wir uns wieder gemeinsam etwas ausdenken. Diesmal haben wir auf der ganzen Linie gewonnen“.

Freiheitli und Gewaltung

(Das Märchen der Freiheit)

Es war einmal ein Dörfchen, das hieß – ich weiß selbst nicht recht, wie. Das ist aber auch ganz unwichtig, denn es war ein Dorf wie jedes andere. Es lag inmitten von Feldern und Wiesen, hatte einen Ringplatz, auf welchem hohe Kastanienbäume wuchsen, und zu beiden Seiten der Landstraße standen seine Häuser und Hütten.

Dort wohnten die braven Dorfleute, die an Werktagen auf den Feldern arbeiteten, in dem großen Walde, der gleich hinter der letzten Hütte des Dorfes begann, Bäume fällten und sonntags vor ihren Häusern an der Sonne saßen und einander von längst verflossenen Tagen erzählten, als im Walde angeblich Zwerge hausten, die den Armen und Kranken aus dem Dorfe halfen. Und manch ein armer Teufel seufzte bei solchen Erzählungen im stillen und dachte, daß es wirklich zu traurig sei, daß diese guten Zwerge den Wald bereits verlassen hatten.

Alles in unserem Dorfe war also ebenso, wie in allen anderen Dörfern auch. Eine Ausnahme hiervon bildeten nur zwei Gebäude gerade am Ende der Landstraße. Rechterhand gab es ein Haus, das viel größer war, als alle anderen im Dorfe. Es war mit gelber Farbe getüncht, hatte ein braunes Ziegeldach und seine Fenster, von denen es zu jeder Seite drei hatte, waren mit dicken Eisenstäben vergittert. Ein mächtiges Tor führte in sein Inneres. Es war jedoch ständig verschlossen und meistens noch mit einem großen Eisen-schloß versperrt. Dieses Haus wurde Tag

und Nacht von 3 großen, schwarzen Hunden bewacht. Einige Male kam es vor, daß Wanderer, die durch das Dorf kamen, fragten, ob dieses düstere Gebäude etwa ein Gefängnis sei. Sie waren jedoch gleichzeitig erstaunt darüber, daß in einem so sauberen, ordentlichen Dorfe ein Gefängnis überhaupt nötig sei und konnten es nur zu gut verstehen, als man ihnen erklärte, daß es weit und breit kein solches gäbe. „Wer ist denn aber der Herr in diesem Hause?“, fragten sie. „Dort wohnt Gewaltung“, antworteten ihnen die Dorfbewohner.

Gewaltung war ein überaus großer und dicker Mann. Er war so dick, daß die Leute glaubten, sein Bauch wäre vielleicht aufgeblasen und hohl, denn sie konnten einfach nicht begreifen, daß jemand einen solchen übermäßigen Umfang haben könnte. Er trug immer braune Kleider, war immer mürrisch und lachte niemals. Selten verließ er sein Haus und wenn er schon einmal ausging, so stets nur in Begleitung seiner großen, schwarzen Hunde. Schon von weitem konnte man das Fauchen dieser großen Bestien hören, sowie das Knarren der schweren, hohen Stiefel, die Gewaltung immer an seinen Beinen trug.

Niemals betrat einer der Dorfbewohner Gewaltungs Haus. Obgleich es bei einem so mächtigen und so wohlbewachten Manne lächerlich erschien, hatten doch alle Leute den Eindruck, daß Gewaltung vor ihnen Angst habe. „Er ist wohl sehr, sehr reich“, erwogen sie, „und zittert um sein Vermögen.“ Dies

Freiheitli & Gewaltung.

17. 5. 1940.

Es war einmal ein Dorfchen, das lieb - ich weiß selbst nicht recht, wie. Das ist aber auch ganz unwichtig, denn es war ein Dorf wie jedes andere. Es lag inmitten von Feldern & Wiesen, hatte einen Ringplatz auf welchem hohe Kastanienbäume wuchsen & zu beiden Seiten der Landstraße standen seine Häuser & Hütten. Dort wohnten die braven Dorfleute, die an Werktagen auf den Feldern arbeiteten. Bäume fällten in dem großen Walde der gleich hinter der letzten Hütte des Dorfes begann, fällten tags vor ihren Häusern an aber konnte sassen & einander von längst verflorenen Tagen erzählen, als im Walde angeblich Zwerge hausen die den Armen & Kranken aus dem Dorfe halfen. Immer manch ein armer Teufel suchte bei solchen Erzählungen im stillen & dachte, daß es wirklich in Wahrheit sei, daß diese guten Zwerge den bereits verlassenen hatten. - Alles in diesem Dorfe war also ebenso, wie in allen anderen fern auch. Eine Ausnahme hiervon bildeten nur zwei Gebäude gerade am Ende der Landstraße. Recht hoch gab es ein Haus, das viel größer war als alle anderen im Dorfe. Es war mit gelber Farbe getüncht, hatte ein braunes Ziegeldach & seine Fenster, von denen es zu jeder Seite drei hatte, waren mit dicken Eisen

war eine überflüssige Angst; niemand verlangte es nach dem Reichtum, der vielleicht in dem vergitterten Hause verborgen war und alle waren froh, wenn sie mit dem finsternen Gewaltung nichts zu schaffen hatten. Den jedoch konnte der Gleichmut, den sie ihm gegenüber an den Tag legten, keinesfalls beruhigen. Sein Mißtrauen reichte sogar so weit, daß er alle zum Leben notwendigen Gegenstände, wie Nahrungsmittel, Kleidung usw. aus dem Nachbarlande bestellte. Seinen Nachbarn vertraute er mehr als seinen eigenen Landsleuten. Gegenüber diesem Hause stand eine kleine, weiße Hütte. Mit ihrem lustigen, roten Dache glich sie von weitem oder von dem nahegelegenen Hügel einem Fliegenpilz im Moose. Vor der Hütte war ein kleiner Garten, in welchem alle Feldblumen blühten; außerdem gab es dort noch einen Apfel-, einen Pflaumen-, einen Kirsch- und einen Birnenbaum. Der ganze Garten war von einem niedrigen Lattenzaun umschlossen. Das Zauntor, sowie die Hüttentüre und alle Fenster standen stets weit offen. In der Hütte wohnte nur ein junges, schönes Mädchen, das von allen Leuten Freiheitli genannt wurde. Freiheitli war zu jedermann freundlich, lachte stets und alle hatten sie richtig gern. Ein Wanderbursche blieb einmal an ihrem Gartengitter stehen und fragte sie: „Sag mir doch, schönes Mädchen, warum deine Fenster geöffnet sind, warum die Türe deiner Hütte offen steht, warum du das Tor dieses Zaunes nicht zuschließt? Du bist doch ganz alleine, hast du nicht Angst vor bösen Leuten?“ „Böse Leute werden nur von den Reichen gefürchtet“, antwortete Freiheitli, „Ich aber bin arm. Das Zauntor schließe ich nicht, damit jeder weiß, daß er nähertreten kann, die Hüttentür steht offen, damit jeder weiß, daß er mir von Herzen willkommen ist und durch die Fenster lasse ich die frische

Luft, den Wind und die Sonne herein“. So lebte Freiheitli zufrieden und glücklich und wurde mit jedem Tage schöner und schöner. Nur selten war sie allein; alle Menschen aus dem Dorfe kamen zu ihr und weil sie wußten, daß sie arm war, brachte jeder etwas mit. Der eine ein Stück Brot oder Fleisch, der andere wieder etwas Milch und jeder teilte gerne mit ihr. Ansonsten lebte Freiheitli von dem, was ihr Garten trug; im Frühling aß sie Kirschen, im Sommer Pflaumen und im Herbst Birnen und im Winter Äpfel. Um ihren unwirtlichen Nachbarn kümmerte sie sich gar nicht. Zweimal hatte er ihr einen Brief über den Zaun geworfen. Er verlangte darin, sie möge ihr Haus nicht jedermann offenhalten, ihn störe das Lachen und Singen, das bis zu ihm dringe. Freiheitli verfertigte eine höfliche Antwort, in welcher sie dem Nachbarn auseinandersetzte, daß er Unmögliches von ihr verlange und in welcher sie gleichzeitig versprach, ihr Singen und Lachen möglichst zu dämpfen, um den Herrn Nachbarn nicht zu stören. Jedesmal jedoch, wenn sie sich dem Eisengitter näherte, um ihren Brief unter das Tor oder hinter die Gitterstäbe vor den Fenstern zu legen, fuhr einer der schwarzen Hunde auf sie los, bellte, knurrte und fletschte seine großen, scharfen Zähne, so daß sie schließlich von ihrem Unterfangen abließ.

So kam wieder einmal ihr Geburtstag heran. Alle Dörfler hatten versprochen, sie an diesem Tage zu besuchen. Freiheitli stand zeitig am Morgen auf, um sich für ihre Gäste gebührend vorzubereiten. Es war ein schöner Herbsttag. Die Sonne schien vom strahlend blauen Himmel und drang durch alle offenen Fenster in Freiheitlis Stube. „Da sieh mal einer an“, sagte Freiheitli zu sich selbst, „ich werde für meine Gäste einen goldenen Tisch decken.“ Sie ging in den Garten und

pflückte eine Schürze voll Äpfel; die ersten, die es in diesem Jahre gab und deren rote Backen vom Baume auf sie herunterlachten.

„Auf goldenem Tische purpurne Granaten, wahrlich nicht übel“, freute sie sich. Aus dem Brunnen schöpfte sie klares, kaltes Wasser und während sie es in einem irdenen Krüge auf den Tisch stellte, freute sie sich: „Kristallwein im Kupferkrüge! Die Freunde werden Brot und Milch mitbringen und ich werde schnell noch ein paar bunte Blumen im Garten pflücken – wer könnte reicher und froher sein als wir!“

Sie trat in den Garten und begann, Blumen zu pflücken. Plötzlich begannen die Hunde ihres Nachbarn zu bellen und der dicke Gewaltung erschien in der Türe seines Hauses. Als er Freiheitli erblickte, die fröhlich vor sich hinsang, schrie er los: „Du singst lediglich, um mich zu ärgern. Augenblicklich hörst du auf!“ „Ich singe, weil ich heute Geburtstag habe“, antwortete Freiheitli höflich und ruhig. „Ich hoffe, daß es Euch nicht stört.“ „Und deine Fenster? Dauernd stehen sie offen, und du weißt wohl, daß ich die Zugluft nicht ertrage.“ „Euer Haus ist doch stets verriegelt und verschlossen, so daß nicht das geringste Lüftchen zu Euch eindringen kann.“ Darin allerdings, irrte Freiheitli. Gewaltung, der sich immer noch nicht genügend sicher fühlte, hatte aus dem Nachbarland zwei weitere Hunde mitgebracht. Der eine von ihnen war nicht vollkommen schwarz; er hatte ein weißes Ohr und einen weißen Fleck am Bauch. Dieser Hund stemmte sich manchmal gegen das Haustor, so daß in letzter Zeit tatsächlich dann und wann ein frischer Luftzug in das verschlossene Haus drang. Gewaltung hatte es jedoch bereits bemerkt, hatte festgestellt, daß der weißgefleckte Hund Schuld daran trug und hatte deshalb bei sich beschlossen, daß er ihn bei

nächster Gelegenheit gegen ein völlig schwarzes Tier eintauschen werde.

Das alles ahnte Freiheitli jedoch nicht und deshalb hatte sie Gewaltung so geantwortet. Der aber war sehr erschrocken, als er hörte, daß sie Geburtstag habe, denn er wußte genau, daß sie da alle ihre Freunde besuchen werden und nichts haßte er mehr als ihr Lachen und ihren Gesang. In seiner Angst entschloß er sich zu einer abscheulichen Tat. Er pfiß seinen schwarzen Hunden, die stürzten sich alle auf einmal auf das arme Freiheitli, faßten sie mit ihren Zähnen und schleppten sie aus ihrer Hütte. Freiheitli rief um Hilfe, jedoch vergebens! Die Dorfleute arbeiteten auf ihren Feldern und keiner hörte sie. Von ihrem Verschwinden erfuhren sie erst, als sie nachmittags zurückkehrten, um sie zu besuchen. Sie fanden ein leeres Haus, im Garten zertrampelte Blumen, von Freiheitli aber fehlte jede Spur. Alle nahmen an, daß ihr Verschwinden Gewaltung auf dem Gewissen habe, niemand getraute sich jedoch ihn danach zu fragen. Unglücklich und traurig gingen alle wieder nach Hause und jeder hoffte bei sich, daß Freiheitli bald wieder zu ihnen zurückkehren werde.

Gewaltung führte Freiheitli unterdessen in einen großen Wald und blieb erst dort stehen, wo die Bäume am dichtesten standen. Dort pfiß er wieder seinen Hunden, die Freiheitli augenblicklich losließen, worauf er sich umwendete und weggehen wollte. „Ihr wollt mich doch nicht alleine lassen, hier in diesem riesigen Walde, ohne daß Ihr mir auch nur den Weg weist, der hinausführt!“ „Ich wollte meine Ruhe haben und du wolltest nicht auf mich hören“, antwortete Gewaltung mit schadenfreudiger Stimme. „Hier wirst du mich nicht mehr stören und von hier aus wirst du auch nicht zurückkommen.“ Und damit wendete er ihr den Rücken

und ohne weiter auf ihre Tränen und auf ihr Jammern zu achten, ging er schweigend fort.

Freiheitli weinte noch einige Zeit lang, dann aber raffte sie sich zusammen, stand auf und versuchte dieselbe Richtung einzuschlagen, in welcher Gewaltung mit seinen Hunden verschwunden war. Es dauerte jedoch nicht lange, und sie verlor die Spur. Trotzdem schritt sie tapfer weiter, denn der größte Wald muß ja schließlich auch einmal ein Ende nehmen. So kam der Abend heran, ohne daß sie einen Weg oder freies Feld oder gar ein Gehöft gefunden hätte. Als es schon ziemlich dunkel war, kam sie schließlich auf eine kleine Lichtung. Es gab dort einige Birken und eine hohe, alte Linde. Freiheitli beschloß, unter der Linde zu übernachten, um am nächsten Morgen ihre Bemühungen, einen Weg aus dem Walde zu finden, fortzusetzen. Ehe sie sich niederlegte, versuchte sie, noch etwas zu essen zu finden, denn sie hatte großen Hunger. Glücklicherweise gab es gleich neben der Linde eine Haselnußstauden. Freiheitli pflückte einige Nüsse in ihre Schürze und legte sich dann in das Gras unter die Linde. Da sie sehr müde war, schlief sie bald ein.

Kaum hatte sie die Augen geschlossen, als es auf der Lichtung hell wurde. Die weißen Stämme der Birken leuchteten wie die hellsten Lichter. Freiheitlis Erstaunen darüber war groß, denn niemals vorher hatte sie davon gehört, daß Birken leuchten. Ihre Verwunderung stieg jedoch, als zwischen den Bäumen plötzlich ein Mädchen erschien. Sie trug ein glänzendes Kleid, das bis auf die Erde reichte und um die Hüften hatte sie eine silberne Schnur, an der ein kleines goldenes Horn hing. Was jedoch Freiheitli am meisten in Erstaunen versetzte, war die Tatsache, daß ihr das Mädchen ungemein ähnlich war.

„Du wirst wohl hungrig sein, Freiheitli“,

sagte sie, „gleich sollst du etwas zu essen bekommen.“ Sie blies in ihr Horn, woraufhin eine Menge von Eichhörnchen aus dem Walde gelaufen kam. Manche brachten Früchte in ihren Pfötchen, andere wieder kleine, leckere Kuchen. Alles legten sie vor Freiheitli ins Gras. „Ich habe wirklich großen Hunger“, sagte sie, „denn ich habe nur wenige Nüsse gefunden und sonst den ganzen Tag nichts gegessen. Eure Kuchen sind aber zu schön für mich; mir genügt Brot und frisches Wasser.“ „Iß nur“, sagte die Unbekannte, „du hast ja heute Geburtstag.“ „Wer bist du denn“, fragte jetzt endlich Freiheitli, „da du so gut zu mir bist, da du weißt, daß ich heute Geburtstag habe und da du mir – wenn ich nicht irre – so ungemein ähnlich siehst?“ „Wie sollte ich dir denn nicht ähnlich sein“, antwortete das Mädchen, „wo ich doch deine Schwester bin und Muthei heiße.“ Da ergriff Freiheitli eine große Freude. „Warum bist du denn niemals zu mir gekommen, Schwesterlein“, fragte sie, „ich habe ein nettes Häuschen und wohne ganz allein darin.“ „Ich kann mich nirgends fest ansiedeln. Ich fliege dauernd durch die Welt und verweile dort, wo ich gerade am notwendigsten bin.“ „Und kennst du diesen Wald? Kannst du mir den Weg nach Hause zeigen?“ „Das ist nicht so einfach. Ich könnte dich wohl aus dem Walde führen, aber es hätte wenig Sinn. In kurzer Zeit würde dich der böse Gewaltung wieder verschleppen.“ „So kann ich nie mehr in mein Dorf zurückkehren“, weinte Freiheitli. „Habe nur keine Angst“, tröstete sie Muthei, „alles wird gut enden. Zuerst müssen die Dorfbewohner Gewaltung verjagen und dann kannst du für immer zu ihnen zurückkehren. Vorher kannst du sie jedoch dreimal besuchen, um sie daran zu erinnern, was sie tun müssen.“ „Ach, das ist wunderbar! Meine guten Dörfler werden mich be-

stimmt befreien. Sage mir nur, wie ich ins Dorf kommen kann, solange Gewaltung dort noch haust?“ „Das laß nur meine Sorge bleiben. Morgen werde ich dich zum ersten Male dorthin führen. Jetzt aber lege dich hin und schlafe!“ Nach diesen Worten deckte Muthei Freiheitli mit einer flaumigen, weißen Nebeldecke zu, küßte sie auf die Stirn und verschwand. Als Freiheitli am nächsten Morgen erwachte, konnte sie zuerst gar nicht begreifen, was mit ihr geschehen war. Sie saß bequem in einer samtigen Tüte, die aus dem dunkelroten Blatte einer Dahlie bestand und als sie ein wenig um sich blickte, erkannte sie, daß diese Dahlie in ihrem Garten wuchs. „Nein, wie ich winzig bin“, staunte sie, „und wie schön mein goldenes Kleidchen ist!“ „Das versteht sich doch von selbst, daß du golden bist“, antwortete ein naseweiser Spatz, der auf dem Lattenzaun saß, „du bist doch ein Sonnenstrahl!“ „Du siehst mich?“ fragte Freiheitli mit wachsender Verblüffung. „Du hörst mich und du kannst mich verstehen?“ „Ei gewiß! Ich sehe und ich höre dich. Heute verstehen dich alle Tiere und Blumen. Nur die Menschen können dich nicht erkennen, aber ich hoffe, daß sie dich dennoch verstehen werden.“ Das Spätzchen piepste lustig vor sich hin, erhob sich und flog davon. Freiheitli hatte jedoch unterdessen begriffen, daß sie Muthei in einen Sonnenstrahl verwandelt hatte, damit sie gefahrlos ins Dorf kommen könne. Sie trank ein wenig Honig, dankte der guten Dahlie für ihre Gastfreundlichkeit und machte sich auf den Weg ins Dorf.

Zuerst blieb sie auf dem Hofe eines Bauern stehen, der eben seine Pferde einspannte. Freiheitli setzte sich auf eine blankgeputzte Messingscheibe des Geschirrs, daß sie nur so aufblitzte. Der Bauer beschattete seine Augen mit der Hand, denn das Sonnenlicht

machte ihn nahezu blind und dann rückte er das Pferd in den Schatten eines Nußbaumes, der gleich daneben wuchs. Sobald sich das Pferd jedoch bewegte, erschien es dem Bauer, als ob ihm jemand etwas zuflüsterte. Er wandte sich um, war aber ganz alleine auf dem Hofe. Kurz darauf hörte er von neuem das Geflüster, doch kam es ihm diesmal vor, als ob es aus der Richtung vor ihm käme. Das gab ihm zu denken. Mit der linken Hand kratzte er sich am Kopfe, die rechte legte er ganz in Gedanken auf sein Pferd, gerade dorthin, wo die Sonne am hellsten glänzte. Und da vernahm er zum dritten Mal das Flüstern, diesmal jedoch so deutlich, daß er es verstehen konnte. Es war ihm, als ob er Freiheitlis Stimme erkannte, die ihm zuflüsterte: „Verjagt Gewaltung aus dem Ort, dann komme ich zurück sofort!“ „Meiner Seele“, antwortete der Bauer, „auf mich soll es nicht ankommen. Ich würde so laut mit meiner Peitsche knallen, daß er aus seinem Bau kröche, dann würde ich ihn mit meinem Dreschflegel ausdreschen, bis er schlapp würde wie leeres Stroh und mit meiner Schaufel würde ich ihn schließlich auf den Misthaufen werfen. Aber ich kann mich an ihn nicht herantrauen, so lange ich allein bin. Da würden mich lediglich seine Hunde auffressen oder verschleppen, so wie das arme Freiheitli und niemandem wäre geholfen. Nein, allein werde ich nicht auf ihn losgehen, wenn aber jemand mit mir gehen würde, dann bin ich von ganzem Herzen dabei!“

Nachts traf Freiheitli wiederum auf der Lichtung an der alten Linde mit ihrer Schwester zusammen. Sie erzählte Muthei alles, was sie im Dorfe erlebt hatte.

„Ich bin zufrieden“, sagte diese. „Als es dunkel wurde, flog die Fledermaus durch dein Dorf und sah in der großen Stube beim Bauer viele Menschen. Sie berieten darüber, wie

sie dir helfen könnten. Sie konnten jedoch noch keinen Beschluß fassen und deshalb wirst du sie in einiger Zeit von neuem besuchen. Inzwischen aber bleibst du hier bei uns im Walde und meine Freunde werden dafür sorgen, daß dir nicht traurig zumute wird.“

So verlebte Freiheitli eine kurze Zeit im Walde. Früh weckten sie die Vögel mit ihrem Gesang, Rehe führten sie zur nahen Quelle, wo sie sich wusch und trank, Eichhörnchen holten für sie Nüsse und warfen sie ihr zu, Hasen zeigten ihr die Stellen im Walde, an denen die meisten Beeren wuchsen und ein schöner schlanker Fuchs führte sie jeden Tag zu einer Höhle, in der sie einen Krug voll Milch, einen Laib Brot und auf einem großen, grünen Blatt entweder etwas Honig oder eine Birne oder einen Apfel vorfand. Tagsüber spielte sie mit den Tieren oder verfertigte Kränze und Halsketten aus Blumen, Gräsern und den Blättern der Linde, unter welcher sie schlief. Endlich besuchte sie Muthei von neuem.

„Morgen wirst du wieder in dein Dorf gehen, Freiheitli. Überlege dir deshalb gut, wen du diesmal besuchen willst.“

Als Freiheitli am nächsten Morgen erwachte, saß sie auf einem Moospolster, mitten im Bach. Diesmal steckte sie in einem silbernen Kleidchen, daß sie in der Sonne nur so blitzte. Rings um sich sah sie eine Menge ebenso bekleideter, ebenso winziger Mädchen. „Sagt, liebe Mädchen“, fragte sie sie, „könnt ihr mir nicht raten, wie ich am schnellsten in mein Dorf kommen könnte?“ „Wir sind keine Mädchen“, lachte eines der Wesen mit heller Stimme, „wir sind ebenso wie du – Tropfen vom saubersten, klarsten Wasser. Meine Schwester und ich, wir wollen eben in dein Dorf segeln und wenn du willst, kannst du gleich mitkommen.“ „Segeln?“ wunderte

sich Freiheitli, „ihr segelt?“ „Freilich. Laß dir nur sagen, in unserem Boote ist auch Platz für dich.“

Bei diesen Worten ließen sie eine hohle Eichel auf das Wasser gleiten, nahmen Freiheitli in ihre Mitte und die Fahrt ging los. Für Freiheitli, die zum ersten Mal auf diese Weise reiste, war es eine wundervolle Fahrt. Sie fuhren unter grünen Grasbrücken hindurch, schwangen sich auf den Kämmen gewaltiger Wellen selbst über die höchsten Steine, glitten mühelos selbst durch die schmalsten Ritzen und gelangten schließlich zum Anfang des Dorfes.

„Wollen wir nicht den Herrn Lehrer besuchen?“ schlug Freiheitli ihren neuen Freundinnen vor, mit denen sie sich unterwegs gut verstanden hatte.

„Das können wir leider nicht“, antworteten sie, „wir müssen zur Mühle schauen. Bis die Sonne untersinkt, kommen wir dich holen.“ Freiheitli bedankte sich bei ihnen und stieg beim Brunnen in des Lehrers Garten aus. Sie setzte sich auf ein blankgewaschenes, weißes Steinchen, um eine Gelegenheit abzuwarten, mit der sie zum Herrn Lehrer gelangen könnte. Sie mußte nicht lange warten. Kurz nach ihrer Ankunft trat die Frau Lehrer aus dem Hause. In der einen Hand hielt sie einen Blumenstrauß, in der anderen einen bunt bemalten Krug, in welchen sie frisches Wasser holen ging. Freiheitli wartete, bis der Krug bis an den Rand gefüllt war, wo sie sich dann niederließ. Einige Sekunden später befand sie sich bereits auf dem Arbeitstisch des Herrn Lehrer. Der saß am Tische und las in einem großen dicken Buche. Es schien jedoch, als ob er nicht ganz bei der Sache wäre. Von Zeit zu Zeit hob er den Kopf, blickte durch das geöffnete Fenster auf die Landstraße, brummelte etwas vor sich hin und las dann wieder weiter.

Endlich schloß er sein Buch und begann, mit großen Schritten auf und ab zu gehen.

„Es will mir nicht aus dem Kopfe“, sprach er zu sich selbst, „ständig denke ich daran, was mir mein Nachbar, der Bauer, erzählte. Ich sehne mich auch nach Freiheitli, mir fehlt sie gleichfalls! Wenn ich nur wüßte, was ich beginnen soll! Nun habe ich schon in all meinen Büchern nachgesucht, aber das Einzige, was ich erfahren habe, ist, daß sie niemals mit solch einem Nachbarn, wie es Gewaltung ist, zusammenleben kann. Wenn ich nur wüßte, was ich beginnen soll! Wenn ich es nur wüßte!“

Da erschien Freiheitli der richtige Augenblick gekommen zu sein. Sie klopfte leicht an den Krug. Der Herr Lehrer blieb stehen, sah sich um, als er jedoch niemanden erblickte, setzte er sich wieder an seinen Tisch, um weiterzulesen. Dabei fiel sein Blick auf den Blumenstrauß vor ihm. „Merkwürdig, dieselben Dahlien wie in Freiheitlis Garten. Als ob sie mir etwas sagen wollten.“ „Verjagt Gewaltung aus dem Ort, dann komme ich zurück sofort! Verjagt Gewaltung aus dem Ort, dann komme ich zurück sofort!“ „Das war Freiheitlis Stimme!“ rief der Lehrer aus. „Warte nur, bis wir zahlreicher werden. Ich will es allen Leuten erklären, daß du mit Gewaltung nicht zusammenleben kannst und du wirst sehen, wie wir ihn verjagen werden!“

Als Muthei erfuhr, was Freiheitli diesmal im Dorfe zustandegebracht hatte, lachte sie und küßte sie herzlich. „Alles geht gut, Schwesterlein. Nur noch ein wenig Geduld und du wirst sehen, daß alles glücklich endet.“

„So glaubst du, daß sie mich nicht vergessen, liebe Schwester, und daß die, die mir zur Rückkehr verhelfen wollen, immer zahlreicher werden?“ „Freilich, freilich! Merke dir,

daß die Menschen niemals vergessen werden, daß sie wann immer zu dir kommen konnten, daß dein Haus auch dem Ärmsten immer offenstand. Alle konnten unter deinem Dache schlafen und an deinem Tische essen. Das lieben die Menschen wie eine Mutter ihr Kind und es ist ihnen mehr wert als der größte Reichtum.“

Über diese Worte freute sich Freiheitli un-
gemein; ruhig legte sie sich unter die Linde und kurz darauf war sie eingeschlafen. Als Muthei von neuem auf die Lichtung kam, um Freiheitli zum dritten Male ins Dorf zu schicken, sah sie sehr ernst drein.

„Bedenke, Schwesterlein“, sagte sie, „daß du morgen zum letzten Male hingehst. Du wirst schnell und sicher hinkommen und ich habe auch dafür gesorgt, daß du das entsprechende Kleid bekommst. Ich hoffe, du wirst dich auch diesmal nicht beirren lassen und wirst zu dem sprechen, der dich versteht und der dir helfen wird.“ „Ich werde mir alle Mühe geben, um dich zufrieden zu stellen, liebe Muthei, und ich kann es kaum erwarten, daß die Fahrt losgeht.“ Am nächsten Tage dauerte es ein Weilchen, ehe Freiheitli begriff, was mit ihr vorging. Sie saß in einem kleinen, schlohweißen Wägelchen bis zum Halse in einen flaumigen, weißen Mantel gehüllt, der in einer Kapuze, die sie über den Kopf gestülpt hatte, endigte. Im ersten Augenblick dachte sie, daß sie mit ihrem Wagen mitten durch ein blaues, unendlich weites Meer fuhr. Dann jedoch entdeckte sie ihre Lichtung unter sich, erkannte die Birken und stellte schließlich fest, daß ihre Kutsche an der höchsten Spitze der alten Linde befestigt war. In ihren Überlegungen, was dies wohl alles zu bedeuten habe, wurde sie durch ein merkwürdiges Pfeifen gestört; gleichzeitig raschelten die Blätter der Linde und alle Bäume rings um sie. Vor ihrem Wagen machte

ein kleines, weißes Pferd halt, das mit einem großen Flügelpaar ausgestattet war.

„Ich bin das Windpferd“, stellte es sich Freiheitli vor und wieherte lustig, „ich bin gekommen, um dich in dein Dorf zu bringen. Du mußt mir nur sagen, wo und bei wem ich stehen bleiben soll.“

Während es so sprach, flogen sie schon durch die blauen Lüfte. Häuser und Menschen unter ihnen wirkten wie Spielzeug von Kindern. Es dauerte nicht lange und Freiheitli konnte unter sich ihre Hütte erkennen.

„Ach, liebes Windpferd“, bat sie, „könntest du nicht etwas tiefer gleiten, ich würde gerne einmal nachschauen, wie es bei mir aussieht.“ Das Windpferd willfuhr ihr gerne und ließ sich etwas hinabsinken. „Was, wenn ich heute geradewegs mit Gewaltung sprechen würde?“ ging es Freiheitli durch den Kopf. „Vielleicht läßt er sich sagen, wenn ich ihn nur schön bitte.“

„Tiefer kann ich nicht mehr“, weckte sie das Windpferd aus ihren Gedanken. „Ich fürchte ohnehin, daß du nicht sehr erfreut sein wirst, wenn du unter dich blickst.“ Das brave Geschöpf wollte Freiheitli auf diese Weise auf eine schlimme Überraschung vorbereiten. Und es hatte recht getan. Die Fenster der Hütte sowie die Türe waren mit Brettern verschlagen, der Garten verwahrlost, die Blumen und der Rasen zertreten und zertrampelt und das Obst von den Bäumen gestohlen. „Wer war so häßlich und schlimm?“ rief Freiheitli schmerzlich aus und beugte sich so weit über den Rand des Wagens, daß sie fast hinausgefallen wäre. „Wer konnte so Abscheuliches tun, wer konnte mir das antun?“

In diesem Augenblick kam der größte und schwärzeste Hund aus Gewaltungs Haus gelaufen. „Jetzt begreife ich“, rief ihm Freiheitli zu, „das wart ihr und euer Herr. Nein,

mit ihm will ich nicht sprechen, mit ihm werde ich anders Abrechnung halten.“

Und sie bat das Windpferd weiterzufliegen, da sie den Jammer nicht länger ansehen konnte. Sie durchflogen das ganze Dorf, ohne daß sich Freiheitli entscheiden konnte, mit wem sie diesmal sprechen sollte. Die warnenden Worte ihrer Schwester waren ihr gut im Gedächtnis geblieben und sie wollte keinesfalls einen Irrtum begehen. Als sie bereits am Ende des Dorfes angekommen waren, hörte sie einen fröhlichen Gesang. Auf der Landstraße schritt ein junger Mann, der einen großen Hammer auf der Schulter trug, frisch aus. „Das ist Hans Wahrheitslieb“, rief Freiheitli froh aus, „der ärmste und stärkste Mann im Dorfe. Sicherlich geht er in den Steinbruch zur Arbeit, mit ihm werde ich sprechen. Er war stets mein guter Freund und wenn überhaupt jemand, so ist es bestimmt er, der mir helfen wird.“

Sobald Hans Wahrheitslieb am Steinbruch angekommen war, faßte er seinen Hammer mit beiden Händen und begann zu arbeiten. Freiheitli band das Windpferd an einen jungen Baum, der aus dem Felsen wuchs, fest und wartete in ihrem Wolkenwagen auf die Gelegenheit, sprechen zu können. Hans Wahrheitslieb machte erst mittags eine Ruhepause. Er legte den Hammer auf den Boden, zog ein Stück trockenen Brotes und ein Stück Käse aus der Tasche und holte aus seinem Bündel eine blaue Kanne mit Milch hervor.

„Mein liebes Freiheitli“, sagte er dabei zu sich selbst, „wie oft haben wir miteinander Brot und Milch geteilt. Seit du nicht mehr da bist, gefällt es mir nicht mehr bei uns im Dorfe. Ich mag auch nicht mehr tanzen noch singen und am besten fühle ich mich noch hier, zwischen diesen hohen Felsen. Hier gibt es keinen Gewaltung, hier bin ich frei und dir am nächsten.“ Als das Windpferd diese Wor-

te hörte, sprang es vor Freude in die Höhe. Es pfiß nur so durch die Felsen, alle Bäume ringsum krachten und Sand und Geröll stürzten zu Tal.

„He da, was geht hier vor sich?“ mit einem Satz stand Hans Wahrheitslieb auf den Beinen. „Was tobst du, Wind? Was zerrst du an meinen Haaren? Was rast du gegen meine Felsen? Was willst du?“ Freiheitli, die sich mit beiden Händen am Wagenrand festhielt, lachte vor lauter Glück; sie fühlte, daß die Stunde ihrer Befreiung herannahte. „Warum antwortest du nicht, Geselle?“ fuhr Hans Wahrheitslieb mit starker Stimme fort. „Du singst ja wie in Freiheitlis Garten. Willst du etwas von mir, so mußt du es nur sagen. Wenn es um Freiheitli geht, bin ich zu allem bereit!“ „Verjagt Gewaltung aus dem Ort, dann komme ich zurück sofort!“ antwortete Freiheitli freudig und alle Felsen wiederholten es, daß es im ganzen Tale wiederhallte: „Verjagt Gewaltung aus dem Ort, dann kommet sie zurück sofort! Verjagt Gewaltung aus dem Ort, dann kommet sie zurück sofort!“

Da faßte Hans Wahrheitslieb seinen Hammer: „Wir kommen, Freiheitli, wir kommen!“ Auf der Landstraße schloß sich ihm der Bauer an, der von seinem Feld gelaufen kam. „Hast du gehört, Hans, wie es durch das Tal brauste?“ „Ich habe es gehört!“ Zu Beginn des Dorfes erwartete sie der Lehrer. „Ich hörte, wie es uns rief, Freunde“, sagte er, „wir können nicht länger warten. Los kommt!“ Die Brüder des Windpferdes aber hatten an alle Hütten des Dorfes gepocht. Aus allen Türen traten die Dorfbewohner mit Schaufeln, Dreschflegeln, Hacken und Peitschen bewaffnet. Selbst die Frauen kamen, Mistgabeln und Rechen in den Händen. Die Kinder blieben selbstverständlich auch nicht zu Hause; unterwegs sammelten

sie Eicheln und Kastanien, mit denen sie Gewaltungs Hunde bewerfen wollten. Das ganze Dorf war auf den Beinen und unter der Führung von Hans Wahrheitslieb, an dessen Seite der Bauer und der Lehrer schritten, setzten sie sich in Bewegung. Um besser marschieren zu können, sangen sie: „Wir fordern alle wie ein Mann – Gewaltung aus dem Ort – denn sind wir dich erst einmal los – kommt Freiheitli sofort!“

Als sie bereits fast am Ende des Dorfes angekommen waren, rief der kleine Peter plötzlich: „Geschwind, Leute, dort läuft Gewaltung, schnell, schnell, damit er uns nicht entwischt!“

Und tatsächlich, kaum hatte der Wind an der Türe seines Hauses gerüttelt, kaum hatten die Fensterläden gekracht und der Sturm im Schornstein geheult, als alle Hunde gleichzeitig loswinselten und selbst Gewaltung bleich wurde und am ganzen Körper zu zittern begann. Als der Sturm jedoch nicht schwächer wurde und der allgemeine Wirbel noch durch die Schritte der Dorfleute erhöht wurde und als gar ihr Gesang erschall, da überwältigte Gewaltung – den mächtigen, gefürchteten Gewaltung – die Angst. Er sauste aus seinem Hause, so schnell ihn nur seine Beine trugen, gefolgt von all seinen grausigen, gefürchteten Hunden!

Alle begannen zu laufen, die Angst steigerte jedoch Gewaltungs Geschwindigkeit. Niemand konnte ihn erreichen, ausgenommen die Kastanien und Eicheln, die ihm die Kinder nachwarfen. Sie allein, sowie der Gesang und die Rufe der Dorfleute erreichten ihn.

„Schaut nur, wie er vor uns davonläuft!“ riefen sie. „Wo hast du deinen Hochmut, deine Macht und Tapferkeit gelassen?“

Da machte Gewaltung mit einem Male halt. Er stellte sich hinter einen dickstämmigen Baum, der ihn zum größten Teile vor

den Dorfleuten versteckte und pfiß seinen Hunden, die ihn heulend umsprangen. Auch die Dörfler waren stehengeblieben und warteten ab, was geschehen werde. Gewaltung pfiß noch einmal, diesmal noch schriller und stieß seine Hunde dabei mit dem Fuße. Die zögerten immer noch, aber ihr Herr traktierte sie so unbarmherzig mit Fußstritten, daß sie schließlich winselnd gegen die Dorfleute losfuhren. Ein Hagel von Eicheln und Kastanien empfing sie. Als sich zwei von den Bestien zu weit vorwagten, traf sie ein wohlgezielter Peitschenschlag von Hans Wahrheitslieb und die Frau des Lehrers verjagte den größten und schwärzesten Hund, indem sie mit einer mächtigen Mistgabel unerschrocken gegen ihn losging. Es dauerte nicht lange und Freiheitlis wackere Dorfgenossen hatten Gewaltungs Meute endgültig in die Flucht geschlagen.

„He, Gewaltung“, rief Hans Wahrheitslieb und legte beide Hände an den Mund, damit man ihn besser hören könnte, „jetzt ist es aus mit deiner Herrschaft. Du bist von hier verschwunden und niemals kannst du wiederkehren!“ Und so ist es auch gekommen. Als Gewaltung schon so weit war, daß er den Dorfleuten nur mehr als kleiner Punkt erschien, hörten sie plötzlich einen mächtigen Knall und dann sahen sie nichts mehr. Die einen behaupteten, daß sich seine eigenen Hunde auf ihn gestürzt hätten, aus Wut darüber, daß sie aus dem Dorfe fliehen mußten, wo es ihnen immer gut gegangen war, die anderen dagegen meinten, daß er infolge seines angstgejagten Rennens geplatzt sei, und daß er doch nur hohl gewesen wäre.

Freiheitli, die vom Windpferde rasch auf die Waldlichtung zurückgebracht worden war, traf dort inzwischen zum letzten Male mit ihrer Schwester zusammen.

„Deine Stunde ist gekommen, Schwesterlein“, sagte Muthei, „noch vor Einbruch der Dämmerung kannst du in dein Dorf zurückkehren.“ „Ich bin so glücklich“, antwortete Freiheitli, „daß ich dir das gar nicht beschreiben kann.“ „Das glaube ich gerne. Ehe wir auseinandergehen höre jedoch noch, was ich dir zu raten habe.“ „Ehe wir auseinandergehen? Du kommst nicht mit mir, Schwesterlein? Ach, du nimmst mir alle Freude!“

„Ich habe dir schon einmal erklärt, Freiheitli, warum ich mich nicht ständig in deinem Dorfe niederlassen kann. Ich muß immer bereit sein, überall helfen können. Ich habe dir jedoch etwas zum Abschied mitgebracht, das du immer in deiner Nähe haben sollst.“

Bei diesen Worten reichte Muthei Freiheitli einen kleinen Holzbecher und fuhr dann fort: „Dieser Becher ist aus dem Holze unserer alten Linde, unter der du so ruhig geschlafen hast. Wenn du in Not oder Gefahr geraten solltest, fülle ihn mit frischem klarem Wasser und trinke ihn leer. Sowie du ihn geleert haben wirst, werde ich bei dir sein und gemeinsam werden wir über alle siegen. – Nun nur noch eins. Wenn du bei deiner Rückkehr jemanden in deinem Garten vorfindest, dann teile alles mit ihm, was du hast, dann wird er dich niemals verlassen. – Merke dir gut, was ich gesagt habe, Freiheitli, und niemand auf der ganzen Welt wird glücklicher und mächtiger sein als du!“

Muthei schwang sich in die Höhe und verschwand in der Krone der alten Linde. Freiheitli blickte ihr nach und konnte die Tränen nicht zurückhalten, die ihr über die Wangen liefen. Da kamen jedoch alle Tiere, mit denen sie sich angefreundet hatte, herangelaufen und führten sie auf kurzem Wege an den Waldesrand, von wo aus sie bereits ihr Dorf sehen konnte. Das rote Dach ihrer Hütte

glänzte im Scheine der untergehenden Sonne. Freiheitli begann zu laufen und stand bald darauf vor ihrem Gartenzaun. Sie blieb stehen und wartete mit klopfendem Herz, wen sie zuerst sehen werde. Sie hörte hämmern und sah ein Paar kräftiger Hände, welche die Bretter von ihren Fenstern entfernten. Im selben Augenblick trat Hans Wahrheitslieb aus der Hütte. Als er Freiheitli er-

blickte, strahlte er über das ganze Gesicht. „Ich bereite deine Hütte vor, damit du wieder deine Gäste empfangen kannst“, sagte er. „Du aber wirst nicht mehr mein Gast sein“, antwortete Freiheitli, „du bleibst bei mir!“ –

Und so endet das Märchen vom bösen Gewaltung, von Muthei, Freiheitli und Hans Wahrheitslieb.

*„Freiheitli und Gewaltung“:
Ein Kunstmärchen*

Mit „Freiheitli und Gewaltung“ spielt Lenka Reinerová auf die Volksmärchen an, in deren Titel die Heldin oder der Held benannt ist, wie z.B. „Schneewittchen“, „Aschenputtel“, „Schneeweißchen und Rosenrot“. Sie geben allerdings „in der Namenssymbolik eine Charakterisierung der äußeren Erscheinung der Märchenheldin, die auch bereits zeichenhafter Ausdruck der moralischen Handlungsmotivation im Märchen sein kann“ (Hofius in Oberfeld 1986, 63). Durch die Personifizierung der abstrakten Begriffe Freiheit und Gewalt erhalten die handelnden Figuren hier jedoch allegorischen Charakter, auch wenn die Suffixe diesen Eindruck abzuschwächen suchen. Die Eingangsformel „Es war einmal“ signalisiert, daß ein Märchen erzählt wird. Aufgrund der einfachen Sprache, des typisierten Handlungsablaufs und der Verwendung weiterer charakteristischer Strukturelemente des Märchens, etwa die dreifache Verzauberung, läßt sich der Text trotz aller Abweichungen durchaus als Märchen lesen.

Die Märchenerzählerin führt uns zunächst an einen namenlosen Ort, in „ein Dorf wie jedes andere“. Die BewohnerInnen dieses Dorfes, „die braven Dorfleute“, sind arbeitsam, hilfsbereit und friedfertig. Die dörfliche Idylle wird allerdings durch zwei Häuser am Ende der Landstraße gestört. Das eine ist übermäßig groß, wie eine Festung vergittert und wird von drei schwarzen Hunden bewacht. Bewohnt wird es von Gewaltung, der braune Kleider und schwere, hohe Stiefel trägt und stets von seinen Hunden begleitet wird. Gewaltung ist mürrisch, ungeheuer dick und humorlos und hat zu den DorfbewohnerInnen keinerlei Kontakt. In krassem Gegensatz zu ihm steht Freiheitli, ein junges

Mädchen, das bescheiden und glücklich in seiner kleinen roten Hütte gegenüber wohnt. Gewaltung, der sich durch die offene und fröhliche Art von Freiheitli provoziert fühlt – ihn stören ihr Lachen und Singen –, läßt sie durch seine Hunde in den Wald verschleppen. Und nun geschieht das Wunder: Eine hilfreiche Fee namens Muthei erscheint, die sich als Freiheitlis Schwester entpuppt. Gemäß der üblichen märchenhaften Handlungslogik, derzufolge die Erfüllung von Prüfungen zur glücklichen Lösung und zum guten Ende führt, muß Freiheitli die DorfbewohnerInnen dazu bringen, Gewaltung aus dem Ort zu vertreiben. Als Sonnenstrahl, Wassertropfen und Wind verzaubert, kehrt Freiheitli ins Dorf zurück und wendet sich mit ihrer Forderung an repräsentative Vertreter der Dorfbevölkerung. Bei ihren drei Besuchen spricht sie einmal mit dem Bauern, dann mit dem Lehrer und schließlich mit dem Arbeiter Hans Wahrheitslieb. Unter dessen Führung gelingt es der Dorfbevölkerung dann tatsächlich, Gewaltung zu vertreiben. Bei ihrer Rückkehr findet Freiheitli Hans Wahrheitslieb in ihrer Hütte vor und erklärt ihm: „[D]u bleibst bei mir!“ – Und so endet das Märchen vom bösen Gewaltung, von Muthei, Freiheitli und Hans Wahrheitslieb.“

In diesem als Märchen getarnten Lehrstück vom Sieg der Freiheit über die Gewalt sind Realität und Fiktion in mehrfacher Weise miteinander verwoben. Die Orte des Schreibens, die bewaldete Anhöhe in nächster Umgebung der Lagerbaracken und der etwas höher gelegene Steinbruch, an die Lenka Reinerová sich zum ungestörten Schreiben zurückzieht, fließen ebenso spürbar in die künstlerische Gestaltung der Geschichte ein wie der zeitgeschichtliche Hintergrund. Die Häufigkeit und Intensität der Naturbeschrei-

bungen ebenso wie die Verwandlung von Freiheitli in die Elemente Sonne, Wind und Wasser erklären sich aus der realen Umgebung der Autorin. Und daß der Arbeiter Hans Wahrheitslieb im Märchen in einem Steinbruch arbeitet, ist sicher kein reiner Zufall. Durch die Einschränkung der Bewegungs- und Erfahrungsfreiheit konzentriert sich die Wahrnehmung der Künstlerin in besonderer Weise auf die Lagerrealität. Die inhaltliche Quintessenz ist vom konkreten geschichtlichen Hintergrund geprägt: Im Konflikt zwischen Freiheitli und Gewaltung wird die Verfolgung und Vertreibung der oppositionellen Kräfte durch den Nationalsozialismus thematisiert. Das Märchen zielt darüber hinaus ganz allgemein auf den Kampf zwischen Kommunismus und Faschismus. Die Charakterisierung von Gewaltung, die Betonung seiner braunen Kleider und seiner großen schwarzen Hunde spielen unzweifelhaft auf Hitler an. Dem stellt die Autorin das Prinzip Freiheit gegenüber, das sich im solidarischen Kampf der Unterdrückten gegen die Unterdrücker realisiert, der von den Arbeitern und Bauern getragen wird. Die Rolle der Intellektuellen in diesem Freiheitskampf wird kritisch beurteilt, denn der Lehrer, der sie repräsentiert, reagiert auf die Konfliktsituation mit Ratlosigkeit:

Nun habe ich schon in all meinen Büchern nachgesucht, aber das Einzige, was ich erfahren habe ist, daß sie [Freiheitli] niemals mit solch einem Nachbarn wie es Gewaltung ist, zusammenleben kann. Wenn ich nur wüßte, was ich beginnen soll! Wenn ich es nur wüßte!

Die revolutionäre Kraft geht vom Arbeiter aus, der den Prozeß der gesellschaftlichen Umwälzung auslöst.

Die Konfrontation der Weltanschauungen wird auf der Ebene der Textgestaltung in die Opposition weiblich (Freiheitli) versus männlich (Gewaltung) gefaßt. Indem Lenka Reinerová die weibliche Freiheit über die männliche Gewalt siegen läßt, realisiert sie einen in der Kultur- und Literaturgeschichte sattsam bekannten Mythos, demzufolge die Rettung der Welt, die Überwindung des Bösen von der Frau besorgt wird. Das wohl bekannteste Beispiel für diese männliche Projektionspraxis ist die allegorische Darstellung der Freiheit im Revolutionsgemälde von Eugène Delacroix.

Ob es sich um Frauen handelt, die real existierten (Jeanne d'Arc), oder um imaginierte „Präsentationsformen des Weiblichen“, wie Silvia Bovenschen dies nennt (1979), das Rezept für ihren Erfolg liegt in ihrer Jungfräulichkeit. Unter diesem Aspekt erscheint auch das den Mädchenstatus der Freiheit betonnende Diminutiv -li in einem neuen Licht.

In ihrer Analyse der Geschlechterrollentypik an ausgewählten Märchen der Brüder Grimm schlägt Ingrid Spörk zwei methodische Ansätze feministischer Märchenforschung vor:

Es ergeben sich für die Interpretation der Frauenrolle im Märchen also die zwei Möglichkeiten, sie einerseits direkt – als Relikt eines alten, aus matrilinearen Gesellschaften stammenden Mythos – mit Frauengleichberechtigung [...] oder andererseits die positiven wie negativen Frauenbilder als späte Projektionen einer lange männlich beherrschten Gesellschaft zu werten. (1986, 7f.)

Als Beispiel für den ersten Ansatz sei hier Heide Göttner-Abendroth genannt, die nicht nur in Märchen nach Spuren früher, verschütteter Existenzweisen von Frauen gefahndet hat. Während in diesem Fall nach

der „verborgenen Frau“ Ausschau gehalten wird, geht es im zweiten Ansatz darum, die im Text formulierte Beziehung zwischen den Geschlechtern herauszufiltern und auf ihre Aussageabsicht hin zu befragen, wobei die Frauenbilder analysiert werden.

Dieser zweite Ansatz untersucht die literarischen Weiblichkeitsentwürfe unter drei Fragestellungen (Würzbach in Früh/Wehse 1985, 192-214). Die Frauengestalten können erstens als Ausdruck von Projektionen gelesen werden, die diesen Frauenfiguren bestimmte „natürliche“ Verhaltensweisen und Eigenschaften zuschreiben. Bei entsprechendem Nachdruck verdichten sich solche Zuschreibungen dann zu einem gängigen Topos, wie z.B. dem der „femme fatale“ im 19. Jahrhundert. Zweitens erhalten die LeserInnen über die beschriebenen Frauen vor allem in realistischen Darstellungen Auskunft über die tatsächliche Lebensrealität von Frauen zu einem gegebenen Zeitpunkt. Und drittens kann die Darstellung der Frauen eine Utopie dessen enthalten, wie eine weibliche Existenzweise in einem veränderten Kontext aussehen könnte.

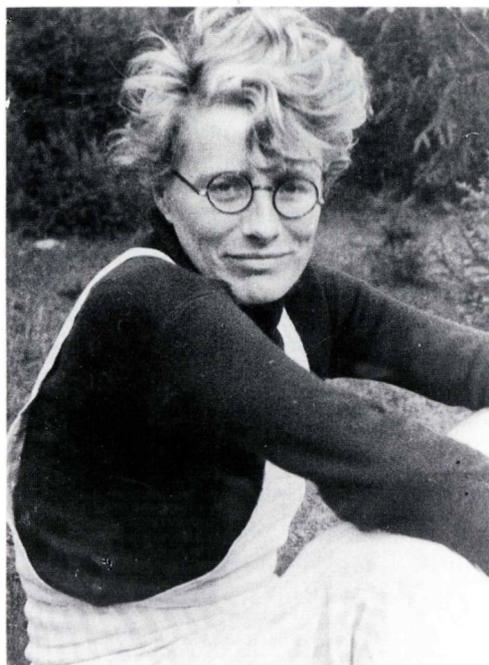
In Lenka Reinerovás Märchen finden sich alle drei Ebenen: Neben Freiheitli, der ideologiebeladenen Freiheit vom Lande, tritt als weibliche Vertreterin der Dorfbevölkerung die „Frau Lehrer“ auf, deren klassische Rolle als Ehefrau und Anhängsel bereits in der Namensgebung deutlich gemacht wird. In der Folge versucht die Autorin zwar immer wieder den Eindruck zu erwecken, unter der Dorfbevölkerung herrsche Gleichberechtigung, doch gelingt ihr dies nur teilweise. Anlässlich der Vertreibung von Gewaltung

betont sie: „Selbst die Frauen kamen, Mistgabeln und Rechen in den Händen.“ Doch einige Zeilen weiter heißt es von den Aufständischen: „Um besser marschieren zu können, sangen sie: Wir fordern alle wie ein Mann – Gewaltung aus dem Ort.“

Trotz der entscheidenden Rolle der Frau des Lehrers bei der endgültigen Vertreibung (sie „verjagte den größten und schwärzesten Hund, indem sie mit einer mächtigen Mistgabel unerschrocken gegen ihn losging“), bleibt der Eindruck einer ambivalenten Gestaltung der Geschlechterrollen bestehen. Auf einer anderen Ebene, die als utopischer Entwurf gelesen werden kann, gelingt es Lenka Reinerová allerdings, die Geschlechterrollenstereotypen zu durchbrechen. In der Begegnung der beiden Figuren Freiheitli und ihrer Schwester Muthei entwirft sie die Möglichkeit einer solidarischen Frauenbeziehung. Durch die verwandtschaftlichen Bande der beiden wird die übliche Distanz zwischen Märchenheldin und der mit Zauberkraft ausgestatteten Fee aufgehoben. Als Alter ego von Freiheitli gibt Muthei ihr die Kraft und Unterstützung, die diese zur Erreichung ihrer Ziele braucht.

In der Gestaltung der Frauenfiguren greifen die Autorinnen von „Freiheitli und Gewaltung“ und „Schneewittchen in Rieucros“ auf herkömmliche Weiblichkeitsentwürfe zurück. Doch sie deuten auch andere Möglichkeiten weiblicher Existenzweisen an. Dieses erzählerische Schwanken zwischen dem „nicht mehr“ (der alten Rollenzuweisung verhaftet sein) und dem „noch nicht“ (zu neuen Entwürfen gefunden haben) kennzeichnet viele Texte von Frauen.

Die Kostümbildnerin Sylta Busse



Sylta Busse

Photo: János Reismann

Bitte überstürze nichts wegen meines Aufenthaltes hier. So unendlich grotesk es klingt, ich möchte noch nicht *so* schnell weg, ich muß erst richtig bei voller Gesundheit 2 Monate gearbeitet haben, mindestens, damit ich was Entscheidendes mitkriege, verstehst Du, aus Vergnügungssucht geschieht es nicht!! (Brief vom 31.3.1940)

Bedenkt man die Situation, in der diese Zeilen entstanden sind, so wirkt diese Bitte in der Tat grotesk. Die Kostümbildnerin Sylta Busse formulierte diesen ungewöhnlichen Wunsch einige Wochen nach ihrer Ankunft

im Lager Rieucros in einem Brief an ihren in Paris verbliebenen Ehemann, den ungarischen Photographen János Reismann. Obwohl die Umstände der Internierung, die schlechte Versorgungslage und die mangelhafte Ernährung ihre schöpferischen Möglichkeiten stark einschränkten und Sylta Busse nach sechswöchigem Lageraufenthalt wegen einer schwerwiegenden Erkrankung in das Krankenhaus der nahegelegenen Départementshauptstadt Mende eingeliefert werden mußte, verzichtete sie diesen Widrigkeiten zum Trotz nicht auf ihre „Zeichnererei“, die Weiterentwicklung der eigenen künstlerischen Fähigkeiten und Techniken. Im Gegenteil: Mit äußerster Disziplin und Willenskraft versuchte sie die Hindernisse der extremen Lebenssituation im Lager zu meistern und für die Verwirklichung ihrer künstlerischen Ansprüche zu nutzen. Alle ihre Briefe kreisen um dieses Ziel: Sie will die Zeit und die Vielzahl der weiblichen Modelle nutzen, von denen sie sich eine Vervollkommnung ihres Könnens verspricht. Die anfänglichen enthusiastischen Berichte über erste Erfolge wechseln allerdings bald mit verzweifelten Klagen über physische und psychische Behinderungen der Arbeit.

Heute kriegst Du keinen munteren Brief. 1. bin ich krank (nichts besonderes, das Übliche), es ist weiter nicht schlimm, d.h. ich habe keine Schmerzen, aber grauenhaften Cafard [depressive Stimmung] und was noch schlimmer ist, seit zwei Tagen esse ich nichts mehr, ich werde von grauenhafter Übel-

keit geplagt und kann einfach nichts mehr essen – außer Obst, und das zu kaufen, habe ich kein Geld mehr!!! Alors ich fühle mich schwach und gräßlich – arbeite keinen Strich!!! [...] Es ist schwer hier zu sein. Man ist fortgenommen aus dem Leben. (Brief vom 14.3.1940)

Doch immer wieder setzen sich die Zuversicht, der eiserne Wille und die Disziplin der Künstlerin durch: „Aber bis ich soweit war, war jedesmal Zwang, Anstrengung, Überwindung. Jetzt weiß ich, daß wenn man will, wenn man diese ehrgeizige Unrast in sich trägt, man allen Schwierigkeiten zum Trotz kann.“ (Brief vom Ostersonntag 1940)

Ihre bevorzugten Modelle sind die Prostituierten und Frauen, die sie anlässlich der Feier zum 8. März 1940 anwirbt: „Auch schicke Mädchen gibt es hier, ich hoffe, da ich sie nicht kenne, sie aufgrund meines Plakats [für die Ausstellung] zu ködern, mir als Mannequins zu stehen“. Bereits im nächsten Brief berichtet sie vom Erfolg ihrer Aktion: „Mein Zweck, den ich listig damit befolgte, wurde erreicht, ich bin an die feinen Damen herangekommen, die bereit sind, mir zu posieren. Ich bin sehr froh darüber.“ (Brief vom 10.3.1940)

Sie ist wie besessen von der Idee, die vielen außergewöhnlichen Frauentypen, die im Lager zusammengepfercht sind, auf dem Papier festzuhalten. So schreibt sie am 10. März, zwei Wochen nach ihrer Ankunft im Lager:

Gestern im Bett habe ich meine erste Federzeichnung von den um mich herumsitzenden Mädchen gemacht. Ich glaube, es kann werden. Manchmal habe ich das gräßliche Gefühl, mit der Fülle des Materials nicht fertig werden zu können. Die Gelegenheit ist so einzigartig, daß ich traurig wäre, könnte ich nicht ausgiebig davon profitieren. (Brief vom 10.3.1940)

In der Arbeit mit diesen Modellen sieht Sylta Busse eine besondere Chance und Heraus-

forderung im Hinblick auf ihre künstlerische Entwicklung:

Ich fühle Fähigkeiten, Möglichkeiten in mir, und es läßt mir Teufel noch mal keine Ruhe, ich kann nicht mehr anders – ich weiß daß mich das umformt! Du kannst es Dir nicht vorstellen, wie ich hier die ganze erste Zeit gelitten habe, es war alles nix, ich war verzweifelt, sah nur Zeitverlust, wenn es mir nicht gelingt, so zu zeichnen wie es mir vorschwebt. Die letzten zwei Tage habe ich endlich das, was ich will ([...] die besten Blätter, die ich überhaupt bisher gemacht habe, sozusagen 100% meine Marke) circa 4-5 Blätter von Strichmädchen immer zu 2en in Bleistift (6B und 4B brauch ich). (Brief vom Ostersonntag 1940)

Doch ihre Zeichnungen dienen nicht nur künstlerischen Zwecken. Der Erlös aus dem Verkauf der Porträts und kleinformatigen Skizzen aus dem Lageralltag gestattete es der Künstlerin, die aus gesundheitlichen Gründen Diät leben mußte, die dringend benötigte Zusatz- bzw. Ersatznahrung zu kaufen. Die in ihrem Nachlaß befindlichen skizzierten Vorlagen aus Pauspapier verweisen auf die serienmäßige Produktion der Skizzenhefte.

Lenka Reinerová erinnert sich in ihren autobiographischen Aufzeichnungen an die augenfällige Erscheinung der Künstlerin: „Diese hochgewachsene, magere Person mit dem langen, buchstäblich gelben Haar war irgendwie vollständig gelb, sie litt an chronischer Gelbsucht. Das hinderte sie jedoch nicht daran, ständig zu zeichnen“ (1983, 43). Ein Scherenschnitt, der von einer anderen mitinternierten Künstlerin angefertigt wurde, vermittelt davon einen Eindruck: Die Zeichenmappe unter einen Arm geklemmt, eine Tasche mit den wichtigsten Malutensilien über der Schulter, schreitet sie weit aus, das nächste interessante Modell schon im Blick.

Sylta Reismann-Busse
Baraque II Camp du
Rien cros hende (Lsg.)

Brief II.

29. Februar 1940
Donnerstag

Mein lieber alter Reike. Gestern hatte ich (übrigens völlig unerwartet) zu meiner größten Freude Deinen Brief den Du Samstag geschrieben hast. Ich habe erst später mit Post von Dir geerhnet. Vielen, vielen Dank. Bitte Schweige mit recht oft, Du hast keine Ahnung was Briefe hier für einen bedeuten. Abends wenn die Briefe ausgehen werden, gehen 7-8 in meiner Baraque herum und dann immer Hochbetrieb. Jetzt bin ich schon fast 8 Tage hier. Die Zeit verstreift sehr schnell. Ich kam erst 2 x in der Woche schreiben Sonntag und Donnerstags. — Dass die ~~Arbeit~~ Arbeit so ist, stante nicht persönlich Dir gegenüber in meinem Fall gezeigt hat, stante nicht auch anderswo, geht Du auch in dem de'ville vielleicht kann es Dein Gesandte noch unterstützen!! Wenn alles auch gut blappen sollte, so wird genug lange Zeit dauern bis ich wieder heraus kann. In dem Falle würden wir wohl gleich nach Ungarn fahren?? Du verst. Was machst Du jetzt wo sind wir mit Martha und Bäckerlein? Arbeitest Du etwas?? Ich kann mir denken dass Du mit Geld knappe bist, deshalb will ich auch nicht dass Du mit Geldst, auch andere habe ich noch. Vielleicht könntest Du für alle Fälle 2-3 Pfund austauschen, benachteiligten und könnte sie mal mit 2-3 Pfund austauschen denn ohne einen Pfennig ist es hier sehr schwierig, wenigstens Tee, Kaffee (habe ich mit Steff's Hilfe einen Tassen topf gemacht) Zucker, Milch muss man haben. Wenn man das hat ist es erträglich. Wenn ich selber was was ist mit Dir und Geld, werde ich ab und zu mal etwas ruhiger sein. Man ist hier mit Reis-Suppe (manchmal ganz gut) Kohle, Strohstücken, sehr abwechslungsreich ist das Programm nicht. Die Tage verstreifen schnell, Du hast Dir nicht vorstellen, mit irgend was ist man immer beschäftigt, Wärme verdienen, Spazieren gehen, Gymnastik (unter Steff's Leitung) Gesangsproben (bin ich mit bei im Chor, für den am 10. stattfindenden fünften Abend), inwieweit ist etwas! Man muss verdammt aufpassen um nicht in einen Willembian zu verfallen und die Tage ungenutzt verstreifen zu lassen, das ist hier garnicht mehr. Bereichert habe ich noch keinen Schritt, er erwarte die Bloch da es auf dem kleinen Papier ohne Unterlage schlecht geht! Wenn ich bloß ardentlich in die Zeitschere rein komme es ist immer wieder dass was mich nervös macht daran zu denken wenn mir das nicht gelingt, wäre ich sehr verzweifelt. Wodurch mit Passage gehts genug, man muss es bloss erst lernen über all diese Inkonzentration bin regim kommen und sich selbst ganz auf diesen einen Punkt zu konzentrieren. Es gibt hier eine Zeitweiser, die macht

So hat Flora Süßmann die rastlose Künstlerin festgehalten.

Sylta Busse schreibt am 27. März:

Ich nähe aus einem alten Sack, den sich Steffie [Spira] (die immer ein lieber Kamerad ist) buchstäblich vom Herzen, d.h. vom Koffer gerissen hat, eine Riesentasche, über die Schulter zu tragen, damit ich wenn ich auf Tour, d.h. auf Jagd in fremden Baracken und auf'm Berg nach Opfern (sie tun's aber alle gerne) rumstreife, ich alles bei mir habe.

Ein weiterer Scherenschnitt von Flora Süßmann zeigt Sylta Busse am Werk und bietet damit eine wenig geläufige Darstellung einer Künstlerin mit weiblichem Modell. Die Selbstverständlichkeit, mit der in dieser Szene einer Frau der Platz als künstlerisch tätiges Subjekt zuerkannt wird, entspricht der auffälligen und ungewöhnlichen Beharrlichkeit, mit der Sylta Busse ihren Wunsch nach kreativer, künstlerischer Betätigung durchsetzt, noch dazu unter den erschwerten Bedingungen. Ungewöhnlich und das traditionelle Rollenverhältnis umkehrend sind auch die fast in jedem Brief formulierten Forderungen an den in Paris verbliebenen Partner: Manchmal kleidet sie ihre Wünsche in bescheidene Bitten, nicht selten fordert sie jedoch offen, was sie für ihre Arbeit braucht: Zeichenmappen, Reißbrett, Bleistifte (wobei sie stets die Stärke präzisiert) und immer wieder Papier. Zwar ist sich Sylta Busse der prekären finanziellen Situation ihres Mannes bewußt: „Ich hätte noch mehr Wünsche, will Dich aber nicht quälen, ich weiß, wie es Dir geht!!!“ Dies hindert sie jedoch nicht daran, im gleichen Atemzug die Marke der gewünschten Bleistifte zu nennen: „Bleistifte Venus!!!“ (Brief vom Ostersonntag 1940). Ihr Wissen um die finanziellen Probleme ihres Mannes wird von der Überzeugung über Bedeutung und Wert der eigenen Arbeit über-

lagert, und damit legitimiert sie die Notwendigkeit und den Vorrang ihrer Ansprüche:

Sieh mal, ich muß die Mappen haben, mein Papier verdirbt mir und die Zeichnungen auch, es ist doch so primitiv hier. Ich muß Bleistifte 6B, 5B, 4B + 3B haben, ich muß 2 Blocks [...] haben. Du glaubst nicht, wie es mich bedrückt, das alles von Dir zu bitten in Deiner jetzigen Situation, demgegenüber steht mein egoistisches Bewußtsein, daß es sich lohnt, das sehe ich schon jetzt an den Resultaten, und das betrachte ich nur als Anfang!! (Brief vom 27.3.1940)

Aus den Briefen spricht eine selbstbewußte Künstlerin. In welcher Form sich dieses künstlerische Ich artikuliert, wird noch zu untersuchen sein.

„Das weithin unbekannte Leben der Sylta Busse“, so hat Werner Mittenzwei das aus Anlaß ihres Todes in der Zeitschrift *Sinn und Form* veröffentlichte Porträt der Künstlerin überschrieben, in dem er bedauernd feststellt:

Obwohl sie in den sechziger und siebziger Jahren schon eine bekannte Kostümbildnerin war, die an den großen europäischen Bühnen arbeitete, blieb ihr Lebensweg vor 1945 weitgehend unbekannt. Die Historiker, die über das antifaschistische Exil arbeiteten, wußten mit dem Namen Sylta Busse oder Reismann, wie sie damals hieß, wenig anzufangen (1990, 635-641).

Mittenzwei vermutet, daß die mangelhafte Überlieferung mit dem von ihr ausgeübten Beruf der Kostümbildnerin zusammenhänge, die hinter den Kulissen, von Publikum und Kritikern ignoriert, tätig ist. Und er fügt hinzu: „Die Lebenswege dieser Frau waren schwer rekonstruierbar; man wußte nicht, woher sie kam und wohin sie ging. Es schien, als verliefen die Wege der Sylta Busse in den Wirren der Geschichte.“ (Mittenzwei 1990, 636)



Sylta Busse mit Zeichenblock und Tasche
Scherenschnitt von Flora Süßmann (Didit)

Rieucros
1940
Süßmann

Es fragt sich, warum sich bisher niemand fand, die Fäden der Biographie Sylta Busses zu entwirren. Die einschlägige Literatur, das biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration, trägt in diesem Fall eher zur Verwirrung bei. Im Eintrag zur Person Sylta Busses in diesem ansonsten sehr verdienstvollen Nachschlagewerk wimmelt es von Fehlern und Kuriositäten. Richtig ist zwar, daß Sylta als Tochter des Hotelbesitzers und Kunstliebhabers Georg Busse 1906 – wie der Vorname nahelegt – auf Sylt geboren wurde. Ihre Mutter war jedoch nicht

Helene Felder, die dritte Frau des Vaters, sondern Marie Sachse. Entgegen den Angaben im Handbuch hatte Sylta durchaus Geschwister. Dies ist insofern von Bedeutung, als sie 1940 aus Frankreich kommend von ihrer Schwester Sybille Laubenthal in Berlin eine Zeitlang versteckt werden konnte.

Daß zum einen die Fehler gehäuft bei Frauen auftreten (dies gilt auch für den Eintrag von Lenka Reinerová) und zum anderen eine Reihe von in Rieucros internierten Frauen im Gegensatz zu ihren Ehemännern und Lebensgefährten nicht im Handbuch verzeichnet



Sylta Busse und ein Modell
Scherenschnitt von Flora Süßmann (Didit)

Reismann
 1940
 Süßmann

sind, legt die Vermutung nahe, daß im Falle der Frauen nicht mit der gleichen Sorgfalt recherchiert wurde.⁴ Festzuhalten bleibt: Das Leben der betroffenen Frauen ist gar nicht oder nur sehr lückenhaft bzw. falsch überliefert.

Christine Backhaus-Lautenschläger, die das Schicksal deutschsprachiger Emigrantinnen in den USA nach 1933 untersucht hat, kommt zu dem Ergebnis:

Eine kaum noch überschaubare Flut von Publikationen über das deutsche Exil 1933-1945 ließ eine Leerstelle zurück: das Schicksal der Frauen, die aus politischen oder rassischen Gründen nach

1933 aus Deutschland und Österreich und später aus Europa fliehen mußten, und derjenigen, die ihrem gefährdeten Lebenspartner in die Fremde folgten. (1991, 1)

Auch Sylta Busse war ihrem Lebenspartner János Reismann, den sie in Berlin während ihrer Ausbildung kennengelernt hatte, „in die Fremde gefolgt“. Sie besuchte in den zwanziger Jahren die „Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst“, ein Zusammenschluß der Akademischen Hochschule für bildende Künste (die heutige HdK) mit dem Kunstgewerbemuseum, das

im Martin-Gropius-Bau untergebracht war. Dort absolvierte sie eine Lehre als Buchhändlerin, die sie mit der Gesellenprüfung abschloß. Der Vater hatte darauf bestanden, daß sie etwas „Richtiges“ lerne. Als János Reismann 1932 durch die Vermittlung von John Heartfield den Auftrag erhielt, für die AIZ (*Arbeiter-Illustrierte-Zeitung*) eine Photo-reportage über Sibirien zu machen, begleitete Sylta Busse ihn. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde eine Rückkehr nach Deutschland zu gefährlich, da János Reismann Jude war. Der als Reise „ins gelobte Land“ geplante Aufenthalt wurde zur ersten Station der Emigration.

Sylta Busse arbeitete als Kostümbildnerin für Boris Erdmann und schloß sich dann dem deutschen Emigrantentheater „Kolonne Links“ an. „Mehr Spaß machte ihr dann die Theaterarbeit mit Maxim Vallentin, der von Erwin Piscator mit der Leitung des aufzubauenden ‚Deutschen Gebietstheaters‘ in Dnepropetrovsk betraut wurde.“ So erläutert Mittenzwei ihren weiteren beruflichen Weg. Während in der 1979 im Reclam-Verlag Leipzig erschienenen Darstellung *Exil in der UdSSR* das zum Teil grausame Schicksal der deutschen EmigrantInnen, die den stalinistischen „Säuberungsaktionen“ zum Opfer fielen, verschwiegen bzw. verfälscht wird, schreibt Werner Mittenzwei ohne Umschweife dazu:

Die Stalinschen Repressionen trafen jetzt [1938] in aller Härte und immer größerer Zahl auch die deutschen Emigranten. Die meisten Mitglieder der ehemaligen „Kolonne Links“ waren bereits verhaftet. [...] In Moskau erfuhr Sylta Busse, daß ihr Mann János Reismann unverzüglich die Sowjetunion zu verlassen habe. Die Ausweisung erfolgte ohne Angabe von Gründen. (1990, 637)

Eine abenteuerliche Fahrt brachte Sylta Busse über Prag nach Paris, wo sie von János Reismann erwartet wurde. Ihre ursprünglich

geplante Route über Österreich wurde durch den „Anschluß“ unmöglich gemacht. In der aussichtslos scheinenden Situation – alle Flüge in Prag waren auf längere Zeit ausgebucht – half der Schutzengel in Form eines menschenfreundlichen Zeitgenossen, der ihr ein Flugticket überließ. In Paris hatte sich bereits ab Mitte 1933 deutsches Emigrantentheater etabliert, das zum größten Teil aus bekannten Berliner SchauspielerInnen, unter anderem aus Mitgliedern der Truppe 31 bestand. Sylta Busse schloß sich dieser Gruppe an. Unter der Regie von Slatan Dudow fand unter dem Titel *99 Prozent* im Mai 1938 die Uraufführung von acht Szenen aus dem Brecht-Stück *Furcht und Elend des Dritten Reiches* statt.

Wie viele andere war auch Sylta Busse durch die Zusammenarbeit mit politisch aktiven EmigrantInnen und ihr öffentliches antifaschistisches Engagement den französischen Behörden suspekt. Deshalb wurde sie im Februar 1940 verhaftet und in das Lager Rieucros gebracht, das sie im November desselben Jahres unter nicht genau geklärten Umständen verließ.

Sylta Busse kam im Unterschied zu den meisten Genossinnen erst relativ spät ins Lager (die anderen sind größtenteils in den ersten Septembertagen 1939 verhaftet und im Oktober nach Rieucros transferiert worden) und wurde in die Baracke II eingewiesen, in der Frauen aller Nationalitäten und Provenienzen zusammengewürfelt waren. Für die Künstlerin boten die Frauen aus verschiedenen gesellschaftlichen Schichten und vor allem auch aus den Randgruppen der Gesellschaft ein faszinierendes Studienfeld, und so schrieb sie am 7. März 1940:

Komischerweise ist es gar nicht langweilig, d.h. bei soviel verschiedenen Frauentypen passiert immerzu etwas. Studien kann man hier machen,

einfach toll!! Meine Baracke ist besonders gemischt, aber viele nette Frauen dabei neben recht unangenehmen; ich komme aber mit allen recht gut aus. Am nettesten sind die kleinen Spanierinnen.

Die insgesamt 23 Briefe und 14 Karten, die aus der Internierungszeit der Künstlerin erhalten sind und sich in ihrem Nachlaß befinden, vermitteln ein anschauliches Bild vom Zusammenleben der Frauen im Lager und den Internierungsumständen. Die Lagerregelung sah vor, daß die Frauen zweimal wöchentlich Briefe schreiben durften, donnerstags und sonntags. Post erhalten durften sie dagegen in unbegrenzter Zahl.

Daß die Briefe im Hinblick auf die Zensur vorsichtig formuliert waren und nicht immer die wahren Zustände im Lager beschrieben, belegt der einzige unzensierte Brief, den Sylta Busse durch einen Besucher aus dem Lager nach Paris schmuggeln ließ. Darin berichtet sie von einem Brief, der ihr von der Lagerleitung zensiert worden war:

Man hatte ihn nicht rausgelassen, weil ich über die Ernährung gewagt hatte zu schreiben und zwar: „Unsere Ernährung ist die allertraurigste, selbst die armseligen Wurzeln in Wasser gekocht ohne Salz, ohne alles, entzieht man jetzt uns Kranken.“ Monsieur Vesembre hatte an den Rand geschrieben (betreffender Satz war natürlich dick unterstrichen: „Bemühen Sie sich doch sie heiterer zu gestalten, Madame.“ Dieser zynische Hund [...] Ich hungere jetzt buchstäblich [...]. Nahrungsmittel – neuerdings gibts die nicht mal mehr. Mittags bin ich wirklich manchmal verzweifelt, von meinem Brot esse ich auch nur die Rinde. Das Innere ist zu feucht und frisch, Gott sei Dank kann ich mit einer tauschen, die wegen ihrer Zähne nur Inneres essen kann. (undatierter, unzensierter Brief)

Im April wurde Sylta Busse ins Krankenhaus eingeliefert, womit ihr – was sie sehr beklagt – die Möglichkeit genommen wurde, weiterhin ihre Studien zu betreiben. Sie war

nun zur Untätigkeit verdammt und suchte sich für den zermürbenden, langweiligen Aufenthalt eine sinnvolle Beschäftigung. Sie bat immer wieder darum, daß man ihr Bücher schicke, deren Titel sie genau benannte. Es waren dies der Roman *Vom Winde verweht*, eine praktische Anleitung mit Ratschlägen bekannter Künstler mit dem Titel *Lerne zu zeichnen und zu malen*, eine Sammlung von Künstlerbriefen und Romane von Balzac. Das hartnäckige, in jedem Brief neu formulierte Interesse an der publikumswirksam geschriebenen Liebesgeschichte von Scarlett O'Hara und Rhett Butler auf dem Hintergrund des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges erstaunt angesichts ihrer ansonsten eher anspruchsvollen Lektüre. Die Attraktivität der „Love Story“ und deren literarstrategisch geschickte Einbettung in das Kriegsgeschehen erklärt sich möglicherweise durch die Tatsache, daß der 1936 erschienene und 1939 verfilmte Roman gerade in der französischen Übersetzung erschienen war und in literarisch interessierten Kreisen diskutiert wurde. Daneben bot die Lektüre dieses einfachen Textes Sylta Busse eine willkommene Ablenkung und die Möglichkeit, auf lustvolle Weise ihre Französischkenntnisse zu verbessern. Doch liegt die Faszination dieses Romans sicher neben dem Identifikationsangebot durch die Heldin in der Analogie der dem Roman zugrundeliegenden Handlung mit den geschichtlichen Ereignissen, deren Zeugin Sylta Busse war: Flucht und Vertreibung in der Folge von kriegerischen Auseinandersetzungen.

Da János Reismann stets bemüht war, die Wünsche seiner Frau zu erfüllen, bekam Sylta Busse die Bücher bald. In der 1926 in Dresden erschienenen Sammlung *Künstlerbriefe über Kunst. Bekenntnisse von Malern, Architekten und Bildhauern aus 5 Jahrhunderten* (Linde-

Bernays 1926), einem Kaleidoskop kunsttheoretischer Äußerungen unterschiedlichen Formats, das mit 60 Darstellungen berühmter Meister ausgestattet ist, blätterte Sylta Busse täglich: „Jeden Tag lese ich einige Briefe in diesen Künstlerbriefen. Das ist für mich eine Fundgrube!! Ich finde darin so viele Dinge, die mir direkt ins Herz gehen.“ (Brief vom 24.4.1940) Die Lektüre der Künstlerbriefe stellte nicht nur eine regelmäßige Ablenkung in dem ansonsten sehr eintönigen Alltag im Krankenhaus dar, sondern bot auch den Anlaß für eine vertiefte Auseinandersetzung mit ästhetischen Positionen: „Die Künstlerbriefe sind eine wahre Freude. Ich lese jeden Tag zwei oder drei mit Ruhe und denke lange darüber nach.“

Ein Brief von Honoré Daumier (1808-1879), dem Karikaturisten, der wegen seiner unbotmäßigen Zeichnungen unter dem Bürgerkönig Louis-Philippe im Jahr 1832 im Gefängnis saß, weckt Sylta Busses Interesse. Seine humorvolle Beschreibung des eigenen Gefängnisaufenthaltes und die Analogie zu ihrer Situation veranlassen sie, eine längere Passage daraus zu zitieren:

Ich befinde mich also in Pélagie, ein köstlicher Aufenthalt, wo sich alle Welt nicht amüsiert. Dennoch ich amüsiere mich hier und wäre es nur aus Opposition. Ich versichere Dir, daß ich mich mit dieser Pension gut vertragen würde, wenn nicht hier und da die Erinnerung an mein Daheim, daß heißt meine Familie, den Reiz der süßen Einsamkeit stören würde. Dieses für sich würde das Gefängnis mir keine peinliche Erinnerung hinterlassen, im Gegenteil, besonders wenn ich in diesem Augenblick ein wenig mehr Tinte hätte, denn mein Tintenfass ist leer, was mich sehr stört und mich zwingt, meine Feder in einem fort einzutauchen, was mich ganz toll macht – ohne dieses also, sage ich, würde ich nicht glauben, daß mir etwas fehlt. Ich arbeite in meiner Pension viermal soviel als bei Papa. Ich werde von einem ganzen Haufen

bestürmt und gepeinigt, Bürger, deren Porträts ich machen soll!! (Daumier zit. n. Busse, Brief vom 5.5.1940)

Die frappierende Übereinstimmung, daß der Gefängnisaufenthalt als anregender und künstlerisch produktiver Ort erlebt wird, empfindet Sylta Busse bedauernd „leider [als] das Einzige, was wir gemeinsam haben!!“

Insgesamt machten die Briefe der französischen Künstler auf Sylta Busse einen größeren Eindruck, da deren geistiges Niveau „eben einfach schon wesentlich höher und freier ist.“ Und sie verweist im gleichen Brief auf Gauguin, dessen Äußerungen zur zeichnerischen Technik sie beeinflussen. Sie befürchtet, daß eine allzu große und schnell angefertigte Zahl an Entwürfen den Ansprüchen an die künstlerische Präzision nicht genügen und einen Mangel an Technik verraten könnten. Doch der Rat Gauguins an seine Schüler im Atelier: „Zur Genauigkeit werden Sie schon noch gelangen, wenn Ihnen viel daran liegt. Die Technik kommt ganz von selbst, sogar ohne daß man's will mit der Übung und desto leichter je weniger man daran denkt“ (zit. n. dem Brief vom 10.5.1940), ermutigt sie, ihrem künstlerischen Temperament freien Lauf zu lassen.

Läßt die in ihren Briefen betonte Besorgnis um die Technik eine kunsttheoretische Haltung durchscheinen, in der die Form losgelöst von den dargestellten Inhalten im Vordergrund zu stehen scheint, was angesichts der Vorgeschichte Sylta Busses und der konkreten Situation erstaunt, so wird diese Einschätzung durch einen Zusatz im Brief über Daumier relativiert. Dort wertet sie diejenigen, „die über die Leidenschaft Kunst zu schaffen berichten“, gegenüber denjenigen auf, die „Kochrezepte“ über das Zeichnen verbreiten, wobei sie sich dabei auf das Buch

Lerne zeichnen und malen bezieht. „Darin sind kurze Abschnitte und Ratschläge von allen großen Meistern und wie sie meinen, daß man Zeichnen lernen kann.“ Die mit der Formulierung „Leidenschaft für die Kunst“ ins Spiel gebrachte Emotionalität geht über eine nur der Perfektion der Form verschriebene Kunst hinaus. Mit dem im Brief folgenden Zusatz, der diesen „leidenschaftlichen“ Künstlern bescheinigt, „sie sagen einem immer wieder gegen den Stachel zu löcken, d.h. sie lassen einen nicht einschlafen“ (Brief vom 5.5.1940), bringt Sylta Busse quasi unter der Hand die Kategorie des künstlerischen Engagements mit ins Spiel, die Frage nach Zweck und Funktion von Kunst.

Damit ist zwangsläufig die zentrale Frage der Moderne verbunden, die Frage nach der Darstellung und Darstellbarkeit von Wirklichkeit. Wie äußert sich Sylta Busse nun dazu? In diesem Zusammenhang muß noch einmal daran erinnert werden, daß ihre vor der Internierung liegende künstlerische Tätigkeit mit einem sich politisch verstehenden, engagierten Theater verbunden war. Sie hatte bei Inszenierungen mitgewirkt, die ausgehend von dem möglichen aufklärerischen Charakter der darstellenden Kunst die politische Bildung und Aufrüttelung der Massen zum erklärten Ziel hatten. Die dem zugrundeliegende Annahme von der Veränderbarkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse hatte die Theaterarbeit insgesamt entscheidend beeinflußt (Agitprop-Theater, Brecht) und eine Debatte über die Formen entfacht, die eine derartige Theaterarbeit impliziert.

In diesem Punkt vertritt Sylta Busse einen modernen Standpunkt, den sie mit einem Zitat aus dem einzigen in der Sammlung der Künstlerbriefe enthaltenen Brief von Picasso zum Ausdruck bringt. „In Wirklichkeit kopiert man nie die Natur, man ahmt sie nicht

nach, man bekleidet erfundene Objekte mit einem realistischen Schein!“ Sie zollt Picasso Beifall und kommentiert: „Das ist wunderbar gesagt.“ Sie zitiert weiter: „Die Kunst ermöglicht uns unseren Begriff von dem, was die Natur nicht unter einer absoluten Gestalt darstellt, auszudrücken.“ (Brief vom 21.4.1940)

Der Brief Picassos, mit dem sie sich an dieser Stelle auseinandersetzt, enthält ein vehementes Plädoyer für die Moderne. Das macht ihn für Sylta Busse gerade interessant. Sie bedauert, daß der Sammelband nur diesen einen Brief von Picasso enthält, denn: „Natürlich ist er für uns außerordentlich interessant, denn von allen Künstlern in diesem Buch ist er der jüngste und modernste!“ Zum Verhältnis von Kunst und Wirklichkeit schreibt Picasso: „Wir wissen heute, daß die Malerei nicht die Wahrheit ist. Die Kunst ist Dichtung, die uns erlaubt, an die Wahrheit heranzukommen; wenigstens an die Wahrheit, die uns erkennbar ist“, oder „man spricht von Naturalismus im Gegensatz zur modernen Malerei. Hat je einer ein natürliches Kunstwerk gesehen? Natur und Kunst sind zwei völlig verschiedene Dinge.“ Und weiter: „vom Standpunkt der Kunst gibt es nicht konkrete oder abstrakte Formen, sondern mehr oder minder konventionelle Verdolmetschungen.“ (Linde-Bernays 1926, 886-892)

Seine Äußerungen treffen bei Sylta Busse auf uneingeschränkte Zustimmung: „Er hat Gedanken ausgedrückt, die ich gefühlt habe, aber die ich nicht so einfach und klar ausdrücken konnte. Ich könnte noch weitere Passagen zitieren, aber ich habe nur zwei Seiten zur Verfügung.“

Schauen wir uns nun auf diesem Hintergrund ihre eigenen Zeichnungen an. Zunächst scheint es so, als sei Sylta Busse den traditionellen Kategorien der Darstellung verhaftet: In ihren Zeichnungen sind realisti-

sche Szenen des Lageralltags zu sehen, Abbildungen der Realität, scheinbar ohne Spur eines Experiments mit Form und Darstellbarkeit. Doch hinter dem Gestus einer vorgetäuschten Normalität wird mit kleinen, humoristischen Details bei den BetrachterInnen Irritation ausgelöst und damit ein Bruch mit eben dieser Realität erzeugt. Die Doppelbödigkeit besteht zum einen in der Darstellung der Banalität des Alltäglichen in einer nichtalltäglichen Situation und zum anderen in den augenzwinkernd platzierten Tretminen, die die vordergründige Idylle zum Platzen bringen.

Die 12 Zeichnungen des Skizzenbuchs nehmen unterschiedlich auf das konkrete Alltagsgeschehen Bezug. Gleich auf der ersten Zeichnung, die dem gemeinsamen Waschen der Frauen gewidmet ist, wird der Blick der BetrachterInnen durch zwei Akzentsetzungen der Künstlerin bewußt gelenkt. Eine im Zentrum der Zeichnung stehende Figur wurde von Sylta Busse demonstrativ in grüne Socken und plumpe Holzschuhe gesteckt, die in krassem Gegensatz zur zarten Erscheinung der Frau stehen. Ihr Gegenüber – eine in der Darstellung Rubensschen Frauentypen nachempfundene Mitinternierte mit ausladenden weiblichen Formen – hat ein Bein zur Vereinfachung ihres akrobatisch anmutenden Waschvorgangs auf ein Buch abgestützt. Die mit dieser Darstellung verbundene ironische Distanzierung von der Situation unterscheidet sie insofern von den thematisch vergleichbaren Wasch- und Duschszenen, die Lou Albert-Lasard von den Frauen in Gurs anfertigte und denen sie „einen sinnlichen, sogar erotischen Ausdruck“ verleiht. (Flagmeier in *Gurs* 1991, 61)

Andere Szenen wie die Essensaussgabe (S. 163), die Milchaussteilung (S. 165) und die nächtliche Versammlung der Frauen im Frei-

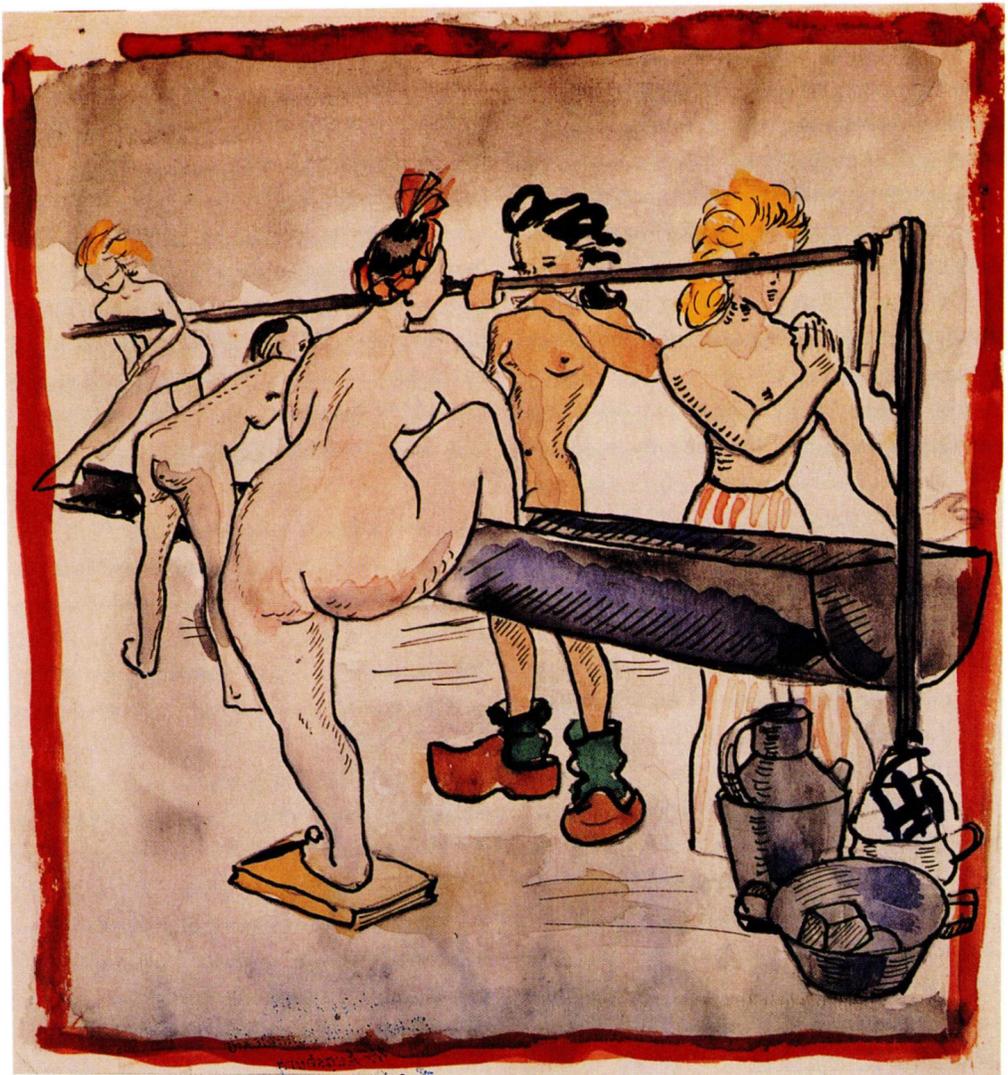
en (S. 172) erinnern in der Stilisierung bestimmter Eigenschaften und des äußeren Erscheinungsbildes an Zilles Zeichnungen aus dem „Milljöh“. Die Akzentuierung typisch weiblicher Attribute gibt diese der Lächerlichkeit preis. In einigen Szenen wird der komische Effekt durch die Bildkomposition verstärkt, wie bei der Essensaussteilung, in der eine Gruppe von vier Frauen jeweils einen Arm mit ihrem Eßgeschirr fordernd in das Bild hinein- und einer verhärmten Erscheinung entgegenstreckt. Die erzeugte Spannung wird durch die dazwischengeschobene Bank noch unterstrichen.

In einigen Zeichnungen gleitet die Stilisierung ins Surreale, so wenn reale Begebenheiten (Ein Fest in der Baracke, S. 164) überzeichnet dargestellt oder phantastische Elemente eingebaut werden: Eine nächtliche Versammlung von Frauen in eleganten Morgenmänteln (S. 172) ist ebenso unrealistisch wie die im Bett wuchernden Grünpflanzen, der die Skizzenfolge abschließenden letzten Szene (S. 173). Der Bühnenbildcharakter dieser Zeichnung verweist auf die vom Theater geprägte professionelle Herkunft Sylta Busses und bringt die Entlarvung des Ungewöhnlichen im Alltäglichen auf einen vorläufigen ironischen Höhepunkt. Neben der Stilisierung typischer Attribute von Weiblichkeit, mit der sie diese ironisiert, stellt Sylta Busse durch die Wahl der Topoi und der Art ihrer Inszenierung kunstgeschichtliche Bezüge her. Dafür sei zunächst als Beispiel die Szene herausgegriffen, in der zwei Frauen auf einer Decke liegend ein Sonnenbad nehmen (S. 171). Mit diesem Freundinnenmotiv stellt sie sich in die Tradition der Thematisierung weiblicher Intimität, die vor allem in den zwanziger Jahren sehr beliebt war und „eine Utopie, die Hoffnung auf eine Alternative zur Entfremdung der Geschlechter“ enthält. (Lüt-

gens in Mammen 1991, 50) Besonders meisterhaft realisiert hat dieses Thema die 1890 geborene und ab 1915 in Berlin lebende Künstlerin Jeanne Mammen in ihren Illustrationen zu Pierre Louys *Die Lieder der Bilitis*, „eine anmutig und delikater formulierten Auseinandersetzung mit weiblicher Homophilie“ (Reinhardt in Mammen 1991).

In der figürlichen Anordnung und der Gestik der Protagonistinnen erinnert die Freundinnenszene an das 1895 entstandene Gemälde *L'abandon ou les deux amis* von Toulouse-Lautrec, wobei die Zeichnung Sylta Busses

durch die in den Vordergrund gerückten klobigen Holzschuhe und die übertriebene Haarschleife der Frau, die den BetrachterInnen den Rücken zuwendet, im Unterschied zum Gemälde Toulouse-Lautrecs eine recht hausbackene Erotik ausstrahlt. Diese gedämpfte, eher nüchterne Sinnlichkeit findet sich auch in den Schwarzweißzeichnungen aus dem Lager von Sylta Busse, von denen einige an die Mode- und Werbezeichnungen der in den zwanziger Jahren aufkommenden Magazine und Massenmedien und die sogenannte „Großstadtmalerei“ anknüpfen.



Das Bad

Skizzenbuch Sylta Busse, Akademie der Künste Berlin-Brandenburg, Stiftung Archiv, Sylta Busse Nachlaß



Essensausgabe durch die Barackenchefin

Skizzenbuch Sylta Busse



Ein Fest in der Baracke

Skizzenbuch Sylta Busse



Der Milchmann

Skizzenbuch Sylta Busse



Beim Gemüseschälen

Skizzenbuch Sylta Busse



Essensausgabe an der Küche

Skizzenbuch Sylta Busse



Haarwäsche mit Nachtopf

Skizzenbuch Sylta Busse



Aufruhr im Lager

Skizzenbuch Sylta Busse



Bei der Kartenlegerin

Skizzenbuch Sylta Busse



Freundinnen

Skizzenbuch Sylta Busse



Im Mondschein

Skizzenbuch Sylta Busse



In der Baracke

Skizzenbuch Sylta Busse

Einige der von Sylta Busse porträtierten Frauen entstammen möglicherweise eben jenen Orten des Berliner (Nacht-)Lebens, das auch Jeanne Mammen auf der Suche nach Modellen „allein oder in Begleitung ihrer Schwester“ durchstreifte (ebd., 48). Mammen und andere Künstlerinnen der zwanziger Jahre „eroberten sich diese [großstädtischen] Räume und ließen ihre eigene Schaulust darin schweifen“ (ebd.). Sylta Busse aber kommt im Lager zum ersten Mal in engeren Kontakt mit dieser (Halb-)Welt und sieht darin sofort eine Chance für ihre künstlerische Entwicklung. Von daher erklärt sich der Nachdruck, mit dem sie darauf besteht, im Lager zu bleiben, und die Begeisterung, mit der sie von ihrer Arbeit spricht:

Diese Mädchen sind mir einfach Schätze als Modelle. Gestern habe ich zwei Portraits von einer gemacht, die hat einen Ausdruck wie ein Engel, der durch alle Gossen geschleift ist, dabei zum bersten dumm (21 Jahre) und wenn sie den Mund auftut, glaubst Du, Du siehst in eine Kloake so durch und durch krank und grauenhaft sind die

Zähne, dabei ein Gesichtsoval und Augen – unbeschreiblich. Von ihr will ich noch viel machen. (Brief vom 27.3.1940)

Eine eingehende Analyse der Zeichnungen von Sylta Busse müßte den hier aufgezeigten Parallelen weiter nachgehen und fragen, ob und wie die spezifischen Bedingungen im Lager die Bearbeitung der Sujets beeinflusst haben. Vielversprechend scheint mir dabei durchaus ein Vergleich mit Jeanne Mammen, auch wenn die Arbeiten von Sylta Busse nicht deren künstlerische Qualität aufweisen.

Die Internierung in Rieucros ermöglichte es Sylta Busse, ihre künstlerische Entwicklung voranzutreiben. Das Nachholbedürfnis in Sachen Modellstudien bestimmt ihre künstlerische Arbeit zunächst stärker als die Suche nach neuen Formen und das Experimentieren damit. Der in den Studien und Zeichnungen deutlich werdende „andere Blick“ auf Frauen und weibliche Intimität enthält allerdings eine künstlerische Erneuerung, die anhand des Gesamtwerkes aus dem Lager überprüft und spezifiziert werden müßte.



Marie und Sonja, 22. März, Rieucros

Sylta Busse, Akademie der Künste Berlin-Brandenburg, Stiftung Archiv, Sylta Busse Nachlaß



23. März, Maria und Mercedes

Sylta Busse



29. März

Sylta Busse



27. Mai im Lager, Sascha, Fanny, Betty, das erste Mal nach dem Krankenhaus

Sylta Busse



27. Mai im Lager, Helly und Fanny

Sylta Busse



3. Juni

Sylta Busse



7. Juni, Sascha, Antonia und Betty

Sylta Busse



27. Juni, Antonia

Sylta Busse

Anmerkungen

- 1 Ob „Der kleine Augenblick“ an Weihnachten 1939 oder, wie Ursula Katzenstein in ihrem Tagebuch vermerkt, am 18. Februar 1940, dem Geburtstag einer deutschen Genossin aufgeführt wurde, kann nicht eindeutig entschieden werden. Es ist jedoch möglich, daß die Szenen im Februar wiederholt wurden.
- 2 Das Moorsoldatenlied hatte seit seiner Entstehung im Sommer 1933 eine besondere Rolle gespielt. Nach seinem Vorbild wurden in vielen Lagern Lagerlieder geschaffen. Erich Mirek hatte das Lied nach seiner Entlassung aus dem KZ Oranienburg zu Pfingsten 1934, wo das Bürgermoorlied durch ehemalige Moorsoldaten bereits bekannt geworden war, während seines Aufenthaltes in Prag den dortigen deutschen politischen Emigranten vermittelt. Auf diesem Weg gelangte das Lied in die Prager Ausgabe der *Arbeiter-Illustrierten-Zeitung* (AIZ), wo es am 8. März 1935 im 4-stimmigen Originalsatz veröffentlicht wurde. Vgl. dazu: Lammel/Hofmeyer (Hrsg.): *Lieder aus den faschistischen Konzentrationslagern*. Leipzig 1962, S.16.
- 3 Titel eines Songs der Frauenliedergruppe „Schneewittchen“.
- 4 Dies gilt z.B. für die im folgenden aufgeführten, aber darüber hinaus sicherlich auch noch für weitere Frauen: Maria Deter, Gertrud Ende, Dora Schaul, Else Firl, Herta Huber (Möser), Helena Frank, Mira Kugler, Herta Fischer (Norden), Elisabeth Kühnen (Kurella), Paula Ruess (Nuding), Ida Levy, Hilde Neumann (Rosenfeld), Else Frenken (Sekretärin von Willy Münzenberg), Lucie Rosenberg, Charlotte Wormova (Janka), Doris von Salomon.

Leerseite

V. KAPITEL

Brens

Leerseite

Brens:

Die letzte Etappe vor der Deportation

„Wie in jedem Internierungslager, so ist die Stimmung auch in Brens ziemlich gedrückt, doch sie zeichnet sich zusätzlich durch eine – für ein Frauenlager typische – Spannung aus, die sich bei jedem noch so unbedeutenden Anlaß entladen kann.“ (AD Tarn 495 W 4) Mit diesen Worten charakterisierte der Verantwortliche des Lagers Brens Anfang August 1942 die Verfassung der Frauen, die teilweise schon seit über zwei Jahren interniert waren, und er fügte erklärend hinzu: „Die dem weiblichen Charakter eigene Nervosität steigt in dem Maß wie die Hitze zunimmt“. Daß die vom Transfer nach Brens erhoffte Verbesserung der Lage nicht eintrat, hatte verschiedene Gründe. Die Dauer der Internierung und die damit verbundene psychische und physische Schwächung trugen ebenso dazu bei wie die begründete Befürchtung mancher Frauen, daß ihnen ein noch schlimmeres Schicksal unmittelbar bevorstehe. Zweifelsohne waren Informationen über Transporte von Jüdinnen und Juden aus Frankreich in osteuropäische Lager auch nach Brens durchgesickert und hatten die Frauen in Alarmbereitschaft versetzt, denn die Umstände dieser Aktionen ließen keinen Zweifel am eigentlichen Zweck dieser offiziell als Evakuierungen in Arbeitslager deklarierten Deportationen.

Im Sommer 1941 hatte die unrühmliche Zusammenarbeit der deutschen und französischen Behörden bei der Realisierung der „Endlösung“ begonnen. Die Dokumente über die Verhandlungen belegen eine große Ko-

operationsbereitschaft von französischer Seite, die verschiedene Ursachen hatte. Die Vichy-Behörden glaubten, durch die Auslieferung der ausländischen Jüdinnen und Juden an die Deutschen die Verfolgung ihrer französischen GlaubensgenossInnen verhindern zu können. Anläßlich einer ersten großangelegten Razzia in Paris wurden Mitte August 1941 im 11. und 12. Arrondissement alle männlichen Juden unter 60 Jahren (insgesamt 3477) verhaftet und in das Lager Drancy bei Paris gebracht (Rajfus 1991).

Die erste Deportation aus Frankreich nach Auschwitz fand am 27. März 1942 statt und stellte den Auftakt zu einer Menschenjagd dar, in deren Verlauf insgesamt 75 000 Juden und Jüdinnen aus Frankreich deportiert wurden. Am 16. und 17. Juli 1942 wurden mehr als 13000 ausländische Jüdinnen und Juden, darunter 4000 Kinder, in der Region Paris verhaftet und 7000 von ihnen vorübergehend im Sportpalast Vélodrome d'Hiver (kurz „Vél d'hiv“ genannt), zusammengepfercht.

Ungefähr zum gleichen Zeitpunkt begannen die entsprechenden Instanzen von Vichy, eine große Razzia vorzubereiten, mit der in der sogenannten „freien Zone“ 15000 Jüdinnen und Juden verhaftet und den deutschen Behörden übergeben werden sollten. Zwischen dem 6. und 24. August 1942 wurden 4662 Internierte aus zahlreichen Lagern im Süden nach Drancy gebracht und von dort deportiert.



Das Lager Brens, 5. März 1942. Eine der Waschbaracken

Photo: © André Jean-Faure. Archives Départementales du Tarn 495 W



Das Lager Brens, 5. März 1942. Blick auf die Baracken und den Wasserturm

Photo: © André Jean-Faure



Das Lager Brens, 5. März 1942. Lagerstraße und Wasserturm

Photo: © André Jean-Faure



Das Lager Brens, 5. März 1942. Die Küche

Photo: © André Jean-Faure



Das Lager Brens, 5. März 1942. Der Speisesaal

Photo: © André Jean-Faure



Das Lager Brens, 5. März 1942. Innenansicht einer Baracke

Photo: © André Jean-Faure

Neben den aus politischen Gründen oder wegen Prostitution und anderer Delikte in Brens internierten Französinen befand sich noch eine Gruppe ausländischer, größtenteils jüdischer Frauen im Lager, deren verzweifelte Bemühungen um ein Visum und Entlassung erfolglos geblieben waren. Die Zunahme der Fluchtversuche im Verlauf des Sommers 1942 belegt, daß die Situation als immer bedrohlicher empfunden wurde.¹ Wie ein Bericht der im Lager tätigen Vertreterin der protestantischen Hilfsorganisation CIMADE bestätigt, spürten die betroffenen Frauen ganz klar die Gefahr, in der sie sich befanden: „Die Internierten gewöhnten sich daran, wenn man so sagen kann, jeden Morgen zu denken, daß dies ihr letzter sein könnte.“ (Loiseau-Chevalley in *Les Clandestins* 1989, 124)

Über die Organisation des Lagers und alle damit zusammenhängenden materiellen Fragen geben uns – wie im Fall von Rieucros – die Monatsberichte präzise Auskunft. Daneben existiert in den Archivunterlagen ein sehr ausführlicher Bericht des Generalinspektors der Lager, André Jean-Faure über Brens. Die Generalinspektion der Lager wurde auf Initiative des Innenministeriums offiziell durch Erlaß vom 18. September 1941 eingerichtet und sollte zu einer einheitlichen und besseren Organisation der Lager beitragen. (Grynberg 1991, 235) Aus diesem Grund bereisten Jean-Faure und einige Mitarbeiter ab Oktober 1941 die Internierungslager im Süden Frankreichs, darunter auch Brens im März 1942. Bei dieser Gelegenheit, also kurz nach dem Transfer der Frauen aus Rieucros, hat er auch die hier veröffentlichten Lageransichten fotografiert. Ein Blick auf die Photos und den Plan von Brens läßt die grundlegend andere topographische Struktur dieses Lagers erkennen. Die Baracken waren sym-

metrisch angeordnet und standen in einer dichten Reihe hintereinander. Im Unterschied zu Rieucros mit seinem weitläufigen Gelände bot sich in Brens keinerlei individuelle Rückzugsmöglichkeit. Das daraus zwangsläufig resultierende ständige Zusammenleben auf engstem Raum und das Gefühl einer stärkeren Kontrolle prägten auch die Atmosphäre in diesem Lager. Gleichzeitig entfaltete die Lagerleitung eine größere Routine im Umgang mit der zunächst als Provisorium angesehenen Internierung, die sich unversehens zur Dauereinrichtung entwickelt hatte. Der Tagesablauf blieb in Brens noch weniger dem Zufall bzw. den Frauen überlassen und wurde durch ein vielfältiges Angebot von freiwilligen Arbeiten und Aktivitäten strukturiert. Dabei konnte der Lagerkommandant auf Erfahrungen aus Rieucros zurückgreifen. Es wurde genäht, geschustert, und wie schon in Rieucros stellten die Lagerinsassinnen Taschen und Schuhe aus Bast her und fabrizierten kunstvolle Knöpfe aus Holz. Die Einrichtung einer speziellen Kultur- und Freizeitbaracke durch die protestantische Hilfsorganisation CIMADE und das französische Rote Kreuz wurde von der Lagerleitung begrüßt und gefördert (AD Tarn 495 W). Diese Hilfsorganisationen versuchten ebenso wie die Quäker, das Schweizer Hilfswerk „Secours catholique Suisse“ und der französische „Secours National“ durch Zusatznahme oder Kleiderspenden zur Verbesserung der Lage beizutragen.

Die Kulturbaracke, das „Foyer“, war täglich geöffnet und bot den Frauen ein breites Spektrum kultureller Aktivitäten, die regen Zuspruch fanden. Eine Theatergruppe und ein Chor wurden ins Leben gerufen, und ab April 1942 fanden alle vierzehn Tage sonntags nachmittags öffentliche Vorführungen statt.

Wegen der zahlreichen im Lager vertretenen Nationalitäten bot es sich an, Sprachkurse durchzuführen. Auf dem Programm standen neben Französisch und Deutsch auch Englisch, Polnisch, Spanisch und Italienisch. Die französische Literatur wurde ebenso studiert wie Grammatik und Orthographie. Kurse und Vorträge zu ausgewählten Themen wurden von den Internierten unter der Aufsicht des Wachpersonals durchgeführt. Eine zentrale Rolle spielte dabei die französische Lehrerin Fernande Valignat. Sie nutzte ihre Kurse auch zur politischen Schulung und Sensibilisierung ihrer Mitinternierten. Das Engagement und die Aktivitäten von Fernande Valignat wie auch einiger anderer Französischen wurden von der Lagerleitung mit großem Argwohn betrachtet und ständig kontrolliert. Die in ihren Briefen formulierten Kommentare zum aktuellen Geschehen wurden stets zensiert und als Quelle für die Beurteilung ihrer Einstellung herangezogen. Im Jahr 1943 führten ihre politischen Aktionen und Proteste zu einer Anklage wegen kommunistischer Propaganda, von der sie jedoch freigesprochen wurden (AD Tarn 495 W).

Unabhängig von dem offiziell geförderten und institutionalisierten kulturellen Leben in Brens fanden sich die „Politischen“ auch hier weiterhin unter eigener Regie zusammen, um bestimmte Anlässe ihrer Wahl auf ihre Weise zu feiern. Überliefert ist dies für das Osterfest 1942, dessen Ablauf und Programm, die vorgetragenen Gedichte und ein Begleittext in einem Schulheft notiert wurden.² Bei dieser Gelegenheit wurden selbstverfaßte Texte rezitiert, Tänze aufgeführt und Lieder gesungen. Zwei besonders erfolgreiche Gedichte aus Rieucros von Marina Strade („Adieu au camp“ und „La Responsable“) kamen hier noch einmal zum Vortrag. Da-



Kosakentanz, Brens, Sommer 1942

Photo: © Angelita Bettini

durch und durch den im Text explizit hergestellten Bezug „zu unserer alten Baracke 6“ zeigt sich die personelle und ideelle Kontinuität zu den Aktionen in Rieucros.

„Dies ist das erste Mal seit unserer Ankunft in Brens, daß wir uns zu einem solchen Familienabend versammeln“, heißt es im einleitenden Text, und damit ist das zentrale Thema des Abends genannt, das sich leitmotivisch durch eine Reihe der zitierten Gedichte und den begleitenden Kommentar zieht. Mit den Texten spielen die Frauen einerseits auf die eigene Familie an, von der sie getrennt waren, und sie stellen sich andererseits damit in den Kontext der „großen Familie“, zu der alle diejenigen gehören, die für eine gerechte Gesellschaft kämpfen. Die-

se Aussage wird durch den Vortrag zahlreicher Gedichte von Victor Hugo unterstrichen, in denen die Familie und das Vaterland besungen werden. Indem sich die Frauen auf den wegen seiner politischen Ansichten von Napoléon Bonaparte verfolgten und aus Frankreich ausgewiesenen Victor Hugo berufen, stellen sie nicht nur einen Bezug zu ihrer eigenen Situation her, sondern sie betonen auch die demokratische Tradition, in der sie stehen. Bedenkt man allerdings die ideologische Instrumentalisierung des Begriffs „Familie“ durch das Vichy-Regime, so wirkt dieser Bezug zunächst irritierend. Im Rahmentext, der den Vortrag der Gedichte einleitet und vermutlich von einem Kollektiv verfaßt wurde, werden die einzelnen Mitglieder einer Familie prototypisch beschrieben. „Da ist zunächst das Kind“, das die zukünftige Generation und damit die Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft verkörpert. Aufgabe der Mutter, der „Seele des Heims“ und „Hausfrau“, ist die Sorge um das Kind, während der Vater die Rolle des Ernährers der Familie spielen muß. Diese Texte und die entsprechenden Gedichte entfalten eine vollkommen klischeehafte Vorstellung von Ehe und Partnerschaft, in der den Frauen eine auf Mann und Kinder bezogene Existenzweise zugewiesen wird. Dieser Rückgriff auf konservative Wertvorstellungen läßt sich möglicherweise durch die als immer bedrohlicher empfundene Internierungssituation erklären, in der die Familie in der Imagination zum Garanten für die entbehrte Harmonie und Sicherheit stilisiert wurde. Außerdem bewegen sich die politisch engagierten Frauen damit im patriarchalen Fahrwasser der Arbeiterbewegung, die die spezifische Ausbeutung der Frauen höchstens als „Nebenwiderspruch“ gelten läßt, der sich von selbst auflösen wird, wenn

die revolutionäre Veränderung der Gesellschaft erst einmal vollzogen sein wird.

In Brens schreiben die Frauen kaum eigene Texte. Auch daß von Marina Strasde neben zwei Gedichten lediglich zwei inhaltlich belanglose Klamaukstücke überliefert sind, zeugt davon, daß sich die Kunstproduktion verändert hat. Die Subversivität, die wir für Rieucros festgestellt haben, läßt sich für Brens nicht mehr belegen. Die Dauer der Internierung und die veränderte Zusammensetzung der Lagerklientel in Brens mag dabei ebenso eine Rolle gespielt haben wie die Tatsache, daß das kreative Potential der Frauen sich nun vorrangig in den konformistischen Veranstaltungen der Kulturbaracke entfaltete.

Zahlreiche in den Archiven befindliche Programme geben von dieser „offiziellen“ Kulturarbeit im „Foyer“ Auskunft. Diese Programme verzeichnen den Ablauf der Veranstaltungen, die im vierzehntägigen Rhythmus stattfanden. Neben Klavierkonzerten wurden Tänze vorgeführt und Lieder und Gedichte vorgetragen. Auffallend ist hierbei der Rückgriff auf Gedichte romantischer und politisch unverfänglicher Autoren wie Lamartine und Leconte de Lisle. Die Vielfalt der im Lager vertretenen Nationalitäten spiegelt sich in der Programmgestaltung wider. Einmal sind es katalanische und baskische Tänze, dann ein italienisches Wiegenlied und ein andermal ein russischer Volkstanz, mit denen die Frauen ihre jeweiligen Herkunftsländer präsentierten.

Während sich in den Archiven nur die Programme der Monate April und Mai 1942 befinden, belegt eine Reihe bisher unveröffentlichter Photos die Kontinuität der kulturellen Aktivitäten für den weiteren Verlauf der Jahre 1942 und 1943.



Pavane, Brens 1942

Photo: © Angelita Bettini



Menuett, Brens 1942

Photo: © Angelita Bettini

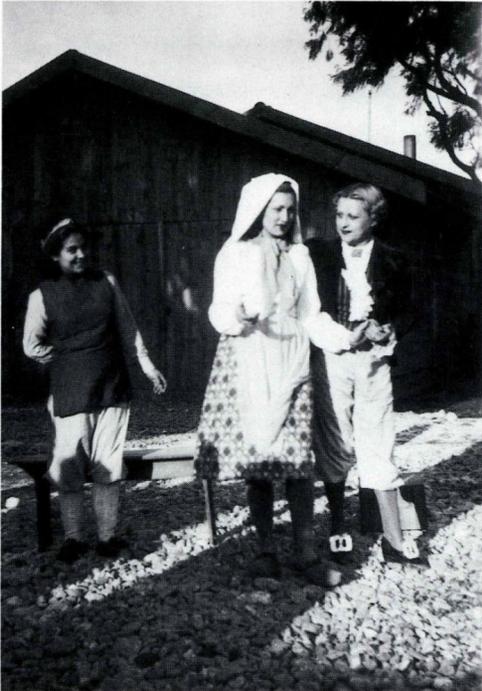


Szene aus einem Theaterstück von Molière. Brens, Sommer 1942. Links im Bild Marina Strasde Photo: © Angelita Bettini



Szene aus einem
Theaterstück
von Molière.
Brens, Sommer 1942.
Rechts im Bild
Marina Strasde

Photo: © Angelita Bettini



Die Schäferin, Brens 1942. Links im Bild
Angelita Bettini

Photo © Angelita Bettini



1.9.1943. Die Gruppe der Japanerinnen und Japaner

Photo: © Angelita Bettini

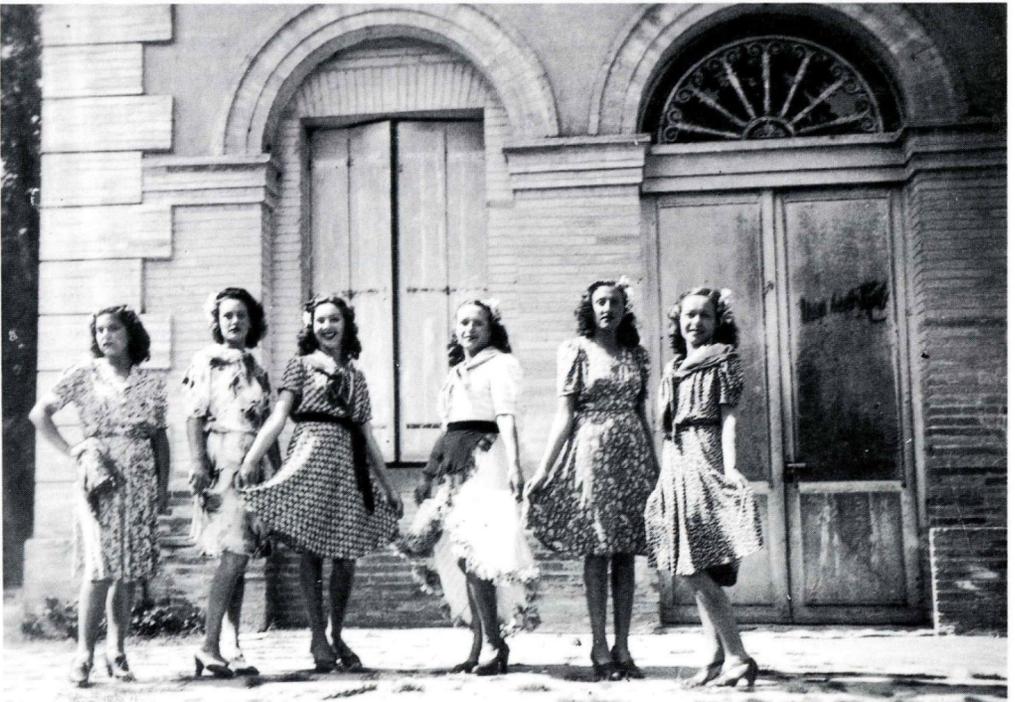
Diese Photos sind vermutlich von der für die Kulturarbeit verantwortlichen Vertreterin der CIMADE oder einer der Aufseherinnen aufgenommen worden, die diese auf Wunsch der Frauen außerhalb des Lagers vervielfältigen ließ. Die Photos sind größtenteils an die Familien adressiert worden, unter anderem mit dem Ziel, ein möglichst positives Bild der Internierungsumstände zu liefern. Auf der Rückseite sind neben Grüßen an die AdressatInnen und kurzen persönlichen Mitteilungen meistens auch Datum und Thema der jeweiligen Aufführung präzise vermerkt.

Angesichts der Entstehungsumstände verblüfft die Idylle, die aus den Photos spricht. Fröhlich lächelnd und scheinbar genußvoll posierend, präsentieren sich die Frauen selbstbewußt dem Auge der Kamera, das ihnen die Verbindung zur Außenwelt garantiert. Die Sorgfalt, die auf die Herstellung der Kostüme verwandt worden sein muß, springt ins Auge. Bei der Themenwahl für die Vorführungen lassen die Frauen eine eindeutige Vorliebe für das 17. Jahrhundert erkennen. Ein unverfängliches Theaterstück von Molière, *L'Amour médecin*, barocke Schäferlyrik, die als „tableaux vivants“ inszeniert wurde, und Tänze wie Menuett und Pavane sind mit entsprechendem kostümlichen Aufwand in Szene gesetzt worden. Diese Reise in die Vergangenheit ebenso wie die Inszenierung exotischer Topoi, die Verkleidung als Japanerinnen oder Südseemädchen, dienten bewußt oder unbewußt dazu, eine Gegenwelt zur Lagerrealität zu schaffen. Gegenstand der künstlerischen Betätigung ist im Unterschied zu den Aktivitäten der „Politischen“ in Rieurcros hierbei gerade nicht die historisch-politische Situation und das damit verknüpfte eigene Schicksal, sondern die zeitliche und räumliche Ferne.



Tahitianischer Tanz, Brens 1943

Photo: © Angelita Bettini



Brens, 19. August 1942

Photo: © Angelita Bettini

Dafür wird das gegenwärtige Spiel um so ernster genommen und bis ins kleinste Detail perfektioniert. Das Resultat sind theatrale Posen ohne ironische Distanzierung. Dies gilt auch für die auffällige Betonung typisch „weiblicher“ Attribute, mit denen sich die Frauen ihrer Weiblichkeit zu vergewissern suchten. Betrachtet man die Photos daraufhin genauer, so zeichnet sich in den erstarrten Posen die Anstrengung ab, mit der versucht wurde, in der Ausnahmesituation Normalität zu erzeugen, die tragische Ungewißheit durch vorgetäuschte Gewißheit zu ersetzen. Unter diesem Aspekt wirken dann plötzlich die Verkleidungen lächerlich und deplaziert, die grazil gemeinten Bewegungen erscheinen linkisch und übertrieben. Der Versuch, sich durch die künstlerische Betätigung einen Schonraum zu schaffen, muß angesichts der dramatischen Ereignisse des Sommers 1942 scheitern. Und in manchen Photos, die durch die Hilflosigkeit ihrer Gesten berühren, ist die Ohnmacht über dieses Scheitern zu spüren.

Am 26. August 1942 wurden 31 jüdische Frauen deutscher, polnischer, russischer und tschechischer Herkunft nachts von der französischen Polizei abgeholt, „zwecks ihrer Befreiung“, wie es in der zynischen Sprache der Administration hieß. Die Vertreterin der CIMADE, die die Frauen auf ihrer Fahrt bis zur Demarkationslinie nach Vierzon begleitete, hat die Umstände der Deportation und die Reaktion der Frauen beschrieben.

„Um zwei Uhr nachts erscheinen die Gardes Mobiles plötzlich im Lager [...] und dringen in die Baracken der aus politischen Gründen internierten ausländischen Frauen ein. [...]

Augenblicklich erhebt sich die ganze Baracke, das ganze Lager, und alle protestieren.“ (Chevalley-Loiseau 1989, 125)

In zahlreichen mündlich und schriftlich überlieferten Berichten ist von dieser meines Wissens einzigartigen Widerstandsaktion anlässlich der Deportationen aus einem französischen Lager die Rede. In ihren autobiographischen Erinnerungen legt Gertrud Rast Zeugnis ab von der Solidarität der Frauen mit denjenigen, die vom Abtransport bedroht waren:

Wir hatten uns wie abgesprochen, alle an einem Ende der Baracke gesammelt. Die für den Transport bestimmten Frauen und Mädchen standen an der Außenwand zusammengedrängt. Wir anderen, wir Nicht-Betroffenen oder Noch-Nicht-Betroffenen, standen in dichten Reihen vor ihnen, um sie zu decken. (Rast 1972, 25)

Es folgte ein verzweifelter Kampf, der trotz aller mutigen Anstrengungen an der männlichen Übermacht scheitern mußte und mit dem Abtransport der Frauen endete. Im offiziellen Bericht des Monats August heißt es dazu lapidar: „Die Ereignisse des 26. August, das heißt die Verlegung der jüdischen Frauen ins Lager Saint-Sulpice mit dem Ziel ihres weiteren Transfers aus Frankreich hat unter den verschiedenen Gruppen im Lager eine gewisse Unruhe hervorgerufen“, und „der Vorgang löste eine kurze Reaktion aus“. Die Protestaktion der Frauen wird bewußt verniedlicht und ins Lächerliche gezogen: „Die Französinen haben einige Schreie ausgestoßen, um außerhalb des Lagers den Eindruck zu erwecken, die Jüdinnen würden brutal behandelt.“ (AD Tarn 495 W)

Die zentrale Sorge des Lagerkommandanten gilt einem geordneten und reibungslosen Lagerleben. Während er hofft, daß alles „bald wieder seinen normalen Lauf nimmt“, wurden die jüdischen Frauen nach einem kurzen Aufenthalt im Durchgangslager Drancy bei Paris zusammen mit Hunderten von Leidens-

genossInnen mit dem Konvoi Nr. 30 und Nr. 31 am 9. und 11. September 1942 in Viehwaggons in das Vernichtungslager Auschwitz transportiert. (Klarsfeld 1978)

Am 21. September 1942 wurde erneut eine Gruppe von Frauen abgeholt und diesmal über Toulouse in das Transitlager Rivesaltes bei Perpignan gebracht. Die Namen dieser Frauen finden sich in der Liste des Konvoi Nr. 37 wieder, der am 24. September von Drancy nach Auschwitz fuhr.

Anmerkungen

- 1 Zum Beispiel Dora Schaul, die am 14. Juli floh und deren Name auf der Liste der zu deportierenden Frauen stand.
- 2 Das Original befindet sich im Widerstandsmuseum in Besançon, Frankreich. Über Kopien verfügt die Bibliothek Marguerite Durand der Stadt Paris.

Sonia Elinger
Photo: © Malt Fritz



1/2

Allemande	22.4.04	1- ANHAWK, Johannes
Polonaise	14.8.27	2- ALTHAN, Gyula
Allemande	16.11.18	3- ANSCHUTZ, Ludovik
-	8.2.14	4- AUGENSTEIN, Tony
-	4.2.18	5- HAVEN, Anne d'Ar
-	22.4.17	6- HAVSTEIN, Ernest
Allemande	10.2.03	7- HADDER, Walter
Polonaise	12.7.20	8- HAVD, Kertis
Allemande	22.2.22	9- HAVR, Leo
-	12.2.22	10- HERTZ, Maria
-	12.12.21	11- HERTZ, Salomon
Polonaise	22.6.02	12- DORNER, Gaila
-	20.10.22	13- HERTZ, Hella
-	22.2.11	14- ELINGER, Sonia
-	12.1.22	15- ELLNER, Wilhel
Allemande	22.2.12	16- FLEISCHER, Leopold
Polonaise	22.6.02	17- XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX
-	22.12.02	18- ANSHUTZ, Genna
-	12.11.24	19- ANSHUTZ, Joseph
-	21.1.24	20- GARDNER, Sophie

M I A S A T S S
: - - - - -

DEPART DU RESSETTEMENT 1918

Bruxel, le 24 septembre 1918

2

REINHALTERS

-2-

✓ 21- GELDMAN, Baruch	1.1.57	Russe
✓ 22- GELMAN, Kana	102.91	"
✓ 23- GOLDBERG, Chana	8.1.16	Polnisch
✓ 24- GOLDSTEIN, <i>Esther</i>	103.57	"
✓ 25- GOLDSTEIN, Simka	105.85	"
✓ 26- GOLDMAN, Philippe	163.12	Varsovie
✓ 27- GRUNERBAUM, Renate	8.2.12	Allemande
✓ 28- GUTCOLO, David	273.99	Polonaise
✓ 29- GUTCOLO, <i>Abbie</i>	212.97	"
✓ 30- GUTCOLO, Max	9.10.22	"
✓ 31- HABER, Leo	27.1.14	"
✓ 32- HAUCER, Frise	7.3.07	Autrichienne
✓ 33- HERS, Max	19.1.95	Allemande
✓ 34- HES, Joseph	14.1.08	"
✓ 35- HEUMANN, Dagobert	21.1.93	"
✓ 36- HEUMANN, Siegfried	26.1.63	"
✓ 37- HEUMANN, Anna	13.4.02	"
✓ 38- HOLLANDER, Aron	6.3.37	Polonaise
✓ 39- KAUFMANN, Rose	27.6.04	Allemande
✓ 40- KLUGMANN, Joseph	2.6.14	"
✓ 41- KLUGMANN, Nathalie	9.6.33	"
✓ 42- KLUGMANN, Rosi	2.8.38	"

Im Konvoi Nr. 30 vom 9. September 1942 befanden sich
folgende Frauen aus Brens:

Barkan, Myriam, 11.5.1918, Polen
(sie wurde von der Liste gestrichen und
kam dann in den Konvoi Nr. 31)

Brasch, Käthe, 26.8.1893, Berlin

Bronstejn, Rebecca, 1.1.1908, Llublin

Brzustowska, Helene, 20.6.1916, Llublin

Chodrover, Ludevica, geb. Hatschek,
16.3.1886, Cernavti

Coyke, Grete, geb. Berkefeld, 30.7.1914, Berlin

Trischer, Wally, geb. Neumann, 4.2.1905, Berlin

Grübel, Pauline, 12.8.1897, Lwow

Grynberg, Chaya, 16.11.1897 Warschau

Kagan, Irene, geb. Joworski, 26.10.1912, Rodi

Kahn, Ruth (geb. in Lorch), 10.9.1923, Dorsek

Kurth, Dora, geb. Zajdorf, 11.7.1913, Polen

Levy, Bertha, geb. Schmidt, 6.2.1902, Weimar

Libeskind, Dora, 9.4.1926, Lodz

Libeskind, Szyfra, 12.3.1924, Lodz

Lipschutz, Vera, 29.12.1925, Österreich

Lipschutz, Malvina, geb. Schotten,
13.10.1898, Österreich

Loevy, Marie, geb. Blumenfeld,
4.6.1902, Bichilow

(sie wurde von der Liste gestrichen und
kam dann in den Konvoi Nr. 31)

Mader, Paula, geb. Schneider, 17.5.1914, Polen

Mendelsohn, Marie, geb. Silbiger,
15.10.1887, Grewe

Konvoi Nr. 31 und 37

Im Konvoi Nr. 31 vom 11. September 1942 konnten folgende Frauen aus Brens identifiziert werden:

Barkan, Myriam

Loevy, Marie

Wajl, Clara, 5.6.1909, Polen

Zajfsajn, Sarah, 16.3.1913, Llublin

Zieleniwicz, Jeannette, 20.4.1916, Polen

Im Konvoi Nr. 37 vom 24. September 1942 waren folgende Frauen aus Brens:

Augenreich, Toni, 2.2.1914, Magdeburg

Bauer, Anne, geb. Lyon, 7.3.1913, Hamburg

Elinger, Sonia, 23.3.1911, Lodz

Ellinger, Elfriede, verh. Katz, 16.1.1892, Polen

Galberg, Sophie, 31.1.1894, Polen

Modrzewiecka, Chaja, 14.2.1913, Polen

Plahner, Hedwig, 21.3.1900, Polen

Zemanska, Sophie, 3.2.1903, Polen

Leerseite

Biographischer Anhang

Mit der Geschichte der beiden Lager Rieucros und Brens ist das Schicksal von Hunderten von Frauen verbunden, die zwischen 1939 und 1944 ausgegrenzt, verfolgt, deportiert und – in einigen Fällen – in den nationalsozialistischen Lagern umgebracht wurden. Die Mehrheit von ihnen wird – so ist in realistischer Einschätzung zu vermuten – nicht mehr aus der Anonymität heraustrreten, in die sie durch die Verdrängungsleistung der Nachkriegsgeneration geraten sind. Mehr als die von der Lagerbürokratie erfaßten Namen und einige spärliche Angaben zur Person werden wir von ihnen wohl nie erfahren. Doch bereits ihre Nennung kann dazu beitragen, daß die Vergangenheit nicht aus der Erinnerung gelöscht wird und die Opfer individuelle Gestalt annehmen.

Mit der expliziten namentlichen Aufzählung der aus Brens deportierten jüdischen Frauen im letzten Kapitel dieses Buches wurde deshalb der Versuch unternommen, dieser Entindividualisierung der Opfer, spezifischer Aspekt der auf „Effektivität“ angelegten nationalsozialistischen Tötungsmaschinerie, entgegenzuwirken.

Eine ähnliche Absicht steht hinter den folgenden, exemplarisch zu verstehenden Kurzbiographien, deren Ausgangspunkt Gespräche bildeten, die ich in den Jahren 1990 bis 1992 mit einigen Zeitzeuginnen führte. Diese Interviews hatten im Gesamtzusammenhang der Arbeit die Funktion, die Befunde über Lageralltag und Internierung, die aus

anderen Quellen gewonnen wurden, auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu überprüfen. Die Problematik der mittels der „oral history“ gewonnenen subjektiv geprägten Daten, aus denen die „Realität“ mit besonderer hermeneutischer Vorsicht extrapoliert werden muß, ließ mich diese Quellen in einem ersten Forschungsschritt ergänzend als Korrektiv benutzen. Es ist allerdings sinnvoll und auch im Rahmen einer weiteren Publikation geplant, diese einzigartigen Belege weiblicher Lebenserfahrungen als Grundlage für eine Arbeit zu nehmen, die nach der Spezifität der Verarbeitung des Erlebten und der Erinnerungsarbeit von Frauen fragt.

Die Unterschiede im Umfang und Stil der einzelnen Biographien hängen mit der Persönlichkeit der jeweiligen Frau, ihrem Erinnerungsvermögen und den Unterschieden in der Bedeutung der Internierungserfahrung zusammen. Für die an die Gestapo ausgelieferte Österreicherin Mali Fritz z.B. verblaßte die Erinnerung an Rieucros auf dem Hintergrund des Terrors und der Grauen, die sie in Auschwitz-Birkenau und Ravensbrück erlebte, und erhielt deshalb in ihren Erzählungen einen geringeren Stellenwert als das später Erlebte.

Eine wesentliche Rolle für die Erinnerungsarbeit spielt nach meiner Beobachtung auch die Tatsache, ob und wie mit dem weiteren Lebensweg an die Kriegserfahrung angeknüpft wurde, d.h., ob eine Fortsetzung der politischen Arbeit, eine ideelle Konti-

nuität möglich war. Ausschlaggebend war dabei für die deutschen Frauen, in welchen Teil Deutschlands sie nach dem Krieg zurückkehrten.

In zwei Fällen (Lisa Holländer und Sylta Busse) wurden die zugrundegelegten Interviews nicht von mir selbst geführt. Von Marina Strasde, die die Theaterarbeit im Lager wesentlich prägte, existiert lediglich ein fragmentarischer, von ihr selbst verfaßter Lebenslauf.

Sylta Busse

Sylta Busse wurde am 7. Juli 1906 als Tochter eines Hoteliers und Malers in Westerland/Sylt geboren. In den zwanziger Jahren besuchte sie die Kunstgewerbeschule in Berlin, die sie mit einer Gesellenprüfung als Buchbinderin abschloß. Zusammen mit ihrem Ehemann, dem ungarischen Photographen János Reismann, bereiste sie Anfang der dreißiger Jahre die Sowjetunion. János Reismann hatte von John Heartfield den Auftrag erhalten, für die AIZ (*Arbeiter-Illustrierte-Zeitung*) eine Photoreportage über Sibirien zu machen. Nach 1933 war die beabsichtigte Rückkehr nach Deutschland wegen der Machtübernahme der NSDAP nicht mehr möglich. Zwischen 1933 und 1938 entwarf Sylta Busse Kostümbilder für den Bühnenbildner Boris Erdmann in Moskau. Mit den Regisseuren Gustav von Wangenheim und Maxim Vallentin arbeitete sie für das Theater *Kolonne Links* und das *Deutsche Gebietstheater* in Dnepropetrowsk. Sie wirkte ebenfalls an

dem von Piscator geleiteten deutschen Staatstheater Engels als Kostümbildnerin mit. Nachdem 1938 die meisten Mitglieder der *Kolonne Links* bereits verhaftet waren, verließ Sylta Busse mit ihrem Mann das Land. Ihr Weg führte über Prag nach Frankreich. In Paris schloß sie sich dem deutschen Emigrantentheater an und arbeitete mit Slatan Dudow und Helene Weigel bei der Uraufführung von Szenen aus Brechts *Furcht und Elend des Dritten Reiches* als Kostümbildnerin mit. Anfang 1940 wurde sie verhaftet und in das Internierungslager Rieucros gebracht. In dieser Zeit sind eine Reihe von schwarzweiß Zeichnungen und farbigen Skizzen mit Alltagsszenen aus dem Lager entstanden. Im Herbst 1940 gelang es ihr mit Unterstützung ihres Mannes, der als Ungar unbehelligt in Paris lebte, aus Rieucros zu fliehen. Auf nicht eindeutig geklärten Wegen kam sie schließlich noch während des Krieges in eine Lungenheilstätte in Schleswig-Holstein. Dort genas sie von einer TBC, die sie sich im Lager zugezogen hatte. Nach dem Krieg arbeiteten sie und ihr zweiten Ehemann, der Bühnenbildner Hans-Ulrich Schmückle, mit namhaften Regisseuren an zahlreichen Bühnen im In- und Ausland zusammen. Sylta Busse starb am 1. März 1989 in Augsburg.

Quellen:

- Tonband-Interviews, die Hans-Ulrich Schmückle mit Sylta Busse im Jahr 1983 führte.
- Gespräche der Verfasserin mit Hans-Ulrich Schmückle in Augsburg im September 1991.
- Sylta Busses Briefe aus dem Lager Rieucros, die sich in ihrem Nachlaß in der Akademie der Künste Berlin-Brandenburg befinden.
- Werner Mittenzwei: „Das weithin unbekannte Leben der Sylta Busse“. In: *Sinn und Form*, Heft 3, 1990, S.635-641
- Eckehart Nölle (Hrsg.): *Hans-Ulrich Schmückle/Sylta Busse – Theaterarbeit. Eine Dokumentation.* o.J.

Mali Fritz, geb. Padwa

Mali (Malvine oder Malka) Fritz wurde 1912 in Wien geboren. Sie studierte einige Semester und verdiente sich ihren Lebensunterhalt als Gelegenheitsarbeiterin. Sehr früh schloß sie sich der Kommunistischen Partei Österreichs an. 1935 ging sie als Au-pair-Mädchen nach Großbritannien. Nach Ausbruch des Spanischen Bürgerkriegs wollte sie auf seiten der Republikaner gegen den Faschismus kämpfen. Da in Spanien vor allem ausgebildete Hilfen im Sanitätsbereich gebraucht wurden, arbeitete sie ab 1937 im Photoarchiv des Informationsbüros des republikanischen Spanien in Paris.

Vor der deutschen Invasion flüchtete Mali Fritz zusammen mit anderen ÖsterreicherInnen im Mai 1940 Richtung Süden. In der Nähe von Montauban wohnten sie lange Zeit unbehelligt in einem verlassenen Bauernhaus. Als die Deutschen immer näher rückten, ging Mali Fritz nach Toulouse. Sie arbeitete dort als Hausmädchen für eine deutsche Emigrantenfamilie. Im Herbst 1941 wurde sie zusammen mit den anderen Mitgliedern ihrer Gruppe wegen „Bildung der österreichischen KP in der Illegalität“ vor ein französisches Militärgericht gestellt. Sie wurde zwar freigesprochen, aber als „unerwünschte Ausländerin“ in das Lager Rieucros gebracht.

Im Juli 1942 konnte Mali Fritz aus Brens fliehen, doch wurde sie auf dem Weg nach Paris erneut verhaftet und der Gestapo in Wien überstellt. Von dort kam sie im Frühsommer 1943 in das KZ Auschwitz-Birkenau. Im Januar 1945 wurden die überlebenden Lagerinsassinnen nach Ravensbrück verlegt. Dort arbeitete Mali Fritz in einem Arbeitskommando für den Siemens-Konzern. Im April 1945 wurde das Lager wegen der herannahenden sowjetischen Truppen

evakuiert. Mali Fritz und einer Mitgefangenen gelang es bei dieser Gelegenheit zu fliehen, und die beiden erreichten Wien nach einem sechswöchigen Fußmarsch.

Mali Fritz hat einen Sohn und lebt heute in Wien.

Quellen:

Interview mit Mali Fritz im Februar 1992.

Mali Fritz: *Essig gegen den Durst. 565 Tage in Auschwitz-Birkenau.* Wien 1986

Fritz/Jursa: *Es lebe das Leben! Tage nach Ravensbrück.* Wien 1984

Karin Berger u.a.(Hrsg.): *Der Himmel ist blau. Kann sein. Frauen im Widerstand. Österreich 1938-1945.* Wien 1985

Annemarie Günther

Am 5. Oktober 1910 wurde Annemarie Günther in Koblenz geboren. Sie war das einzige Mädchen von sechs Geschwistern. Ihr Vater betrieb eine Schneiderwerkstatt, die auch als Forum für politische Diskussionen genutzt wurde. 1930 traten Annemarie Günther und ihr Vater in die Kommunistische Partei ein. In der Nacht des Reichstagsbrandes wurden die Eltern verhaftet, da die Gestapo davon ausging, es handle sich bei Paul und Annemarie Günther um das Ehepaar Günther. Annemarie Günther konnte sich ins Saarland zu befreundeten GenossInnen retten. Dort brachte sie im September 1933 ihren Sohn Ernst zur Welt. Wie viele EmigrantInnen, die das Saarland nach der Volksabstimmung verlassen mußten, wurde auch Annemarie Günther zunächst in „Sammellager“ im Südwesten Frankreichs gebracht. Über Toulouse kam sie schließlich nach Paris. Dort lebte sie zunächst von der „Roten Hilfe“ und arbeitete dann als Hausgehilfin.

Im Sommer 1939 war ihr Sohn Ernst für einige Wochen in der Obhut einer Schweizer Familie. Angesichts der sich abzeichnenden Kriegsgefahr ließ Annemarie Günther ihn zunächst dort. Anfang September 1939 wurde sie in Paris verhaftet und kam im Oktober 1939 nach Rieucros. Um ihren Sohn wiederzusehen, dem sie jedoch unter allen Umständen den Lageraufenthalt ersparen wollte, meldete sie sich 1941 freiwillig nach Deutschland zurück. Am 4. Oktober 1941 wurde sie in Vierzon den Deutschen übergeben.

In der Zwischenzeit war ihr Vater an den Folgen der Gefängnishaft gestorben; die Brüder befanden sich im Krieg. Ihr früheres politisches Engagement wurde als „Jugend-sünde“ ausgelegt, und sie wurde aus der Haft entlassen. Nach dem Krieg arbeitete Annemarie Günther in einer Kuvertfabrik. Nach zehn Jahren verlor sie, die inzwischen wieder Mitglied der kommunistischen Partei war, ihren Arbeitsplatz.

Annemarie Günther starb im Februar 1994 in Koblenz.

Quellen:

Interviews mit Annemarie Günther im Februar 1990 und Oktober 1991.

Lisa Holländer, geb. Namiot

Lisa Holländer wurde am 28. Mai 1906 in Lodz geboren. Ihre Mutter war Arbeiterin in einer Strickfabrik, der Vater Lehrer. Da die Mutter sehr früh starb, kam Lisa Holländer zusammen mit vier ihrer Geschwister zur Großmutter. Als Jüdin konnte sie aufgrund des bereits verbreiteten Antisemitismus nicht studieren, nachdem sie das Gymnasium absolviert hatte, und wurde Krankenschwester. Sie schloß sich einer Gruppe der Internationalen Roten Hilfe an und wurde

1927 zum ersten Mal verhaftet. Sie wurde Mitglied der Kommunistischen Partei Polens und mußte ihre Arbeit, da die Partei verboten war, in der Illegalität fortführen. Sie war im Lodzer Komitee für Frauenarbeit aktiv und wurde dann Mitglied des Militärausschusses des ZK. 1936, nachdem alle anderen Mitarbeiter des Ausschusses verhaftet worden waren, verließ sie Polen, ging über Frankreich nach Spanien und nahm als Krankenschwester am Spanischen Bürgerkrieg teil. Dort lernte sie ihren späteren Mann, Hein Holländer, kennen. Im Mai 1938 kam ihr Sohn Julian in Barcelona zur Welt. Nachdem im Herbst 1938 der Beschluß bekanntgegeben wurde, daß die Interbrigadisten aus Spanien abgezogen werden sollten, verließ Lisa Holländer das Land im Februar 1939. Der Präfekt des französischen Départements, in dem sie Zuflucht gefunden hatte, schickte sie Ende 1939 als „gefährliche Ausländerin“ nach Rieucros. Da sie die sowjetische Staatsbürgerschaft besaß, erhielt sie ein Visum für die Sowjetunion. Zusammen mit Mann und Sohn sollte sie am 23. Juni 1941 in die Sowjetunion reisen. Durch den Ausbruch des Kriegs zwischen Deutschland und der SU am 22. Juni 1941 war dies nicht mehr möglich. In letzter Minute erhielten sie und ihre Familie Visa für Mexiko und kamen auf der *Serpa Pinto* von Lissabon aus – zusammen mit Steffie Spira und anderen Frauen aus Rieucros – Ende 1941 nach Mexiko. Im August 1947 kehrte sie nach Polen zurück. Fast ihre gesamte Familie war im Zweiten Weltkrieg umgebracht worden. Einige Jahre nach Kriegsende folgte sie ihrem Mann nach Deutschland, wo sie als Angestellte der polnischen Militärmission und für die Presseabteilung der polnischen Botschaft in Ostberlin arbeitete. Sie starb am 7. Oktober 1984.

Quellen:

Archives Départementales Lozère, 2 W 2604

Petra Lataster-Czisch: *Eigentlich rede ich nicht gerne über mich. Lebenserinnerungen von Frauen aus dem Spanischen Bürgerkrieg, 1936-1939.* Leipzig und Weimar 1990

Ursula Katzenstein, geb. Pacyna

Ursula Katzenstein wurde am 27. März 1916 in Berlin-Charlottenburg geboren. Dort besuchte sie das Lyzeum, das sie wegen ihrer politischen Einstellung 1933, ein Jahr vor dem Abitur, verlassen mußte. Auf Veranlassung der Eltern reiste sie mit einer zionistischen Jugendgruppe nach Palästina aus. Dort besuchte sie zunächst eine landwirtschaftliche Mädchenschule, und im Herbst 1934 begann sie eine Tischlerlehre in Tel Aviv. Wegen ihres politischen Engagements als Kommunistin wurde sie im Dezember 1936 verhaftet und im Juni 1937 nach Deutschland abgeschoben. Mit Hilfe eines Freundes, dem es gelang, ihr italienisches gegen ein französisches Durchreisevisum einzutauschen, kam sie nach Frankreich und konnte sich so vor der Auslieferung nach Deutschland retten. In Paris arbeitete Ursula Katzenstein zuerst als Dienstmädchen. Einige Zeit später eröffnete sie in einer Garage ihre eigene Tischlerwerkstatt. In dieser Zeit erledigte sie die organisatorischen Aufgaben wie die Plakatwerbung, Anmietung der Räume, Druck und Verkauf von Eintrittskarten für das deutsche Emigrantentheater.

Am 30. August 1939 wurde sie von der französischen Polizei verhaftet und in das Gefängnis La Petite Roquette gebracht. Nach sechswöchigem Gefängnisaufenthalt kam sie zusammen mit anderen Frauen nach Rieucros. Ihre Eindrücke von Rieucros hat sie in Tagebuchaufzeichnungen festgehalten. Sie nahm sehr aktiv am politischen und

künstlerischen Leben im Lager teil. Zusammen mit Hans Joseph, den sie im Oktober 1940 in Mende geheiratet hatte, gelang ihr im September mit Hilfe von amerikanischen Freunden die Ausreise in die USA. Dort lernte sie ihren späteren Mann Alfred Katzenstein kennen, bekam zwei Kinder und studierte Arbeits- und Beschäftigungstherapie an der Pädagogischen Hochschule der *New York University*. Im Oktober 1953 verließ sie mit ihrer Familie die USA und ging nach Berlin (Ost), wo sie auch heute noch lebt. Von 1954 bis 1989 war sie maßgeblich am Aufbau von verschiedenen Rehabilitationseinrichtungen für geistig oder körperlich Behinderte in der DDR beteiligt. Für ihre Arbeit wurde sie mehrfach ausgezeichnet.

Quellen:

Interviews mit Ursula Katzenstein im September 1989, März 1990 und August 1992.

Gertrud Rast, geb. Gräser

Gertrud Gräser wurde am 25. Mai 1897 in Hamburg geboren, wo sie auch heute noch lebt. Sie kam aus einem sozialdemokratischen Elternhaus, in dem ein ausgeprägtes politisches Bewußtsein herrschte, das sie nachhaltig prägte. Ihr Vater war Tischler, die Mutter arbeitete zeitweise als Haushaltshilfe. Gertrud Rast, die zwei Geschwister hatte, erhielt eine Ausbildung zur Kontoristin und war in der Arbeiterjugend-Bewegung politisch aktiv. Bereits im Ersten Weltkrieg wurde sie wegen Antikriegspropaganda in „Schutzhäft“ genommen. Sie mußte Deutschland bald nach der Machtergreifung verlassen und ging nach Frankreich. In Paris arbeitete sie gelegentlich für die Emigrantenzeitung *Pariser Tageblatt*. Im September 1939 wurde sie verhaftet und am 18. Oktober 1939 nach

Rieucros gebracht. Das politische Leben im Lager und die verschiedenen Solidaritätsaktionen sind auch ihrem Engagement zu verdanken. In Mende heiratete sie am 10. September 1940 Richard Rast, der später in der Nähe von Mende festgenommen und nach Deutschland ausgeliefert wurde. Am 23. November 1943 wurde sie der französischen Polizei übergeben und kam nach verschiedenen Gefängnisaufenthalten in Clermont-Ferrand, Paris und Straßburg in das Lager Schirmeck im Elsaß. Im Jahr 1944 überstellte man sie dann in das Konzentrationslager Hamburg-Fuhlsbüttel. Im „Arbeitserziehungslager“ Wilhelmsburg mußte sie ab 1945 für verschiedene Industrieunternehmen Zwangsarbeit leisten. Nach der Zerstörung von Wilhelmsburg durch einen Bombenangriff kam sie wieder nach Fuhlsbüttel. Das Ende des Krieges erlebte Gertrud Rast in einem Krankenhaus. Ihr Mann wurde in den Wirren der letzten Kriegstage erschossen.

Quellen:

Interview mit Gertrud Rast am 28. August 1989.

Gertrud Rast: *Allein bist Du nicht. Kämpfe und Schicksale in schwerer Zeit*. Frankfurt a.M. 1972

Lenka Reinerová

Lenka Reinerová wurde 1916 in Prag geboren. Ihre Eltern und zwei Schwestern sind im Zweiten Weltkrieg deportiert und ermordet worden. Sie war in den dreißiger Jahren als Journalistin für die *Deutsche Volkszeitung* und die AIZ (*Arbeiter-Illustrierte-Zeitung*) und deren Chefredakteur in Prag, F.C. Weiskopf, tätig. Zum Zeitpunkt der Besetzung des Landes durch die Deutschen hielt sich Lenka Reinerová gerade in Bukarest auf. Als ehemalige verantwortliche Redakteurin einer deutschen Emigrantenzeitung beschloß sie,

direkt von Rumänien aus nach Frankreich zu emigrieren. In Paris lebte sie im „Haus der tschechoslowakischen Kultur“, das von Louis Aragon und dem Verband fortschrittlicher französischer Schriftsteller Unterstützung erhielt. Im September 1939 wurde das Haus von der französischen Polizei durchsucht und geschlossen, die BewohnerInnen wurden verhaftet. Lenka Reinerová blieb sechs Monate in Einzelhaft im Gefängnis La Petite Roquette. Während dieser Zeit schrieb sie eine Kindergeschichte in tschechischer Sprache. Im Februar 1940 kam sie nach Rieucros.

Auf Vermittlung von F.C. Weiskopf und der *American League of Writers* erhielt sie 1941 ein Visum für Mexiko. Mit dem Schiff *Wyoming* verließ sie im Juni 1941 Marseille Richtung Mexiko. Nach einem unfreiwilligen Zwischenaufenthalt in Casablanca und im marokkanischen Wüstenlager Oued Zem erreichte sie Mexiko Anfang Dezember 1941. Ab Frühjahr 1942 arbeitete sie in der neu eröffneten tschechoslowakischen Gesandtschaft der Exilregierung, die ein Monatsblatt herausbrachte, *El Checoslovaco en Mexico*. Sie war Mitglied im Heinrich-Heine-Club in Mexiko und arbeitete für verschiedene Zeitungen. Zusammen mit anderen beteiligte sie sich an der Herausgabe des Schwarzbuchs über den Naziterror in Europa.

Im Oktober 1945 ging sie mit ihrem Ehemann Theodor Balk in seine Heimat nach Jugoslawien und arbeitete dort u.a. als Journalistin für den Belgrader Rundfunk. 1948 übersiedelte sie mit der Familie nach Prag. Im Rahmen der politischen Prozesse wurde sie in den fünfziger Jahren verhaftet und war anderthalb Jahre im Gefängnis. 1964 wurde sie rehabilitiert. Bis Anfang 1970 war sie stellvertretende und später Chefredakteurin der deutschsprachigen Monatsschrift *Im Herzen Europas*. Nach der Sowjetinvasion 1968

und ihrer Entfernung aus der Redaktion erhielt sie absolutes Schreibverbot. Lenka Reinerová hat eine Tochter und lebt heute in Prag.

Quellen:

Interviews mit Lenka Reinerová in Prag im Januar 1991 und Februar 1992.

Lenka Reinerová: *Grenze geschlossen*. Berlin 1958; *Der Ausflug zum Schwanensee*. Berlin 1983; *Es begann in der Melantrichgasse*. Berlin 1985; *Die Premiere*. Berlin 1989

Dora Schaul

Dora Schaul wurde 1913 als Dora Davidsohn in Berlin geboren. Mit ihren Eltern, die einen kleinen Laden betrieben, und einer Schwester lebte sie später in Essen. Eltern und Schwester wurden 1942 nach Majdanek deportiert und dort ermordet.

Dora Schaul emigrierte 1933 nach Amsterdam. In Holland lernte sie Alfred Benjamin kennen und bekam durch ihn Kontakt zur Kommunistischen Partei. Benjamin wurde von der Partei nach Frankreich geschickt. Dora Schaul folgte ihm im Herbst 1934 nach Paris. Beide waren politisch tätig; das Allernötigste zum Leben verdienten sie mit Gelegenheitsarbeiten. Da sie keine gültigen Papiere hatte, meldete sich Dora Schaul nach Beginn des Krieges bei den französischen Behörden und wurde im Gefängnis La Petite Roquette inhaftiert. Am 18. Oktober 1939 kam sie nach Rieucros, später nach Brens. Die Ereignisse im Lager hat sie in einer Reihe von Zeichnungen festgehalten. Sie beteiligte sich engagiert an den verschiedenen kulturellen Aktivitäten.

Alfred Benjamin wurde ebenfalls interniert. Es gelang ihnen, weiterhin in Kontakt zu bleiben, und 1941 heirateten sie in Mende.

Am 14. Juli 1942 floh Dora Schaul aus dem Lager Brens. Über Toulouse kam sie nach Lyon, wo sie Kontakt mit der Kommunistischen Partei aufnahm. Im August floh Alfred Benjamin aus dem Arbeitslager Chanac, da er von den unmittelbar drohenden Deportationen erfahren hatte. Er wollte zu seiner Frau, konnte sie jedoch in Lyon nicht finden. Bei dem Versuch, in die Schweiz zu fliehen, verunglückte er tödlich. Mit der Besetzung Lyons am 11. November 1942 begann dort eine verstärkte Arbeit der Résistance. Dora Schaul, die inzwischen falsche Papiere als Elsässerin besaß, hatte die Aufgabe, „privat“ Kontakte mit deutschen Soldaten zu knüpfen, um die Stimmung in der Wehrmacht zu erkunden. Aus dem gleichen Grund und um Propagandamaterial einzuschleusen, arbeitete sie anschließend erst als Serviererin im Soldatenheim und dann bei der Feldpost. Sie bearbeitete die Postmandate und hatte dabei Gelegenheit, die Truppenbewegungen im ganzen südfranzösischen Raum abzulesen. Außerdem gelang es ihr, eine „schwarze Liste“ von Angehörigen der Gestapo und des Sicherheitsdienstes (SD) in Südfrankreich zu erstellen.

1946 ging Dora Schaul nach Ostdeutschland. 1948 heiratete sie Hans Schaul. Sie arbeitete in Berlin am Institut für Marxismus-Leninismus. 1987 war Dora Schaul Nebenklägerin im Barbie-Prozess in Lyon.

Dora Schaul hat einen Sohn und lebt heute in Berlin.

Quellen:

Interviews mit Dora Schaul im August 1989, März 1990. Zahlreiche Gespräche seither.

Dora Schaul: „Un camp d'internement: Rieucros, en Lozère“. In: *Cevennes. Terre de refuge 1940-1944*. Textes et documents rassemblés par Philippe Joutard, Jaques Poujol et Patrick Cabanel. Montpellier 1987

Steffie Spira

Steffie Spira wurde am 2. Juni 1908 in Wien als jüngste Tochter des Schauspielerpaares Charlotte Spira-Andresen und Fritz Jakob Spira geboren. Im Jahr 1911 zog die Familie Spira von Wien nach Berlin, wo Steffie Spira mit ihrer zwei Jahre älteren Schwester das Gymnasium besuchte. Nach einer Ausbildung an der Schauspielschule der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger erhielt Steffie Spira 1926 ihr erstes Engagement bei Viktor Banowsky am damaligen *Theater in der Königgrätzer Straße* in Berlin. Von 1927 bis 1929 war sie an der Volksbühne engagiert. 1931 trat Steffie Spira in die Kommunistische Partei ein. Sie spielte in der von Gustav Wangerheim geleiteten, als Kollektiv arbeitenden Agitprop-Theatergruppe *Truppe 31* mit. Im August 1931 heiratete sie den Schauspieler Günther Ruschin. 1933 floh sie über die Schweiz nach Frankreich. Am 24. November 1933 kam in Paris ihr Sohn Thomas zur Welt. Von 1934 bis 1938 waren Steffie Spira und Günther Ruschin im Emigrantenkabarett *Die Laterne* aktiv. Im Oktober 1937 spielte sie in dem Brecht-Stück *Die Gewehre der Frau Carrar*, das in Paris unter der Regie von Slatan Dudow uraufgeführt wurde. Im Mai 1938 wirkte sie dann bei der Uraufführung von Szenen aus dem Stück *Furcht und Elend des Dritten Reiches* mit.

Im September 1939 wurde Steffie Spira wie so viele andere AntifaschistInnen verhaftet und in das Gefängnis La Petite Roquette gebracht. Sie kam am 18. Oktober nach Rieucros, ohne etwas über den genauen Verbleib ihres Sohnes zu erfahren. Im Lager prägte Steffie Spira das künstlerische Leben und die Aktivitäten der Frauen ganz wesentlich. Erst im November 1940 gelang es ihr, ihren Sohn ausfindig zu machen, den man mit ihr internierte. Im Februar 1941 brachte man sie

zusammen mit ihrem Sohn und anderen Frauen aus Rieucros nach Bompard bei Marseille, um die notwendigen Formalitäten für ihre Ausreise nach Übersee zu erledigen. Im August 1941 ging die Reise zusammen mit einer Reihe von GenossInnen über Spanien und Portugal nach Mexiko, für das sie vom mexikanischen Konsul in Marseille ein Visum erhalten hatten. Ihren Lebensunterhalt verdiente sich Steffie Spira in Mexiko mit Gelegenheitsarbeiten. Von 1943-46 war sie im Heinrich-Heine-Club in Mexiko wieder als Schauspielerin aktiv. Dort spielte sie 1943 die Galgentoni in der Welturaufführung von Egon Erwin Kischs *Die Himmelfahrt der Galgentoni*. 1947 kehrte die Familie Spiraruschin nach Ost-Berlin zurück. Dort setzte Steffie Spira ihre berufliche Karriere als Schauspielerin fort. Sie lebt und arbeitet heute in Berlin.

Quellen:

Interviews mit Steffie Spira im August 1989, März 1990, Mai 1991.

Marina Strasde

Marina Strasde wurde am 2. Februar 1897 in Riga, Lettland, geboren. Ende 1913 ging sie nach Berlin, um dort zu studieren. Ihre Ausbildung im Bühnenfach erhielt sie in der Schule von Rosa Valetti am *Residenz-Theater* in Berlin. Ab 1918 arbeitete sie als Schauspielerin. Sie war Mitglied der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger.

1931 trat sie in die KPD ein und mußte Deutschland wegen ihrer politischen Überzeugung und Tätigkeit im Juli 1933 verlassen. Sie ging nach Paris und war dort in verschiedenen Komitees tätig. 1937 engagierte sie sich bei den Internationalen Brigaden in Spanien und arbeitete dort als Kranken-

schwester. 1938 wurde sie nach Katalonien evakuiert und kam 1939 wieder nach Paris. Am 2. März 1940 wurde sie verhaftet und in das Lager Rieucros gebracht.

Im August 1943 wurde sie von einer Ärztekommision und mit Hilfe des Unitarian Service Committee wegen einer schweren Erkrankung in das Sanatorium „Côteau Fleuri“ überführt. Sobald ihre Gesundheit wiederhergestellt war, nahm sie an Hilfsaktionen der französischen Widerstandsbewegung teil. In der Illegalität führte sie den Namen

Maria Salavin. Sie war Mitglied der in Südfrankreich aktiven deutschen Widerstandsbewegung CALPO (Comité Allemagne Libre pour l'Ouest/Bewegung Freies Deutschland für den Westen). Nach dem Krieg ging sie nach Ost-Berlin. Dort ist sie an den gesundheitlichen Schäden, die die lange Lagerhaft verursacht hatte, 1949 gestorben.

Quelle:

Ein von Marina Strasde verfaßter, in Privatbesitz befindlicher handschriftlicher Lebensbericht.

Leerseite

Quellen- und Literaturverzeichnis

I. Ungedruckte Quellen:

Archivalien, persönliche Mitteilungen

1. Bundesarchiv, Koblenz
Reichssicherheitshauptamt 58
Reichssicherheitshauptamt 70, Frankreich
Reichssicherheitshauptamt 22, Aktenband
2506: Ausländergesetzgebung in Frankreich
2. Archives Nationales, Paris
F 1 A 3345 und 3346: Situation des étrangers
F 1 A 4538: Haute-Garonne 1919-39
F 1 A 4553: Lozère 1940-1943
F 1 A 4680 bis 4683: Questions allemandes
F 7 14 886 bis 14 898: Affaires allemandes
F 7 15125
3. Jüdisches Dokumentationszentrum
(CDJC), Paris
Rapport Chevrier, CCCLXIII-70
Lettre-Rapport sur Brens, DLXXV-2
Diverse Briefwechsel: CCCLXXIII-3,
CCCLXXIII-4, CCCLXXIII-5
4. Archives Départementales de Lozère, Mende
2 W 2603; 2 W 2604; 2 W 2805 (Aktenbände
zum Lager Rieucros, frühere Signaturen M 11
215; M 11 919; M 11 121)

Konsultierte Zeitschriften:
L'Éclair (nur partiell vorhanden), 1 PER 109
La Croix de la Lozère, 1 PER 212
Le SOC, hebdomadaire Lozérien, 1 PER 215
La Cévenne Républicaine, 1 PER 229
5. Archives Départementales du Tarn, Albi
1238 W 1-25; 495 W 1-28 (zum Lager Rieucros
und Brens)
6. Archives Départementales de
Tarn-et-Garonne, Montauban
Dossier 15: Lager Septfonds; darin Akten von
Frauen, die später in Rieucros interniert wurden.
7. Bibliothèque Marguerite Durand (Mairie de
Paris, Direction des Affaires Culturelles)
Dort befinden sich Photokopien eines Manu-
skripts, das von französischen Internierten
anlässlich einer gemeinsamen Feier abgefaßt
wurde. Das Original befindet sich im Museum
für Widerstand und Deportation in Besançon.
8. Dokumentationsarchiv des österreichischen
Widerstandes, Wien
Archivnummern 6823, 3649, 4774; Film 106
9. Akademie der Künste, Berlin-Brandenburg,
Stiftung Archiv, Sylta Busse-Nachlaß
10. Unveröffentlichte Texte von Emigrantinnen
a) Tagebuchaufzeichnungen von Ursula
Katzenstein
b) Manuskript von Lenka Reinerová
c) Manuskript mit Gelegenheitslyrik aus
dem Lager
(Photokopien im Besitz der Verfasserin)
11. Unveröffentlichtes Manuskript des lokalen Be-
richterstatters eines in Frankreich eingesetzten
Komitees zur Erforschung der Geschichte des
2. Weltkriegs: „Notes sur le Camp d'Interne-
ment de Brens – Département du Tarn“ von E.
Saulière. (Photokopie im Besitz der Verfasserin)

12. Schriftliche und mündliche
Mitteilungen von:
Angelita Bettini, Toulouse
Haya Bobkowsky, Paris
Frau Evesque, Mende
Ursula Fairchild, La Jolla, Kalifornien
Mali Fritz (Padwa), Wien
Annemarie Günther, Koblenz
Helmut Huber, Berlin
Jutta Joost, Berlin
Ursula Katzenstein, Berlin
Leo Baeck Institut, New York
Lea Lohmann, Mannheim

Hilda Maddalena (Rubin), Wien
Reiner Melis, Berlin
Käthe Nekvasilova, Prag
Jutta Niemann, Paris
Jonny Norden, Berlin
Gertrud Rast, Hamburg
Lenka Reinerová, Prag
Wolfgang Ruge, Potsdam
Dora Schaul, Berlin
Gerti Schindel, Wien
Hans-Ulrich Schmückle, Augsburg
Steffie Spira, Berlin
Fernande Valignat, Paris

II. Gedruckte Quellen

1. Zeitungsartikel

Reinerová, Lenka: „Gefangene Frauen im Mai“. In:
Freies Deutschland Mexiko. 1. Jg., Nr. 7, Mai 1942
Drei Artikel über Rieucros von Lucie River in: *Die
Welt*. 3. Jg., Nr. 23, 25 und 28, Juni 1941

2. Autobiographische Schriften

a) von EmigrantInnen, die in Rieucros interniert waren:
Spira-Ruschin, Steffi: *Trab der Schaukelpferde*. Berlin,
Weimar 1984
Reinerová, Lenka: *Der Ausflug zum Schwanensee*.
Berlin, Weimar 1983
Reinerová, Lenka: *Grenze geschlossen*. Berlin 1958
Rast, Gertrud: *Allein bist Du nicht. Kämpfe und
Schicksale in schwerer Zeit*. Frankfurt/M. 1972
Del Castillo, Michel: *Tanguy. Histoire d'un enfant
d'aujourd'hui*. Paris 1957
Mirsky, Vera: *The cup of astonishment*. London 1944
Fritz, Mali/Jursa, Hermine: *Es lebe das Leben. Tage
nach Ravensbrück*. Wien 1984
Fritz, Mali: *Essig gegen den Durst. 565 Tage in Ausch-
witz-Birkenau*. Wien 1986

b) allgemein

Döblin, Alfred: *Schicksalsreise. Bericht und Bekennt-
nis*. Frankfurt/M. 1949
Fittko, Lisa: *Mein Weg über die Pyrenäen. Erinnerun-
gen 1940/41*. München 1985
Frei, Bruno: *Die Männer von Vernet. Ein Tatsachen-
bericht*. Hildesheim 1980
Hauser, Harald: *Gesichter im Rückspiegel*. Berlin 1989
Isolani, Gertrud: *Eine Stadt ohne Männer*. Basel 1979³
Koestler, Arthur: *Abschaum der Erde*. In: Gesam-
melte autobiographische Schriften. Bd. 2. Wien/
München/Zürich 1971, S.347-545
Leo, Gerhard: *Frühzug nach Toulouse: Ein Deutscher in
der französischen Résistance 1942-1944*. Berlin 1992
Maywald, Willy: *Die Splitter des Spiegels: Eine illu-
strierte Autobiographie*. München 1985
Résistance. Erinnerungen deutscher Antifaschisten. Zu-
sammengestellt und bearbeitet von Dora Schaul.
Berlin 1985³

III. Sekundärliteratur

1. Handbücher und Nachschlagewerke

- Biographisches Handbuch der deutschen Emigration nach 1933*. Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte, München, und von der Research Foundation of Jewish Immigration, New York. Unter der Gesamtleitung von W. Röder und Herbert A. Strauss. Band I: Politik, Wirtschaft, öffentliches Leben, 1980. Band II: Künstler, Band III: Gesamtregister 1983
- Deutsche Bibliothek, Frankfurt/M., unter Mitwirkung des Leo Baeck Instituts, New York (Hrsg.): *Die jüdische Emigration aus Deutschland 1933-1941. Die Geschichte einer Austreibung*. Frankfurt/M. 1985
- Maas, Liselotte: *Handbuch der deutschen Exilpresse 1933-1945*. 4 Bände. München/Wien 1976-90
- Sternfeld, Wilhelm/Tiedemann, Eva (Hrsg.): *Deutsche Exil-Literatur 1933-1945*. Eine Bio-Bibliographie. Zweite verbesserte und stark erweiterte Auflage. Heidelberg 1970
- Wall, Renate: *Verbrannt, verboten, vergessen. Kleines Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1933 bis 1945*. Köln 1988
- Benz, Wolfgang (Hrsg.): *Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration*. München 1991
- Bonte, Florimond: *Les antifascistes allemands dans la résistance française*. Paris 1969
- Brès, Evelyn et Yvan: *Un maquis d'Antifascistes allemands en France (1942-1944)*. Montpellier 1987
- Cevennes. *Terre de Refuge. 1940-1944*. Textes et documents rassemblés par Philippe Joutard, Jaques Poujol et Patrick Cabanel. Montpellier 1987
- Courtois, Stéphane/Peschanski, Denis/Rayski, Adam: *Le sang de l'étranger. Les immigrés de la MOI dans la Résistance*. Paris 1989
- De l'exil à la résistance: réfugiés et immigrés d'Europe centrale en France, 1933-1945*. Presses Universitaires de Vincennes, Paris 1989
- Deutsche Emigranten in Frankreich – Französische Emigranten in Deutschland. 1685-1945*. Eine Ausstellung des französischen Außenministeriums in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut Paris. Zweite, verbesserte Auflage, Paris 1984 (1. Auflage in französischer Sprache, Paris 1983)
- Eggers, Christian: „„Unter den hohen Bäumen'. Jubitz Reise durch die Internierungslager im Süden Frankreichs, Juli-August 1940“. In: *Cahiers d'Etudes Germaniques* 17, Aix-en-Provence 1989. S.21-29

2. Periodika

- Exil. Forschung. Erkenntnisse. Ergebnisse*. Hrsg. von Editha Koch
- Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. Hrsg. im Auftrag der Gesellschaft für Exilforschung
- Eggers, Christian: „Im Vorzimmer zu Auschwitz. Juden aus Deutschland und Mitteleuropa in französischen Internierungslagern 1940-1942.“ Unveröffentlichte Dissertation, Berlin 1992

3. Monographien und Aufsätze

- a) *Exil – Frankreich – Internierung – Kollaboration – Widerstand*
- Badia, Gilbert u.a. (Hrsg.): *Les bannis de Hitler. Accueil et luttes des exilés allemands en France (1933-1939)*, Paris 1984
- Badia, Gilbert u.a. (Hrsg.): *Les barbelés de l'exil. Etudes sur l'émigration allemande et autrichienne (1938-1940)*. Grenoble 1979
- Fabian, Ruth/Coulmas, Corinne: *Die deutsche Emigration in Frankreich nach 1933*. München 1978
- Farge, Arlette: *Le goût de l'archive*. Paris 1989
- Fontaine, André: *Un camp de concentration en Provence? Le camp d'étrangers des Milles. 1939-1943*. Aix-en-Provence 1989
- Grandjonc, Jacques/Grundtner, Theresia (Hrsg.): *Zones d'Ombres 1933-1944. Exil et internement*

- d'Allemands et d'Autrichiens dans le Sud-Est de la France. Aix-en-Provence 1990 (Die deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel: *Zone der Unge-
wissenheit. Exil und Internierung in Südfrankreich
1933-1944*. Reinbek bei Hamburg 1993)
- Grandjonc, Jacques/Werner, Michael (Hrsg.):
*Exils et migrations d'Allemands 1789-1945. Textes
et études (Cahiers d'Etudes Germaniques 13)*. Aix-
en-Provence 1987
- Grynberg, Anne: *Les camps de la honte. Les internés
juifs des camps français. 1939-1944*. Paris 1991
- Gurs – Ein Internierungslager in Südfrankreich 1939-
1943: *Literarische Zeugnisse, Briefe, Berichte*. Hrsg.
von Michael Philipp. Hamburg 1991
- Herrmann, Hans-Walter: „Beiträge zur Geschichte
der saarländischen Emigration“. In: *Jahrbuch für
westdeutsche Landesgeschichte* 4 (1978), S.354-412
- Hinze, Sibylle: *Deutsche Antifaschisten im Camp Le
Vernet*. Berlin 1988.
- Hubert-Gueraud, Noëlle: „Eine Stimme der fran-
zösischen Internierungslager. Die New Yorker
Zeitschrift *Aufbau/Reconstruction*, 1940-1942“. In:
Cahiers d'Etudes Germaniques 17, 1989. S.93-120
- Kapel, René S.: *Un rabbin dans la tourmente (1940-
1944)*. Dans *les camps d'internement et au sein de
l'organisation juive de combat*. Paris 1986
- Klarsfeld, Serge: *Le Mémorial de la déportation des
juifs de France*. Paris 1978
- ders.: *Vichy – Auschwitz. Die Zusammenarbeit der
deutschen und französischen Behörden bei der „End-
lösung der Judenfrage“ in Frankreich*. Band 9 der
Schriften der Hamburger Stiftung für Sozial-
geschichte des 20. Jahrhunderts. Hamburg 1989
- ders. (Hrsg.): *Le statut des Juifs de Vichy*. Documen-
tation, FFDJF/CDJC. Paris 1990
- Krisher, Henri (Hrsg.): *Les Brigades internationales.
De la guerre d'Espagne à la lutte dans les rangs des
francs-tireurs et partisans de la Main-d'oeuvre
immigrée (FTP-MOI)*. 1936-1945. Nancy 1987
- Laharie, Claude: *Le Camp de Gurs 1939-1945. Un
aspect méconnu de l'histoire du Béarn*, Pau 1985
- Les Camps du Sud-ouest de la France. Exclusion, inter-
nement et déportation. 1939-1944*. Sous la direc-
tion de Monique Cohen et Eric Malo. Toulouse
1994
- Les camps en Provence. Exil, internement, déportation
1933-1944*. Aix-en-Provence 1984
- Les Clandestins de Dieu. Cimade 1939-1945*. Textes
rassemblés par Jeanne Merle d'Aubigné et Vio-
lette Mouchon. Paris 1968
- Les étrangers dans la Résistance en France*. Eine Aus-
stellung des Museums für Widerstand und De-
portation in Besançon. Besançon 1992
- Mallmann, Klaus-Michael: *Das zersplitterte Nein.
Saarländer gegen Hitler. Widerstand und Verweige-
rung im Saarland 1935-1945*. Hg. von Hans-Wal-
ter Herrmann. Bd.1, Bonn 1989
- Paxton, Robert O.: *La France de Vichy, 1940-1944*.
Paris 1973
- Pech, Karlheinz: *An der Seite der Résistance. Zum
Kampf der Bewegung „Freies Deutschland“ für den
Westen (1943-1945)*. Berlin 1987²
- Rafaneau-Boj, Marie-Claude: *Odyssée pour la liberté*.
Paris 1993
- Rajfus, Maurice: *Drancy. Un camp de concentration
très ordinaire. 1941-1944*. Paris 1991
- Répression. Camps d'internement en France pendant la
seconde guerre mondiale. Aspects du phénomène
concentrationnaire*. St. Etienne 1983
- Rosenfeld, Etienne: *De Drancy à ces camps dont on
ne parle pas*. Paris 1991
- Rosh, Lea/Jäckel, Eberhard: „Der Tod ist ein Mei-
ster aus Deutschland“. *Deportation und Ermordung
der Juden; Kollaboration und Verweigerung in
Europa*. Hamburg 1990
- Sagnes, Jean/Caucanas, Sylvie (Hrsg.): *Les Fran-
çais et la guerre d'Espagne. Actes du colloque orga-
nisé par le Centre de Recherche sur les Problèmes de
la Frontière (CREPF)*. Perpignan 1990
- Schramm, Hanna: *Menschen in Gurs. Erinnerungen
an ein französisches Internierungslager (1940-41)*.
Mit einem dokumentarischen Beitrag zur fran-
zösischen Emigrantenpolitik (1933-1944) von
Barbara Vormeier, Worms 1977
- Villegas, J.C. u.a.: *Places d'exil. Les camps de réfugiés
espagnols en France, 1939*. Paris 1989
- Voigt, Klaus: *Zuflucht auf Widerruf. Exil in Italien
1933-1945*. 2 Bde, Stuttgart 1989 und 1993
- Von zur Mühlen, Patrick: *Fluchtweg Spanien – Por-
tugal. Die deutsche Emigration und der Exodus aus
Europa 1933-1945*. Bonn 1992
- Walter, Hans-Albert: *Deutsche Exilliteratur: 1933-
1950*. Bd.3: *Internierung, Flucht und Lebensbedin-
gungen im Zweiten Weltkrieg*. Stuttgart 1988

- Weill, Joseph: *Contribution à l'histoire des camps d'internement dans l'Anti-France*. Paris 1946
- Wellers, Georges: *De Drancy à Auschwitz*. Paris 1946 (Neuaufgabe 1973)
- Wieviorka, Anette: *Ils étaient juifs, résistants, communistes*. Paris 1986
- Zeitoun, Sabine: *Ces enfants qu'il fallait sauver*. Paris 1989
- dies.: *L'Oeuvre de Secours aux enfants (OSE) sous l'Occupation en France*. Paris 1990
- b) *Frauen – Geschichte – Faschismus – Exil – Widerstand*
- Backhaus-Lautenschläger, Christine: *... Und standen ihre Frau: Das Schicksal deutschsprachiger Emigrantinnen in den USA nach 1933*. Pfaffenweiler 1991
- Becher, Ursula A./Rüsen, Jörn (Hrsg.): *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*. Frankfurt/M. 1988
- Berger, Karin u.a. (Hrsg.): *Der Himmel ist blau. Kann sein. Frauen im Widerstand. Österreich 1938-1945*. Wien 1985
- Bock, Gisela: „Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte“. In: *Geschichte und Gesellschaft* 14, 1988. Heft 3, S.364 ff.
- Fischer-Defoy, Christine (Hrsg.): *Charlotte Salomon – Leben oder Theater? Das „Lebensbild“ einer jüdischen Malerin aus Berlin 1917-1943. Bilder und Spuren, Notizen, Gespräche, Dokumente*. Schriftenreihe der Akademie der Künste, Band 18. Berlin 1986
- Fraisse, Geneviève: *La raison des femmes*. Paris 1992
- Francois, Ania: *Il était des femmes dans la Résistance*. Paris 1978
- Frauen und Exil. Zwischen Anpassung und Selbstbehauptung. Jahrbuch der Gesellschaft für Exilforschung*. Bd. 11, hrsg. von Claus-Dieter Crohn. München 1993
- Frisch, Shelley (Hrsg.): *Women in Exile. Special Issue of the Germanic Review* 62, Nr. 3, 1987
- Guidez, Guylaine: *Femmes dans la guerre 1939-1945*. Paris 1989
- Hamelin, France: *Femmes dans la nuit. L'internement à la petite Roquette et au camp de Tourelles 1939-1944*. Paris 1988
- Hausen, Karin (Hrsg.): *Frauen suchen ihre Geschichte*. München 1987²
- Hausen, Karin/Wunder, Heide (Hrsg.): *Frauen-geschichte – Geschlechtergeschichte*. Frankfurt/M.; New York 1992
- Hirschbach Danny/Nowoselky, Sonia: *Zwischen Aufbruch und Verfolgung. Künstlerinnen der zwanziger und dreißiger Jahre*. Bremen 1993
- Klapdor, Heike: „Das Exil der Frauen. Thesen zu einer überlesenen Geschichte“. *Sammlung 5. Jahrbuch für antifaschistische Literatur und Kunst*, hrsg. von Uwe Naumann. Frankfurt/M. 1982
- Kreis, Gabriele: *Frauen im Exil. Dichtung und Wirklichkeit*. Düsseldorf 1984
- Lataster-Czisch, Petra: *Eigentlich rede ich nicht gern über mich. Lebenserinnerungen von Frauen aus dem Spanischen Bürgerkrieg. 1936-1939*. Leipzig und Weimar 1990
- Lixl-Purcell, Andreas (Hrsg.): *Women of Exile. German Jewish autobiographies since 1933*. New York u.a. 1988
- Mittag, Gabriele (Hrsg.): *Gurs. Deutsche Emigrantinnen im französischen Exil*. Mit Photographien von Birgit Kleber. Berlin 1991
- Mittag, Susanne: „Im Fremden ungewollt zuhaus“. *Frauen im Exil*. In: *Exil: Forschung – Erkenntnisse – Ergebnisse* 1 (1981)
- Patsch, Sylvia M.: „Und alles ist hier fremd'. Schreiben im Exil“. In: Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.): *Deutsche Literatur von Frauen*. München 1988
- Pfanner, Helmut F. (Hrsg.): „Die Rolle der Frau im Exil: Im Spiegel der deutschsprachigen Literatur in New York“. In: Arnold u.a. (Hrsg.): *Analecta Helvetica et Germanica*. Bonn 1979. S. 342-359
- Schoppmann, Claudia (Hrsg.): *Im Fluchtgepäck die Sprache. Deutschsprachige Schriftstellerinnen im Exil*. Berlin 1991
- Strobl, Ingrid: „Sag nie, du gehst den letzten Weg“. *Frauen im bewaffneten Widerstand gegen Faschismus und deutsche Besatzung*. Frankfurt/M. 1989
- Thalmann, Rita (Hrsg.): *Femmes et Fascismes*. Paris 1986
- Theweleit, Klaus: *Männerphantasien. 1. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*. Frankfurt/M. 1977
- zur Nieden, Susanne: *Alltag im Ausnahmezustand*. Berlin 1993

- c) *Literatur – Kunst – Exil – Internierung – KZ*
- Bachtin, Michail M.: *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*. Frankfurt/M. 1990
- Bogdal, Klaus-Michael: *Zwischen Alltag und Utopie. Arbeiterliteratur als Diskurs des 19. Jahrhunderts*. Opladen 1991
- Bovenschen, Sylvia: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt/M. 1979
- Das selbstverständliche Wunder. Beiträge germanistischer Märchenforschung*. Hrsg. von Wolfgang Solms in Verbindung mit Charlotte Oberfeld. Marburg 1986
- Früh, Sigrid/Wehse, Rainer (Hrsg.): *Die Frau im Märchen*. Kassel 1985
- Geschlossene Vorstellung. Der Jüdische Kulturbund in Deutschland 1933-1941*. Eine Ausstellung in der Akademie der Künste Berlin. Berlin 1992
- Gilzmer, Mechtild: „Blanche-Neige à Rieucros ou l'art de créer derrière des fils de fer barbelés“. In: *Lendemains* 61. 1991
- Gilzmer, Mechtild: „Fraueninternierungslager in Südfrankreich: Rieucros – Brens (1939 bis 1944)“. In: *Exil* 1, 1993
- Göttner-Abendroth, Heide: *Die Göttin und ihr Heros. Die matriarchalen Religionen in Mythos, Märchen, Dichtung*. München 1980
- Gurs – Deutsche Emigrantinnen im französischen Exil*. Eine Ausstellung im Werkbundarchiv in Berlin. Katalog zur Ausstellung mit einem Vorwort von Gisèle Freund. Hrsg. von Gabriele Mittag. Mit Fotografien von Birgit Kleber. Berlin 1991
- Gurs. Ein Internierungslager in Südfrankreich. 1939-1943. Zeichnungen, Aquarelle, Fotografien*. Sammlung Elsbeth Kasser. Katalog zur Ausstellung des Skovgaard Museums, Viborg (Dänemark) Oktober/November 1989. Deutscher Katalog zur Wanderausstellung in Deutschland.
- Hippen, Reinhard: *Satire gegen Hitler. Kabarett im Exil*. Zürich 1986
- Hofmeyer, Günther/Lammel, Inge: *Lieder aus den faschistischen Konzentrationslagern*. Berlin 1962/63
- Jeanne Mammen. *Köpfe und Szenen*. Berlin 1920 bis 1933. Katalog zur Ausstellung. Bonn 1991
- Koch, Gertrud: *Die Einstellung ist die Einstellung. Visuelle Konstruktionen des Judentums*. Frankf./M. 1992
- Korff, Gottfried: „Volkskultur und Arbeiterkultur“. In: *Geschichte und Gesellschaft*. Band 5, 1979
- Kunst im Exil in Großbritannien. 1933-1945*. Eine Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst. Berlin 1986
- Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil, 1933-1945*
- Band 1: *Exil in der UdSSR*. Hrsg. von Klaus Jar-matz, Simone Barck u. Peter Diezel. Leipzig 1979
- Band 6: *Exil in den Niederlanden und in Spanien*. Hrsg. von Klaus Hermsdorf, Hugo Fettig, Silvia Schlenstedt. Leipzig 1981
- Band 7: *Exil in Frankreich*. Hrsg. von Dieter Schiller, Karlheinz Pech, Regine Herrmann und Manfred Hahn. Leipzig 1981
- Künste im Exil. Jahrbuch der Gesellschaft für Exilforschung*, Bd. 10, hrsg. von Claus-Dieter Krohn. München 1992
- Laqueur, Renata: *Schreiben im KZ. Tagebücher 1940-1945*. Bremen 1992
- Lehmann, Albrecht: „Erzählen im Gefangenenlager. Über Formen und Funktionen des Erzählens in einer extremen Lebenssituation“. In: *Fabula* 1/2 1984, S.1-17
- Les Camps d'internement du midi de la France. 1939-1944*. Ausstellung der Stadtbibliothek Toulouse, Toulouse 1990
- Linde-Bernays, Hermann (Hrsg.): *Künstlerbriefe über Kunst. Bekenntnisse von Malern, Architekten, Bildhauern aus 5 Jahrhunderten*. Dresden 1926
- Mittenzwei, Werner: „Das weithin unbekannte Leben der Sylta Busse“. In: *Sinn und Form* 3, 1990, S.635-641
- Moll, Michael: *Lyrik in einer entmenschlichten Welt. Interpretationsversuche zu deutschsprachigen Gedichten aus nationalsozialistischen Gefängnissen, Ghettos und KZs*. Frankfurt/M. 1988
- Münchow, Ursula: *Arbeiterbewegung und Literatur. 1860-1914*. Berlin, Weimar 1981
- Pan, Peter: *Lachen trotz Tod und Teufel. Gesänge hinter Stacheldraht. Kriegsnotizen eines Kabarettisten 1939-1945*. Leipzig 1962
- Rohrwasser, Michael: *Der Stalinismus und die Renegaten: Die Literatur der Exkommunisten*. Stuttgart 1991
- Salomon, Charlotte: *Leben oder Theater? Ein autobiographisches Singspiel in 769 Bildern*. Mit einem Vorwort von Judith C.E. Belifante, einer Einlei-

- tung von Judith Herzberg und einer editorischen Notiz von Gary Schwartz. Köln/Maarsen 1981
- Salomon, Charlotte: *Vie? ou Théâtre?* Eine Ausstellung im Musée national d'art moderne, Centre Georges Pompidou. Paris 1992
- Schmückle, Hans-Ulrich/Busse, Sylta: *Theaterarbeit. Eine Dokumentation*. Hg. von Eckehart Nölle. München o.J.
- Seyfert, Michael: *Im Niemandsland: Deutsche Exilliteratur in britischer Internierung. Ein unbekanntes Kapitel deutscher Kulturgeschichte des Zweiten Weltkriegs*. Berlin 1984
- Strelka, Joseph Peter: „Was ist Exilliteratur? Zur Begriffsbestimmung der deutschen Exilliteratur seit 1933“. In: *Exil 1*, 1981
- Spörk, Ingrid: *Studien zu ausgewählten Märchen der Brüder Grimm. Frauenproblematik, Struktur, Rollenlehre, Psychoanalyse, Überlieferung*. Königstein 1986
- Staar, Sonja: *Kunst, Widerstand und Lagerkultur. Eine Dokumentation*. Weimar-Buchenwald 1987
- Stephan, Alexander (Hrsg.): *Exil. Literatur und die Künste nach 1933*. Bonn 1990
- Stern, Guy: „Prolegomena zu einer Typologie der Exilliteratur“. In: *Literatur im Exil: Gesammelte Aufsätze 1959-1989*. München 1989
- Weigel, Sigrid: „Und selbst im Kerker frei ...“ *Schreiben im Gefängnis. Zur Theorie und Gattungsgeschichte der Gefängnisliteratur (1750-1933)*. Marburg 1982

Leerseite

291 SULB



0007762624



*Wir sind von Kopf bis Fuß auch hier auf Liebe eingestellt,
auch das ist unsere Welt, doch das besagt noch gar nichts.*

*Männer allein machen uns nicht froh.
Wir wollen heraus hier aus Rieucros.*

*Dann sind von Kopf bis Fuß wir auf's Leben eingestellt,
denn das ist erst die Welt und sonst gar nichts.*

*Der allergrößte Rummel bei uns in Rieucros
das ist der Abschiedsrummel, dann sind wir alle froh.
Da fühlt man mit Begeisterung, daß das auch möglich ist.
Wir sehen in der einen, daß man uns nicht vergißt.*

*Heraus von Kopf bis Fuß aus Rieucros
da wartet schon die Welt und sonst gar nichts.*

Steffi Spira, November 1940

*Als „feindliche Ausländer“ wurden
in Frankreich zwischen 1939 und 1944
Frauen der verschiedensten
Nationalitäten interniert. Neben den
Rahmenbedingungen der Internierung
stellt Mechtild Gilzmer den Alltag und
die politischen, aber auch die künst-
lerischen Aktivitäten der Internierten in
den beiden Fraueninternierungslagern
Rieucros und Brens dar. Dafür hat sie
vielfältiges Material von den
Überlebenden zusammengetragen:
Tagebücher und Briefe, Märchen,
Zeichnungen und Photos. Kernstück der
Abbildungen bildet ein Skizzenbuch, das
den Lageralltag detailliert vor Augen
führt. Die Interpretationen der im
Lager entstandenen Texte und
Zeichnungen zeigt, daß sich die Frauen
– ausgelöst durch die Extremsituation –
auch mit gängigen Rollenklischees
auseinandergesetzt haben.*



Mechtild Gilzmer

*hat in Saarbrücken und Paris
Germanistik und Romanistik studiert
und an der Freien Universität in
Berlin promoviert.*

*Sie war lange in Toulouse/Frankreich
als Deutschdozentin tätig. Dort
entstand ihr Interesse am Thema Exil.
Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin
im Fachbereich Germanistik der
FU Berlin.*